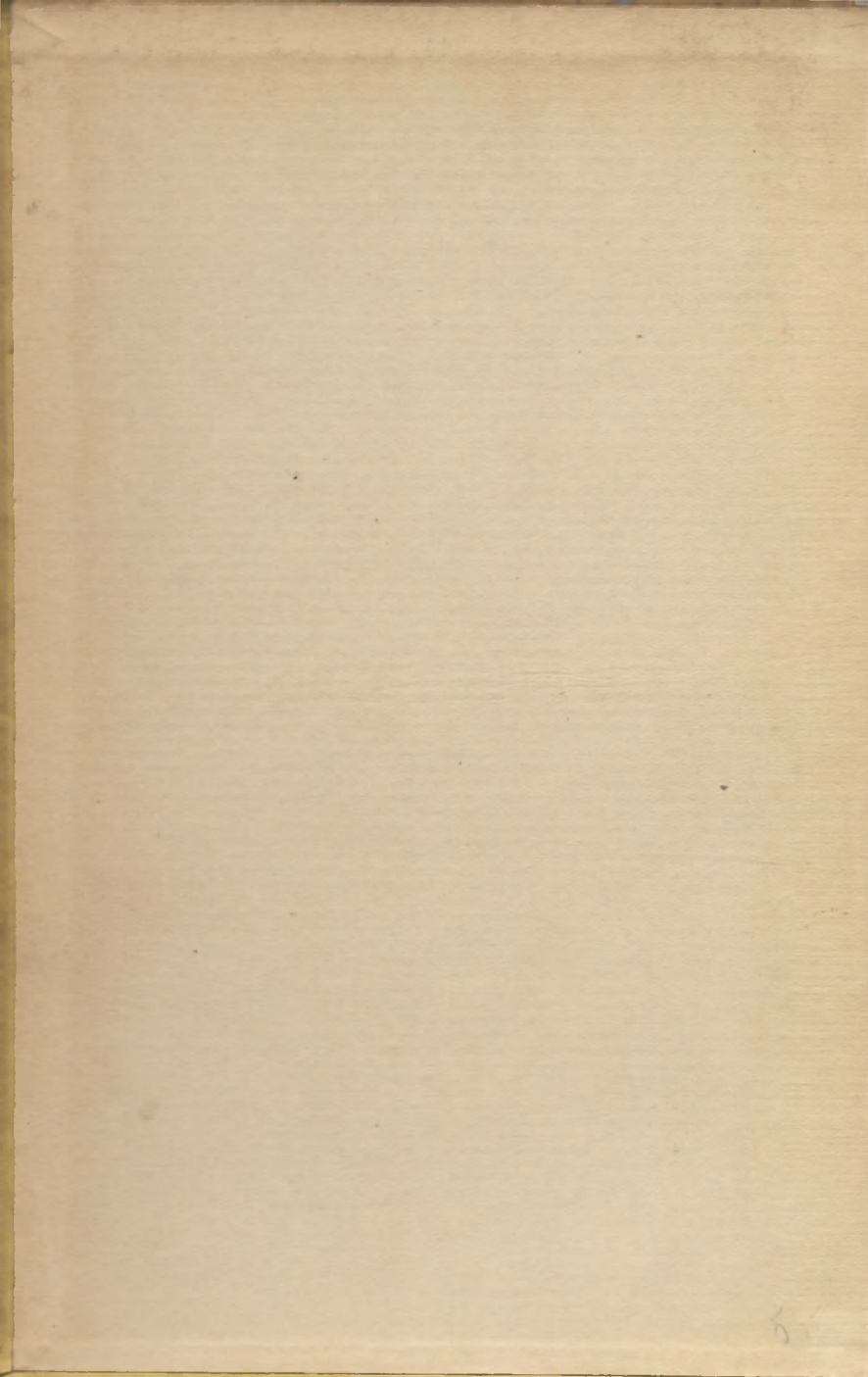




Breslauer
Sagen



5. / 2. - Gerhard Schun

Breslauer Sagen

3. und 4. Auflage

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1926 by Ostdeutsche Verlagsanstalt G. m. b. H., Breslau



Carl Bruch gezeichnet, Th. M. Meissel delin. sculp.

1860.

Durchsicht Durch Peter Schombogen auf der Ohlauer Strasse in Breslau.

Breslauer Sagen

gesammelt
und herausgegeben
von

Prof. Dr. Richard Kühnau

*

Mit 28 Bildern
von
Alt-Breslau



1 9 2 9

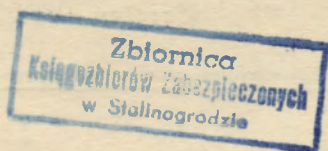
Ostdeutsche Verlagsanstalt G. m. b. H.
Breslau

8645/59

18.11.62

210112
I

Dar
Wyd. śląsk
18.11.59. [2:]u



Vorwort des Herausgebers zur ersten Auflage.

Wie die Münze von Hand zu Hand, so geht die Sage von Mund zu Mund. Das ist ihr Begriff, und das bezeichnet ihr Name. Ist sie aber eine Erzählung, die mündlich weitergegeben wird, so ist sie auf das Gedächtnis ihrer Träger angewiesen. Das Gedächtnis ist verschieden. Im allgemeinen aber hält es nur das Wesentliche fest. Umständliche Beschreibungen, Schilderung von Stimmungen und seelischen Bewegungen, gelehrte Erklärungen werden nicht behalten. Die Sage ist kurz und bündig. Das ist ein Kennzeichen ihrer Echtheit.

Während ihrer Wanderung von Mund zu Mund bleibt sie nicht immer gleich. Das Gedächtnis ist nicht immer treu, und der Erzähler läßt weg, ergänzt oder ändert ab. Solche Varianten sind dem Sagensammler wertvoll, sie sind ihm ein weiterer Beweis, daß er es mit echter Volks Sage zu tun hat. Wären nur immer die Abwandlungen gewissenhaft aufgezeichnet worden, so hätten wir in ihnen ein vorzügliches Mittel der Kritik.

Sagen zu sammeln zu dem Zwecke, altes Volksgut festzuhalten, ehe es verschwindet, ist ein noch junges Beginnen. Es setzte erst ein, als die Romantik den Blick auf unser eigenes Volkstum gelenkt hatte. Draußen im Lande, wo die Sage noch lebendig ist, macht das keine so großen Schwierigkeiten, namentlich nicht für den, der sich lange mit diesen lieblichen Kindern der Volksphantasie beschäftigt hat; denn es sind ausgetretene Pfade, auf denen sie sich bewegen.

Anders liegt es bei den Sagen einer Großstadt wie Breslau. Sie leben nicht mehr, abgesehen von geringen Spuren. Sie sind petrefakt geworden, und es gilt nur noch,

sie wie Versteinerungen einer verflossenen Zeit in einem Museum aufzubewahren. Die Sage ist auch hier einmal lebendig gewesen, zu einer Zeit, wo Breslau noch nicht, wie heute, im Zeichen des Verkehrs und eines lebhaften Bevölkerungswechsels stand. Die Sage gedeiht nur in einem festhaften Volke, das an seiner Scholle hängt und eine Überlieferung hat, die von den Eltern auf die Kinder sich forterbt. Wieviel Sagen mögen aus der Zeit Alt-Breslaus auf immer verschwunden sein — wir wissen es nicht. Was erhalten ist, verdanken wir dem Zufall, der zufälligen Aufzeichnung. Im allgemeinen hatte man keinen Sinn dafür, Sagen als solche schriftlich festzuhalten, aber als „Curiositäten“ oder „Merkwürdigkeiten“ fanden sich den Weg in die Chroniken der Stadt. Das änderte sich erst mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, als man anfang, die Sage als Stoff der Dichtung zu betrachten. Und doch lag darin etwas der echten Volksage Abträgliches. Sie wurde erweitert zur Novelle, sie wurde mit Handlungen verflochten, die des Dichters freies Eigentum waren. Man muß seinen Blick für das Echvolkstümliche schon sehr geschult haben, wenn man es von der Zudichtung reinlich scheiden will, und auch dann fehlt oft die genügende Sicherheit. Diese romantisch ausgesponnenen Sagen wurden aber sicherlich viel gelesen, und daraus entstand eine eigenartige Folgeerscheinung. Wenn dem Volke eine Erzählung besonders gefällt, so nimmt es sie in sein Bewußtsein auf, erzählt sie weiter, kürzt und gestaltet sie nun und macht sich eine neue Sage zurecht, die dann in den Kreislauf der mündlichen Weitergabe eintritt. Wo das der Fall ist, kann die Novelle als Quelle nicht außer acht gelassen werden.

Diese besonderen Verhältnisse stellen den Verfasser eines Breslauer Sagenbuches vor eine nicht leichte Aufgabe. Wie steht es nun mit den bisherigen Sammlungen Breslauer Sagen?

Vereinzelt sind Breslauer Sagen schon seit etwa einem Jahrhundert in verschiedene Sagensammlungen eingereiht worden. Aus dem Verzeichnis der „Quellen und Rinnsale“

wird man das ersehen können. Die einzige umfassende Sammlung rührt von Fritz Enderwitz her, der in seinen *Breslauer Sagen und Legenden**) 1921 und 1922 in zwei Teilen mit Fleiß und Umsicht allen ihn zugänglichen Stoff vereinigt hat. Die Sagen sind geschickt und ansprechend nacherzählt, auf sachliche Anordnung ist verzichtet, ebenso auf kritische Bemerkungen. Die Quellenangabe ist mangelhaft, ein Namen- und Sachregister fehlt. Das Werkchen dient dem gewöhnlichen Unterhaltungsbedürfnis der Jugend und empfiehlt sich durch seinen gut anempfundenen Buch- und Bildschmuck von W. Bayer. Ein tieferes heimatkundliches Interesse vermag es nicht zu befriedigen, ein Sagenbuch nach heutigem Begriff ist es nicht. Es verhält sich zu einem solchen wie angefahrenes Baumaterial zum Bau. Alexander Kirchners *Breslauer Balladen* (1922) in ihrem bewundernswerten Fluß geben nur eine Auswahl und verfolgen romantisch-dichterische Ziele. Erwähnt sei noch das Buch: *Breslauer Märchen*, von Heinz von Hardenberg, 2 Teile, Leipzig, 1905 und 1906. Auf die Bezeichnung „Märchen“ ist kein Wert zu legen, es könnte ebensogut „Sagen“ heißen. Es sind aber keine Volks-, sondern Kunstmärchen, frei erfunden, hübsch erzählt mit eingeflochtenen volkstümlichen Anschauungen und Wizen. Das Buch scheidet für unseren Zweck aus.

Für den Aufbau des vorliegenden Sagenbuches mußte das Material, soweit es zu erreichen war, auf Grund der eingangs behandelten Richtlinien geprüft werden, um einwandfreie Werkstücke zu gewinnen. Die überwiegende Zahl der Enderwitzschen Stücke war nicht zu beanstanden, neue Quellen und Minnsale erschlossen noch so viel Sagengut, daß die Anzahl der Stücke auf weit über das Doppelte anwuchs. Bei der Zusammenstellung ergab sich, daß die Mehrzahl der Breslauer Sagen sich an gewisse Gegenstände (Kirchen, Kapellen, Türen und Tore, Häuser, künstliche Gebilde, auf-

*) Die Legende als Sage aus dem Leben eines Heiligen ist nur in der Ezeiaslsage vertreten.

fallende Namen) oder an Personen, meist mit historischer Bedeutung, anlehnt und damit dem Gebiete der geschichtlichen Sage angehört. Ein Gutteil der Gegenstände sind der Zeit zum Opfer gefallen und damit ist die lebendige Sage abgestorben. Nur wo die Gegenstände noch vorhanden sind, läßt sich bisweilen ein gewisses Weiterleben im Volksmunde feststellen, wie beim steinernen Kopfe am Dom, der Dohle auf der Kreuzkirche, der Hahnkrähe, dem Sichelstür, dem Klößeltor und anderen. Ein Witz mag manchmal bei der Sage zu Paten gestanden haben. Die Sünderglocke hat durch Wilhelm Müllers ausgezeichnete Ballade ihren Sagengehalt weit über die Grenzen der Heimat verbreitet. Die mythische Sage ist nur in kümmerlichen Resten nachweisbar, am meisten in der Spuk- und Gespenstersage. Auch die nähere und weitere Umgegend blieb nicht unberücksichtigt, soweit Aufzeichnungen darüber vorhanden sind. Hier läßt sich noch manche Entdeckung erhoffen, sobald sich örtliche Sammler finden, die sachgemäß der mündlichen Überlieferung nachgehen. Es könnte daraus einmal ein besonderes Sagenbuch entstehen, das bei Wanderungen gute Dienste leisten würde. Um das berechtigte Interesse der Jugend am Gegenständlichen nicht zu stören, wurde eine Scheidung durchgeführt. Die Sagen gestalt wurde von den Quellen nachweisen und den kritischen Bemerkungen getrennt und diese nach hinten verwiesen. Wer an ihnen kein Interesse hat, mag sich mit der reinen Sage begnügen, er braucht nicht die Arbeit zu merken, die auf ihre Abfassung verwendet worden ist.

Es ist mein Wunsch, daß nicht bloß die Jugend an diesen Früchten einer vergangenen Zeit Gefallen finde, auch das von der Arbeit und Sorge des Alltags abgespannte Alter möge gern nach ihnen greifen. Großstädtische Vergnügungen bringen kaum die erwünschte Erholung. Wer gesund bleiben will, der genieße gesunde Kost. Hier ist etwas, was erfrischt und jung macht.

Den reichen Schatz von Darstellungen aus Alt-Breslau, der das Buch schmückt, verdanke ich neben Rolands Topographie hauptsächlich der Bach-Mükelschen Sammlung

hundertjähriger Federzeichnungen, die mir die Verwaltung des hiesigen Museums der bildenden Künste bereitwilligst zur Verfügung gestellt hat. Ihr spreche ich an dieser Stelle meinen ergebensten Dank aus. Desgleichen danke ich der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, die als Besitzerin der Sammlung ihre Genehmigung zur Benutzung gern erteilte.

Und so möge das Buch voll Zuversicht seinen Weg in die Öffentlichkeit antreten.

Breslau, im Januar 1926.

Prof. Dr. Richard Kühnau.

I

Die Stadt und ihre Heiligtümer

1. Die Gründung Breslaus.

Wann die erste Niederlassung von Menschen an der Stelle der späteren Stadt erfolgt ist, weiß man nicht. Miesko, der Polenherzog, soll (im Jahre 965) hier mit seiner Braut Dombrowka zusammengetroffen sein. Slawische Fischerhütten lagen damals an der Einmündung der Ohle in die Oder. Die Ohle strich in zwei Armen zur Oder, und zwischen diesen, dort wo heute die Holsteihöhe liegt, mag eine Art Burg gelegen haben, ein Holzbau gewiß. Einer (Nicolaus Pol) sagt, es hätten damals über der Oder gen Mittag drei oder vier spitze Häuser oder Türme gestanden, von denen noch zu seiner Zeit (Anfang des 17. Jahrhunderts) Reste vorhanden gewesen seien. Ein anderer (Goedsche) meint, die Burg hätte auf der Dominfel gelegen und auf beiden Seiten der Oder ärmliche Fischerhütten, dort aber, wo links der Oder die heutige Stadt liegt, sei ein ausgetrockneter Pfuhl*) mit dickem Eichengebüsch gewesen, und ein Hügel mit mächtigen Eichen an der Stelle des heutigen Rathauses. Wie dem auch sein mag, Miesko fand nur eine Ansiedlung weniger Menschen vor. Der Ort war so unbedeutend, daß er es nicht der Mühe wert fand, hier eine Kirche zu bauen. Er soll nämlich auf Anregung des hl. Adalbert neun Kirchen gebaut und Bistümer gestiftet haben, darunter eins in Schlessen zu Schmogra (Schmograu bei Namslau), das damals eine größere Ortschaft gewesen sei.

Doch soll es diesem Miesko zu verdanken sein, daß Breslau sich entwickelte und bald alle anderen Orte Schlesiens übertraf. Er soll „diesen Ort jenseits der Oder gegen Mitternacht, wo ihund der Elbing gelegen, haben aufrichten lassen.“ Weil nun die Inwohner auf all dortiger sogenannten polni-

*) Daß Breslau auf einem ausgetrockneten Pfuhl erbaut sei, wird noch heute erzählt. Die erste Nachricht davon schon bei Euseb., 1571.

ischen Seiten nicht wohl fortkommen können, so hat hernach um das Jahr 1025 der böhmische Herzog Wratislaus, welcher bei damaligem Interregnum fast ganz Schlessien inne gehabt, solchen Ort diessseits der Oder gegen Mittag — verlegt, den Inwohnern Stadtgerichtigkeit erteilet und den Ort nach seinem Namen Wratislavia benannt (Gomolck).

* In Wirklichkeit liegt die Sache so, daß die Gründung des Ortes Breslau bis in den Anfang des 10. Jahrhunderts zurückgeht. Die Auffindung eines Pfennigs, der auf der einen Seite den Namen Boleslaus um ein Schwert und ein Kreuz, auf der andern ein Kirchengebäude und die Umschrift Bratsao aufweist, macht es deutlich, daß der Name der Stadt auf einen Fürsten Wratislaw zurückgeht. Dieser kann kein anderer gewesen sein als Wratislaw I. von Böhmen, der Vater Boleslaws I. Dieser hatte ganz Mittel- und Niederschlessien unter seine Herrschaft gebracht und gründete nicht lange vor seinem Tode (921) zum Schutz gegen die ihm feindlichen Polen auf der anderen Oberseite eine Burg, etwa an der Stelle der heutigen Holteihöhe. Der Polenherzog Miskä I. eroberte 990 ganz Schlessien bis zu den Sudeten zurück, und bald darauf muß auch das Bistum Breslau gegründet worden sein. Aber das Polenreich verfiel im folgenden Jahrhundert wieder in Schwäche, und der kriegerische Böhmenherzog Brzetislaw (nicht Wratislaus, wie Gomolck sagt) eroberte Breslau und drang sogar bis Gnesen vor. Erst 1054 gab Brzetislaw auf Vermittlung Kaiser Heinrichs III. die schlessischen Gebiete an Polen zurück. Danach ist Breslau also eine böhmische Gründung.

Über die Anfänge Breslaus berichtet schon Barthel Stein in seiner Beschreibung von Schlessien 1512: Es war im Anfange eine so unbedeutende Niederlassung, daß der Prämonstratenser-Abt, zu dessen Besitzungen sie damals gehörte, sie gegen ein Dorf vertauscht haben soll; sein Kloster nämlich, das jetzt (1512) außerhalb der Mauern jenseits der Oder liegt, war ihr sowohl an Gebäuden wie an Reichtum weit überlegen. Wie die Sage geht, sollen damals an der Stelle Sägewerke, und zwar mehrere, gestanden haben, die

mit Benutzung eines Wasserrades Stämme zu Brettern zerschnitten, doch sollen das keine Mühlen, wie man sie heute nennt, gewesen sein, wo man den zum Zerspalten bestimmten Balken unter eine durch Räderkraft auf- und abwärts getriebene Säge bringt. Dennoch war das eine merkwürdige und gewinnbringende Anlage. Später sollen diesseits des Flusses drei nach verschiedenen Richtungen hin gelegene viereckige Gebäude, die das Aussehen von Türmen hatten (ternae ex diverso aedes in turrium formam quadratae), errichtet worden sein, danach am Zusammenfluß zweier Oderarme eine zum Sitz des Landesherzogs bestimmte Burg. Das seien die Anfänge der Stadt gewesen.

2. Der Eichelberg und das Rathaus.

Es ist eine alte Volksmeinung, daß Breslau auf einem trockengelegten Sumpfe erbaut sei, und das mag wohl seine Richtigkeit haben. Aber eine höhere Stelle hat es doch gegeben, wo die Überschwemmungen der Oder nicht hinkamen. Das ist dort gewesen, wo später das Rathaus hingebaut wurde. Es war da ehemals ein Hügel mit Eichen bewachsen, den man deshalb den Eichelberg nannte. Ja, es sollen sogar heilige Eichen gewesen sein von mächtigem Umfange, und nur geweihte Personen (heidnische Priester) durften ihn betreten, und darum hieß der Ort auch in der damaligen Sprache die Eichenburg. Noch heute soll man zum Andenken daran über dem Schweidnitzer Keller ein Paar Eicheln in Stein gehauen sehen können. Auch hat sich eine Erinnerung im Volksmunde erhalten, der drei Eicheln für das Wahrzeichen von Breslau erklärt.

* In der Tat ist der Mittelerker über dem Schweidnitzer Keller am Giebel mit Frauenschubeln geschmückt, die in Eicheln endigen. Das Rathaus selbst ist aber erst 1331 zu bauen begonnen worden, nachdem der Ring bereits 1242 abgesteckt und bebaut worden war. Daneben wird aber noch von einem alten Rathause erzählt.



3. Das Alte Rathhaus mit dem Mönch und der Nonne.

Das Alte Rathhaus ist nicht das jetzige berühmte Schmuckstück unserer Stadt, das man wohl auch das Alte Rathhaus nennt, im Gegensatz zu dem neueren Stadthause. Das Alte Rathhaus besteht nicht mehr, bestand aber schon vor dem jetzigen und war ein Privatgebäude. Es lag, ehe es eingestürzt wurde, am Kränzel- oder Kräutermarkt, und hatte die Nr. 30 (gegen Anfang des vorigen Jahrhunderts Nr. 1201). Es war vier Stock hoch und diente den polnischen Königen aus dem sächsischen Hause, namentlich August II., bei ihren vielen Durchreisen als festes Absteigequartier. Aus diesem Grunde sah man über der Haustür das polnische Wappen und dabei einen Reiter (einen Teil des litauischen Wappens). Auf dem Hausflur erblickte man rechts den schlesischen und polnischen Adler und den böhmischen Löwen in Stein gehauen, die man um 1700 auffand. Links, gleichfalls in Stein gehauen, waren die Bildnisse eines Mannes und einer Frau, vielleicht eines Brautpaares, da der Mann einen Ring vom Finger zog, um ihn wahrscheinlich der Frau zu übergeben.

* An die beiden letztgenannten Bildwerke knüpft sich folgende Sage: Es ist etwas Merkwürdiges um das Christentum. Es war zwar in Schlessen gewaltsam eingeführt worden, aber kurze Zeit nach seiner Einführung ergriff es bereits die Gemüther mit solcher Gewalt, daß sie sich der schwersten Zucht unterwarfen. Da war auch in Breslau ein Jüngling, mit Namen Palisus, der fühlte in sich den Drang, der Welt zu entsagen und ewige Keuschheit zu geloben. Und doch war noch kein Kloster am Orte, ja selbst ein Priester fehlte, in dessen Hand er sich verpflichten konnte. Da versammelte sich der Rat der noch kleinen Ansiedlung in dem eben erbauten Rathhause, um sein Gelübde entgegenzunehmen.

Gleichzeitig erschien auch eine Jungfrau, die sich zur selben Entsagung feierlich verpflichten wollte. Der Vorsteher machte sie auf die Unverbrüchlichkeit ihres Entschlusses aufmerksam, desgleichen auf die schwere Strafe, die sie treffen müßte, wenn sie untreu würden. Als sie ihr Gelübde abgelegt hatten, wurde ihnen ein Häuschen an der Ohle angewiesen, in dem sie zwar Wand an Wand, aber räumlich getrennt fortan wohnen und ihrer Arbeit nachgehen sollten.

Sie hatten sich bei der feierlichen Handlung zum ersten Male gesehen, und der gegenseitige Blick hatte in ihnen eine Empfindung hervorgerufen, der sie sich in ihrer Abgeschlossenheit nicht erwehren konnten. Sie vertiefte sich immer mehr, je einsamer sie sich fühlten, und ihr Gemüt war nicht stark genug, sie zu überwinden. So erwachte schließlich eine Leidenschaft, die ihnen zum Falle wurde. Als einmal die Sehnsucht ihn überwältigte, durchbrach Palisius die Schranke gewaltsam und fand williges Gehör bei seiner nun nicht mehr getrennten Gefährtin. Die Zusammenkünfte wurden häufiger, und sie überließen sich fessellos ihrem neuen Glück. Aber nicht lange, da wurden sie entdeckt. Die junge Nonne ward gefänglich eingezogen und beschuldigt, ihr Gelübde gebrochen zu haben. Sie leugnete, aber als man sie auf die Folter spannte, gestand sie alles und gab ihren Nachbar als ihren Mitschuldigen an. Der Richterspruch war hart, beide, der Mönch und die Nonne, wurden zum Tode durch Einmauerung verurteilt. Beide wurden zusammen, wie sie gesündigt, vom Sonnenlicht und vom Leben abgeschlossen.

Zur bleibenden Erinnerung und Abschreckung wurden zwei Steinplatten mit den Bildnissen der Unglücklichen an die Öffnung ihres Verließes gesetzt. Im Alten Rathause waren diese Bilder noch im vorigen Jahrhundert zu sehen, halb erloschen und schwer zu erkennen. Man konnte aber sehen, wie der Mann einen Ring vom Finger zog, um ihn der Frau zu überreichen. Die Sage vom Mönch und der Nonne wird immer wieder erzählt bis zum heutigen Tage.

4. Prophezeiung vom Untergange Breslaus.

Eine alte Breslauerin wußte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von einer Sage zu erzählen, die sie einst gehört hatte. Danach wird Breslau einst vom Erdboden verschwinden, man wird nichts mehr sehen als eine Bodenerhöhung. Dort wird der vorüberfahrende Postillon mit der Peitsche knallen und den Reisenden sagen: Hier hat Breslau gestanden.

* Auch von Prag berichtet Vernalcken die gleiche Sage: Von allen Seiten werden die Feinde ins Land einbrechen und plündernd und mordend durch dasselbe ziehen; die Hauptstadt wird dem Erdboden gleichgemacht, so daß man schwer den Ort finden wird, an dem sie gestanden ist, und der Fuhrmann wird mit der Peitsche knallen und klagend rufen: Hier stand einst die schöne große Stadt Prag. Unsere Sage ist sicher nur eine Übertragung von Prag.

5. Die Agidikirche und das Martinikirchlein von Peter Wlast gegründet.

Das älteste noch erhaltene Bauwerk in Breslau ist die St. Agidikirche, neben dem Klostertor, gegenüber dem Dom. Sie soll vom Grafen Peter Wlast erbaut sein zu Ehren seines Sohnes Agidius, auch von ihm mit einigen Stiftungen beschenkt worden sein. Desgleichen soll Peter Wlast die Martinikirche erbaut haben.

* Beide Überlieferungen sind ungeschichtlich. Die Agidikirche wurde von dem Dekan Viktor zwischen 1213 bis 1228 erbaut. Die Martinikirche ist allerdings in Peter Wlasts Zeiten erbaut, aber nicht von ihm, wahrscheinlich von Bischof Walter, der auch die Prämonstratenserabtei St. Martin gründete.

6. Die weiße Rose im Dom zu Breslau.

Es geht die Sage, daß ein Domherr, der frühmorgens in seinem Chorstuhl eine weiße Rose findet, nach Ablauf von drei Tagen sterben muß. Diese Sage erzählt man nicht bloß vom Breslauer Dom, sondern auch anderwärts (vom Dom zu Lübeck und dem zu Hildesheim, sowie von einer weißen Lilie in der Klosterkirche zu Korwei).

Das soll nun zu verschiedenen Malen geschehen sein. Zuerst wird es von Bischof Laurentius erzählt. Es war seit jeher bekannt, daß der Bischof, der zur Zeit der hl. Hedwig in Breslau lebte, ein leidenschaftlicher Liebhaber der Rosen war. Er hatte einen Stock der Blume, die man bis dahin in Schlessen nicht kannte, von seinen Reisen in Italien mitgebracht und züchtete sie auf seinem Sommersitze zu Preichau bei Steinau. Rosenduft war sein höchster Genuß, selbst in seinem Schlafzimmer mußten immer ganze Büsche blühender Rosen stehen. Das brachte ihm einmal den Tod. Durch den ausströmenden Duft erkrankte der Bischof an einem Katarrh, der ihn am 3. Juli 1232 dahinraffte.

Später sagte man, mit dem Tode des Bischofs hätte es doch eine andere Bewandnis gehabt. So entstand die Sage von der weißen Rose des Bischofs Laurentius.

Noch ehe Laurentius zum Bischof gewählt wurde, weilte er oft auf seinen Gütern bei Steinau, namentlich in Preichau. Gern besuchte er den alten Ritter Lutko, der mit seiner Tochter Agnes auf halb verfallenem Schlosse hauste. Agnes war eine so zarte, reine Jungfrau, daß sich Laurentius zu ihr hingezogen fühlte. Er hielt es für natürliche Zuneigung. Als aber Agnes aus unerkennbarer Ursache erkrankte, merkte er, daß es Liebe war. Sie starb zu zart für diese Welt, und an ihrem Sarge entsagte Laurentius aller Eitelkeit der Welt, er wollte ihr Andenken heilig halten. Er ward darauf zum Bischof von Breslau gewählt und führte ein reines, gottbegeistertes Leben und war als Bischof ein Muster. Lange war es so gegangen, da ergriff ihn eine

Wehmut und Sehnsucht nach den wohlbekannten Fluren. Er fuhr nach Preichau. Lutko war tot, und er ging auf den Gottesacker. Da sah er Agnes' Grab mit Büschen von weißen Rosen bewachsen, zwei Trauerweiden beschatteten den Hügel. Er ließ die Büsche ausgraben und neue vom Totengräber darauf setzen. In Breslau sollten sie auf seinem Schlosse weiter blühen. Er atmete ihren Duft in seinem Schlafgemach und hatte ein Traumbild. Agnes kam und hatte eine weiße Rose in der Hand. Sie war von anderer, jenseitiger Flur. Und sie redete und forderte ihn auf, auch dorthin zu kommen, dort seien die Rosen so schön. „Sieh', ich hab' Dir eine mitgebracht, nimm sie!“ Dann verschwand sie. Nacht wurde es vor Laurentius' Augen. Am anderen Tage fand man ihn tot in seinem Betstuhl. Die alten Chroniken sagen: er sei an zu viel und starkem Rosengeruch gestorben 1232. Die weiße Rose aber hat noch oft den Müden abgerufen ins Paradies, denn sie ist eine Botin aus dem Jenseits.

* Eine größere Abwandlung zeigt die Sage in der Form, daß ein Jüngling (Name nicht genannt) in die tiefste Trauer versetzt wird, weil ihm die, die er liebte, entrisSEN wird. Er wird Mönch, später Bischof, aber der Schmerz seiner Jugend will nicht von ihm weichen. Als er in hohem Alter einmal wieder in seinem Betstuhl kniet, erscheint ihm die heilige Jungfrau in Rosenwolken und überreicht ihm eine weiße Rose. Die solle er an sein Herz legen, da werde seine Sehnsucht gestillt werden. Sie stamme vom Grab seiner Liebe, und werde der Lohn sein für seine Frömmigkeit. Am andern Morgen fand man den Bischof tot im Betstuhl.

Die Rosen des Bischofs Strachwitz.

Es war im Mai, da zog Bischof Strachwitz gen Kloster Leubus mit Gefolge von Prälaten. Das Kloster feierte ein Jubiläum, wozu der Abt den Bischof eingeladen hatte. Nach der kirchlichen Feier versammelten sich die Herren im Refektorium zu einer Festtafel. Sie war prächtig ausgestattet, das Prächtigeste aber war der Rosenflor, mit

dem sie geschmückt war. Dieser entzückte den Bischof so sehr, daß er sich alsbald Ableger vom Abte ausbat, um auch in seinem Garten zu Breslau solch schöne Rosen ziehen zu können.

Es mochte manches Jahr vergangen sein, da begab sich Bischof Strachwitz abends in sein Schlafgemach und kniete in den Betstuhl zum Abendgebet. Das Gemach war angefüllt mit den schönsten blühenden Rosen, die aus seinem Garten gebrochen waren. Der süße, betäubende Duft brachte ihn zum Einschlafen. Im Traume erschienen ihm die „Rosenfeelen“, und die schönste küßte ihn, er mußte seiner Jugend gedenken, und während sein greises Antlitz sich jugendlich verklärt, küßt ihn die böse Elfe zu Tode.

7. Die weiße Rose des jungen Priesters.

Wenn ein Kleriker frühmorgens eine weiße Rose an seinem Plaze im Chorgestühl findet, dann weiß er, daß er nach drei Tagen sterben muß. Da ist es nun einmal geschehen, daß in einem Kloster ein junger Bruder die weiße Rose fand. Sie lag zwar nicht auf seinem Plaze, sondern in seinem Brevier, als er es daselbst aufschlug. Man kann sich denken, wie er sich entsetzte: so jung noch sollte er der Welt Lebewohl sagen! Da kam ihm ein Rettungsgedanke. Da er der jüngste Mönch war, verließ er als der letzte das Gestühl des Chores. Rasch entschlossen legte er sein Brevier mit der verhängnisvollen Rose an die Stelle des Ältesten. Vielleicht konnte er den bitteren Tod auf diesen abwenden, dem ja doch nicht viel am Leben liegen konnte. Es war vergeblich. Als der dritte Morgen graute, fanden sich die Mönche wie immer im Chore der Kirche zusammen. Einer aber fehlte, der jüngste war gestorben, der älteste aber lebte und betete für die Seele seines abgeschiedenen jungen Bruders.

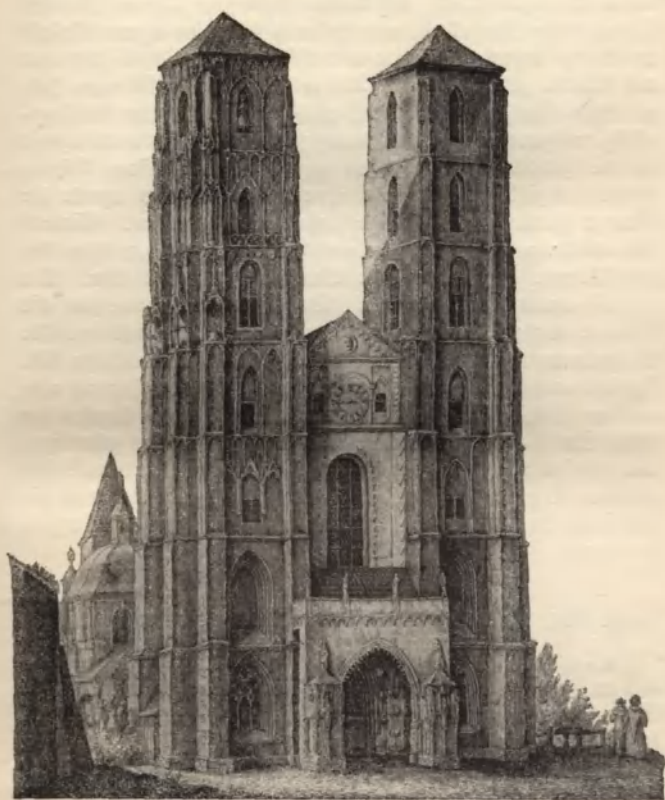
8. Die Domglocke zu Breslau als Verkünderin des Todes.

Wenn ein Domherr sterben soll, so fängt die Domglocke von selber an zu läuten. So ist die alte Überlieferung. Rechts und links im Domchor (Presbyterium) sind lateinische Inschriften, die auf die Sage Bezug nehmen. Es heißt da, daß niemand wisse, wenn der Tod komme. Aber Gott gebe oft ein Zeichen. Wenn ein Kanoniker sterben soll, höre man plötzlich die Glocke läuten und man glaube, daß darin die Stimme des heiligen Vinzentius sich offenbare. Dann sei es Zeit, daß alle des Todes gedenken und die Hilfe des Heiligen sowie St. Johannes des Täufers anrufen.

* Auch diese Sage ist der Romantik verfallen und mit einer anderen Sage verbunden zu einer Novelle ausgesponnen worden. Diese zweite Sage ist ebenso volkstümlich: Wer in der Christnacht oder Neujahrsnacht um 12 Uhr einen Sarg sieht, der, von verummten Gestalten getragen, abgesetzt und geöffnet wird, und dann sich selber im Sarge liegen sieht, der stirbt sogleich oder nach wenigen Tagen. Die romantische Sage lautet:

Die Sargträger und die Domglocke zu Breslau.

Der Domherr Rudolf von Wiegandsthal zu Breslau hatte seinen Bruderssohn Heinrich zum Geistlichen bestimmt. Aber der erfüllte widerwillig seine neuen Pflichten zum Osterfest, das eben gefeiert wurde. Maria von Greiffenstein mit ihrer Mutter waren im Dome in tiefer Trauer, um für die Seele des gemordeten Vaters Marias zu beten. Heinrich sah sie, die seine Jugendliebe war, und schon war sein Entschluß gefaßt, dem Priesterstande zu entfliehen und auf dem Greiffenstein sich Marias Hand von der Witwe zu erbitten. Die folgende stürmische Nacht führte er den Plan aus. Widerwillig ward er von der Mutter eingelassen, nur für die Nacht; sie stellte die Bedingung: wenn der Papst ihn von seinem Gelübde löse, sonst nicht! Als er im entfernten



Die Dohm- und Cathedral-Kirche

Turingemach schloß, hatte er eine böse Erscheinung. Zwölf schwarzgekleidete Domherren, Heinrich kannte sie alle, trugen einen schwarzen Sarg, als letzter folgte sein Oheim Rudolf. Er warf den Deckel ab, und Heinrich sah seine eigene Gestalt im Sarge liegen. Da war er entschlossen, zurückzukehren und auf Maria zu verzichten. Als er sie aber am Morgen sah, war sein Entschluß vergessen, und da die Mutter sich hartnäckig weigerte, ihre Verbindung zu gestatten, beredete er mit ihr die Flucht nach Breslau gegen Abend. Sein Oheim werde nachgiebiger sein als ihre Mutter. So wurde die Mutter hintergangen und sie flohen nach Breslau. Einmal übernachteten sie 5 Meilen vor Breslau und warteten bis zum Abend. Sie erreichten Breslau nachts 12 Uhr. Da geschah etwas Wunderbares. Der Dom erleuchtete sich, die Glocken tönnten laut wie bei einem Begräbniß, und dieselbe Erscheinung wie auf Burg Greiffenstein wiederholte sich. Entsetzt erkannte Heinrich sein eigenes Leichenbegängnis, und an dem Bilde der Muttergottes niedersinkend, hauchte er seine Seele aus. Aber auch Marias Herz wurde gebrochen, und wenige Herzensschläge später sank sie an Heinrichs Leiche nieder. Trauernd folgten Rudolf v. Wiegandsthal und die Freifrau von Greiffenstein dem erschütternden Doppelbegängnis.

9. Der steinerne Kopf am südlichen Domturm.

An der Mittagsseite des südlichen Domturmes sieht man an einem abgeblendeten Giebel eine fensterähnliche Nische, aus der ein steinerne Kopf hervorragt. Man muß schon genau hinsehen, denn der Kopf ist sehr klein und seine Züge wenig deutlich. Man hat sich seit langer Zeit mit diesem Gebilde beschäftigt und gefragt, was es wohl bedeuten solle. Und da hat der eine gemeint, das sei der Kopf des Turmwächters, der bei einem Brande um Hilfe gerufen, dann aber nicht wieder zurückgekonnt habe und grausam verbrannt sei. So hörte ich es in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erzählen. Von anderer Seite wurde behauptet, es

hätten einmal Diebe einen Einbruch in die Domkirche verübt, seien aber überrascht worden. Alle seien jedoch entkommen, bis auf einen, der sich in den Turm geflüchtet habe. Als er dort zum schmalen Fenster herausah, sei er entdeckt und gefangen worden. Zum Andenken daran habe man an dieser



Kopf am Domturm

Stelle den steinernen Kopf eingefügt. Es wird auch gesagt, das sei anders gewesen, der Dieb habe beim Heraussehen bemerkt, daß man ihn entdeckt habe, und da sei er vor Schreck in Stein verwandelt worden. So erzählten es Kinder im Anfange dieses Jahrhunderts.

Die Sage vom Turmwächter ist aber allgemein und sicherlich alt. An sie haben sich verschiedene Schriftsteller herangemacht und sie ausgebaut. Sie lautet also:

In Breslau lebte einst ein sehr geschickter Goldschmied, Frank des Namens, der eine sehr schöne Tochter hatte. Nun stand bei ihm ein Mündel in der Lehre, ein hübscher, aber troziger und leichtsinniger Bursche. Der hatte ein Auge auf

die schöne Meisterstochter geworfen, und diese sah ihn auch gern, und so kam es dann, daß beide ein Liebespaar wurden. Allein der Meister war damit nicht einverstanden, sein Mündel war ihm noch zu jung und zu arm, und darum sagte er ihm mit harten Worten, er solle sich die Sache aus dem Kopfe schlagen, aus der Heirat mit seiner Tochter könne nie etwas werden, und tue er das nicht, so müsse er aus dem Hause. Das gefiel aber dem jungen Manne gar nicht. Als der Abend kam, packte er sein Känzle und erklärte, er wolle auf die Wanderschaft gehen. Zwar war er noch nicht losgesprochen, allein er war doch guten Mutes, denn er verließ sich auf seine Geschicklichkeit und sein gutes Glück. Seine Geliebte vermochte ihn auch nicht auf andere Gedanken zu bringen, und so ging er denn wirklich zum großen Arger seines Meisters fort. Indes ging es ihm nicht so, wie er gedacht hatte; wo er auch hinkam und um Arbeit fragte, da wollte man seine Kundschaft sehen, und da er keine aufzuweisen hatte, so ward er überall abgewiesen und wie ein Herumtreiber angesehen und behandelt. So kam er denn bald ganz herunter und irrte planlos herum, in zerrissenen Kleidern und halb verhungert. Als er eines schönen Tages von seiner Lagerstätte im Walde — denn ein anderes Unterkommen konnte er überhaupt nicht finden — erwachte, standen einige wild aussehende Männer um ihn, mit scharfen Waffen und Schießgewehr wohl versehen, welche ihn fragten, was er hier mache und wer er sei. Auf seine Antwort luden sie ihn ein, einer der ihrigen zu werden, sie seien Straßenräuber und führten ein lustiges Leben. Leider ließ er sich durch die Not verleiten, den Lockungen der Bösewichter Gehör zu geben, und schloß sich ihnen an. Er blieb über zwei Jahre bei ihnen und hatte das Glück, während all seine Kameraden in die Hände der Gerechtigkeit fielen, allein der Strafe zu entgehen. Mit den zusammengeraubten Schätzen beladen, in besseren Kleidern ritt er in seine Vaterstadt wieder ein. Sein erster Gang war zu seiner früheren Geliebten, dieselbe empfing ihn mit offenen Armen und hörte seine Lügen über die Glücksfälle, die ihn angeblich zum reichen Mann gemacht, gläubig mit an; allein

der alte Goldschmied war mißtrauischer, er verlangte durch-
aus Zeugnisse über die Jahre seiner Abwesenheit, und es
gelang ihm auch nicht dadurch, daß er seinen von Goldstücken
strotzenden Mantelsack vor seinen Augen auspackte, dessen
Argwohn zu zerstreuen. Während er aber noch so in dem
Golde wühlte, kam auf einmal ein Papier eines seiner Spieß-
gesellen zutage, aus welchem der Alte auf das Leben seines
sauberen Mündels schließen konnte. Er hieß ihn kurzweg
seiner Wege gehen, und als er dies nicht wollte, warf er ihn
ohne weiteres samt seinem Golde zur Thür hinaus. Wütend
und racheschnaubend eilte der Räuber nach der Insel des
Domes, wo der Domturmwart, ein Anverwandter von ihm,
ihm eine Herberge gab. Mittlerweile brach die Nacht ein,
eine Nacht von Sturm und Unwetter, wie sie die Bewohner
Breslaus noch nicht oft erlebt hatten. Darum waren auch
die Gassen leer, und er hätte zu seinem verbrecherischen Unter-
nehmen keine bequemere Zeit finden können. Er verließ den
Dom und schlich unbemerkt um Mitternacht zum Hause des
Goldschmieds, erbrach einen Laden, drückte behutsam die
Fenster ein, warf Stroh und Zunder hinein und zuletzt die
brennende Lunte, dann aber entfloß er. Kaum hatte er den
Dom wieder erreicht, da schlug die Lohe durch die Fenster des
Goldschmiedhauses hervor, die Sturmglocke weckte die
Bürger, allein ihre Anstrengungen vermochten nichts gegen
die zügellosen Flammen, die, vom Sturme getrieben, sich von
Haus zu Haus, von Straße zu Straße fortwälzten. Während-
dem hatte der boshafte Brandstifter den Domturm erreicht,
er eilte auf den Turm hinauf und steckte, um sich seines
teuflischen Werkes zu freuen, den Kopf durch die Luke des-
selben und sog gierig den Rauchdampf ein, der, wie eine
schwarze Wetterwolke, den Turm einhüllte. Da kam ihm
plötzlich ein wunderliches Grausen an, es kam ihm vor, als
werde ihm die Luke zu eng, er wollte seinen Kopf zurück-
ziehen und konnte nicht. Immer enger zog sich das steinerne
Band um seinen von der Anstrengung angeschwollenen Hals.
Er zerschlug sich die Hände an der Mauer, die ihn gefangen
hielt, er schrie um Hilfe, die Augen traten starr aus ihren

Höhlen, und sehr bald endete der Verräter sein Leben durch Erstickungstod. Der Sage nach ist das Gesicht an der Mauer des Turmes das Konterfei des Bösewichts. —

Es gibt jedoch noch eine zweite Sage über die Bedeutung des Kopfes. Diese bringt nämlich denselben mit der Geschichte der Armesünderglocke in Verbindung und erzählt, der Rat habe, weil der Guß so vortrefflich gelungen war, dem Glockengießer die Todesstrafe erlassen, allein der Meister selbst habe sich doch seine That so zu Herzen genommen, daß er seinen Mitbürgern nicht mehr unter die Augen treten wollte. Deshalb bewarb er sich um die gerade offen gewordene Stelle eines Wächters auf dem Domturme. Nun entstand aber eines Tages Feuer auf der Dominfel, das rasch und unaufhaltsam um sich griff und auch das innere Gebälk der beiden Türme erfaßte. Als das Feuer ausbrach, da hatte der wachsame Türmer seinen Kopf zum Schalloche herausgesteckt und Feuer gerufen. Als nun das Feuer immer näher kam und er sich eilig retten wollte, da war sein Kopf durch das Schreien und die Anstrengung so dick geworden und angeschwollen, daß er ihn nicht mehr herauszuziehen vermochte. So ward er von unten auf von den Flammen langsam verzehrt, während er vor Schmerz so laut brüllte, daß man sein Jammergeschrei bis tief unten in die Stadt hinein hörte.

10. Der Bau der Kreuzkirche.

Herzog Heinrich IV. von Breslau, der Urenkel der heiligen Hedwig, war mit Bischof Thomas II. in Streit geraten über die beiderseitigen Grenzen ihrer Machtbefugnis. Der Streit wurde dermaßen heftig geführt, daß der Bischof fliehen mußte, und der Herzog wurde gebannt (1285). Der Bischof, der beim Herzog Mistka von Oppeln und Ratibor in Ratibor eine Zuflucht gefunden hatte, versöhnte sich endlich im Herbst 1287 mit dem Herzog. Heinrich IV., in der Geschichte Probus oder „der Milde“ genannt, war von so aufrichtigem Geiste der Versöhnung erfüllt, daß er zum Andenken daran in innigem Zusammen-



Die Kirche zum heiligen Kreuzes

wirken mit dem Bischof das Kollegiatstift und die Kirche zum heiligen Kreuz auf der Dominsel gründete.

Die Sage erzählt darüber folgendes:

Herzog Heinrich IV. wollte anfangs nur eine Kirche zu Ehren des hl. Bartholomäus erbauen, weil die herzogliche Familie zu diesem Heiligen mannigfache Beziehungen hatte. Als aber die Arbeiter den Grund gruben, fanden sie eine seltsam geformte Wurzel*). Sie hatte in ihrem oberen Teile die Form eines Kreuzes mit dem hängenden Heiland. An dem unteren Teile waren zwei Bilder angewachsen, auf jeder Seite eins, die zwei knienden Menschen mit seitwärts hängenden Köpfen glichen, die ihre Hände emporhoben, als ob sie beteten. Man deutete sie als Maria und Johannes.

Als nun der Herzog seinen Beichtvater über die Bedeutung dieses Wunderzeichens befragte, erklärte dieser, das sei ein Anzeichen, daß hier eine Kirche zum heiligen Kreuz erbaut werden solle. Darauf ließ der Herzog, um seinem früheren Gelübde nicht untreu zu werden, eine zweite Kirche auf die erste bauen. Diese wurde nach sieben Jahren fertig. Die untere wurde dem hl. Bartholomäus, die obere dem heiligen Kreuze geweiht, die Einweihung geschah 1295, fünf Jahre nach dem Tode des Herzogs.

Beim Grundgraben fand man auch ein sogenanntes Skeleton oder Gebein von einem mächtigen Riesen, der einst hier gehaust haben soll.

Weiter heißt es: So viele hölzerne Stufen abwärts zur Bartholomäuskirche führen, um so viel sei der Platz für den Dom erhöht worden.

* Als die Kreuzkirche gebaut wurde, soll ein Zimmermann abgestürzt sein. Aber der Mann besaß eine so außerordentliche Geistesgegenwart, daß er im Fallen das Beil in einen vorstehenden Balken schlug und sich daran so lange hielt, bis man ihm Hilfe brachte.

*) Diese Wurzel ist noch vorhanden, sie hat aber im Dreißigjährigen Kriege den Obertheil verloren. Sie befindet sich jetzt im Dörfesamuseum unter einer Glasglocke.

11. Die Dohle an der Kreuzkirche.

An dem zweiten Giebel (vom Turme aus südwestlich über dem Seitenhaupteingange) der Kreuzkirche sieht man auf dem zwischen den Strebepfeilern laufenden Simse des Giebels, der in seiner oberen Fläche in einer ovalen Füllung den „schleßischen Adler“ zeigt, das Bild einer sitzenden Dohle von Stein.

Warum man den Vogel dort angebracht hat, soll folgende Bewandnis haben:

Zwei Domschüler waren eines Tages auf den Turm gestiegen, um Dohlennester unter dem Dache zu suchen. Da aber die Vögel außerhalb des Gemäuers nisteten, so nahmen sie ein Brett und legten es zum Schallloch hinaus, worauf der eine der Knaben unbedachtsam hinausstieg, um die Nester zu suchen, während der andere inwendig das Brett hielt. In kurzer Zeit hatte der Knabe sieben Junge in seiner Mühe, geriet aber, noch außen stehend, mit seinem Gefährten in Streit, weil jeder die größere Hälfte haben wollte. Der andere Knabe drohte, das Brett loszulassen, wenn er ihm nicht gutwillig die größere Hälfte abtrete; der draußen befindliche aber, auf seine Mühe pochend, verweigerte es hartnäckig. Da ließ der böse Bube wirklich das Brett fahren, und der Knabe stürzte von der Höhe des Turmes hinab. Die Schüler trugen aber in alter Zeit weite und steife Radmäntel, und das rettete ihm das Leben. Denn sogleich blähte sich der Mantel von dem Luftzuge gleich einem Schirme auf und trug ihn sanft und unverletzt bis auf den Boden nieder, wo er eilig mit seinen sieben Vögeln davonlief.

Ganz so bössartig lautet eine zweite Erzählung nicht. Danach hatte bei dem Streite der auf dem Brette hockende Knabe das Gleichgewicht verloren und war herabgefallen. Doch der Himmel machte über ihn: er kam, von seiner Schalaune (scholana = Schülermantel) getragen, glücklich aus dieser Höhe auf dem Erdboden an. Zum Andenken ließen die Domherren diese Dohle in Stein anbringen.

* Vielleicht wird es einem heutigen Betrachter der Kreuzkirche und seines schlanken Turmes auffallen, daß man gar keine Dohlen mehr in schwebendem Fluge um die Turmspitze kreisen sieht, wie man es doch z. B. in Patschkau oder Grüssau sehen kann, in Breslau dagegen nirgends. Die Vogelfundigen haben festgestellt, daß daran die vielen Tauben schuld sind. Die Taube hält ihr Nest unsauber, die Dohle aber verträgt solche Unordnung nicht und wandert lieber aus, wo Tauben ihr den Aufenthalt verleiden. Darum sind jetzt die Dohlen nach dem Scheitniger Park gewandert, wo sie in den Hohlräumen der alten morschwerdenden Eichen ein neues Heim aufgeschlagen haben. (Mittheilung meines Bruders Wilhelm.)

12. Der Ursprung der Sandkirche.

Peter Wlast, der Statthalter des Herzogs Boleslaw III. zu Breslau, der um 1150 lebte, hatte eine sehr fromme Gemahlin, namens Maria. Einst erkrankten ihre zwei Kinder, Swentoslaus und Beatrir, so heftig, daß man für ihr Leben fürchtete. Die fromme Mutter warf sich auf ihre Knie und betete zur heiligen Jungfrau mit aller Inbrunst ihres Herzens. Und sie gelobte, wenn ihre Kinder vom Tode gerettet würden, so wolle sie der Muttergottes eine Kirche bauen. Da erschien ihr diese im Traume, tröstete sie und versprach ihr, daß sie ihren Wunsch erfüllen werde, wenn sie ihr Gelübde wahr mache. Und die Kinder wurden gesund. Da erbaute die Fürstin zu Breslau ein Kirchlein zu „Unserer lieben Frauen, Maria auf dem Sande“, welches noch heutigen Tages die Sakristei der großen Kirche bildet. Und ihr Gemahl errichtete dazu ein Kloster und machte eine Stiftung dazu, indem er ihm den ganzen Sand von einer Brücke bis zur andern samt dem Zobtenberge und mehrere Flecken und andere Gerechtsame zugab, und er übergab das Kloster den Augustiner-Chorherren.

In der Sandkirche befindet sich noch heute zum Andenken an diese Stiftung eine alte steinerne Tafel aus jener Zeit, worauf die Muttergottes abgebildet ist, zu deren Rechten die Fürstin Maria, zur Linken ihr Söhnchen Swentoslaus steht.

* Die Gründung erfolgte erst nach dem Tode Peter Wlasts um 1153 durch die Witwe und ihren Sohn Swentoslav. Von dem ursprünglichen Bau ist die genannte Tafel wohl der einzige Überrest, sie ist über der Thür der Sakristei, die später entstand, eingelassen.



Kapelle an der Elisabethkirche

13. Warum der Turmwächter von St. Elisabeth kein Licht haben durfte.

Im zweiten Boden unter dem Kranze des Elisabethturmes liegt die Wächterstube. Hier mußten ehemals zwei Wächter abwechselnd wachen und die Stunden anschlagen. Es muß ein böser Dienst gewesen sein. Einmal die schreckhafte Ein-

samkeit, und dann im Winter die Kälte. Denn Feuer durften sie nicht anmachen wegen der Gefahr des Feuer- ausbruches.

Aber sie durften, wenn es finster wurde, auch kein Licht anstecken. Der Grund soll der gewesen sein, daß einmal die beiden Wächter des Nachts Karten gespielt haben, um sich die Zeit zu vertreiben, sie sollen dabei in Streit geraten sein und einer den andern erstochen haben. Da wurde den Wächtern das Licht verboten.

14. Das Olbergskirchlein an der Elisabethkirche.

In früheren Zeiten waren in Breslau Wallfahrten nach verschiedenen Kirchen und Kapellen der Stadt sehr gebräuchlich. Besonders beliebt war das Olbergskirchlein oder die Krappesche Kapelle an der Elisabethkirche. Sie wurde auch Heilige-Grab-Kapelle genannt und befand sich am Turm*). In ihr befand sich ein Kruzifix mit natürlichen Haaren. Das Volk glaubte, sie seien von selbst aus dem Kopfe gewachsen, und strömte herbei, um dieses Wunder andächtig zu betrachten und zu verehren.

In der Nähe dieser Kapelle war für die Wallfahrer ein Pilgerhaus erbaut, das schon 1488 als vorhanden gemeldet wird. An seiner Stelle wurde später das Kinderhospital Zum Heiligen Grabe (Nikolaistraße 63) eingerichtet.

15. Gräber unter dem Kirchsteige von St. Elisabet.

Als König Sigismund im Jahre 1420 in Breslau zur Hulldigung erschien, wurde von ihm ein strenges Strafgericht über die Schuldigen abgehalten, die bei dem furchtbaren Aufstande der Zünfte gegen den patrizischen Rat der Stadt

*) Ihre Ausstattungsstücke sind in die Dumlofesche Kapelle übergegangen.



Die St. Elisabeths-Kirche

sich besonders hervorgetan hatten. An der Ecke Ring und Oberstraße wurden die, deren man habhaft werden konnte, hingerichtet.

Die Sage berichtet, ihre Leichname seien unter den großen Granitplatten bestattet worden, mit denen ehemals der Weg vom Ring nach der Elisabethkirche belegt war, damit die Kirchgänger recht oft an sie denken und sie mit Füßen treten möchten.

* Mir ist die Sage in der Weise bekannt, daß unter den noch jetzt liegenden Granitplatten, die schräg von der Ring-
ecke nach dem Kircheneingang führen, die gefallenen Freiheitskämpfer von 1848 begraben liegen.

16. Wie die Elisabethkirche evangelisch wurde.

Bis zum 5. April 1525 befand sich die Elisabethkirche im Besitze der Kreuzherren mit dem roten Stern zu St. Matthias. An diesem Tage wurde die bisher katholische Kirche an den Rat der Stadt übergeben, der sogleich einen evangelischen Prediger einsetzte. Wie das so schnell und ohne Widerspruch geschehen konnte, ist noch immer nicht geklärt. Aber im Volke munkelte man allerlei, und eine Sage ist weit verbreitet:

Der damalige Ratsyndikus Heinrich Rybisch soll mit Erhard Scultetus, dem Meister von St. Matthias, bei einem freundschaftlichen Nachttrunk gegessen haben und dabei hätten sie eine Wette gemacht. Da habe Scultetus die Elisabethkirche geboten, Rybisch aber eine goldene Kette von Manneslänge, die Scultetus auch empfangen haben soll. Andere sagen, Scultetus habe die Kirche an Rybisch gegen den Wert einer goldenen Kette verspielt.

* Es ging danach die Sage in der Stadt um und hat sich bis in neuere Zeit erhalten, daß jährlich an einem bestimmten Tage und zu einer bestimmten Stunde ein Vikar vom Dom eine Messe in der Kirche zu St. Elisabeth lese.

17. Der Absturz der Turmspitze von St. Elisabeth.

Der Elisabethturm sah ehemals ganz anders aus als heute. Er endete in einer schlanken gotischen Spitze, die aus Holz gezimmert und mit Blei bedeckt war. Man hatte sie bis zu einer Höhe von 130 Meter emporgeführt. Allein bald nach ihrer Vollendung (1486) begann sie sich allmählich nach Südosten zu neigen, es fand sich aber niemand, der die gefährliche Arbeit übernehmen wollte, sie abzutragen.

Da trat in der Nacht des 24. Februar 1529 ein so heftiger Sturm ein, daß die hölzerne Pyramide bis zum steinernen Umgang auf den Kirchhof und die Westseite des Ringes geworfen wurde. Das vergoldete Kreuz flog bis auf die Goldene-Becher-Seite auf das Dach des Hauses Nr. 22, auf dessen Giebel zum Andenken später ein kleines vergoldetes Kreuz gesetzt wurde. Das Merkwürdigste war, daß die schlafenden Bewohner nichts von dem Einsturz bemerkt hatten. Erst am Morgen sahen sie die Bescherung.

Allerlei Gerüchte tauchten auf. So hieß es, der einzige, der etwas bemerkt hätte, sei ein Bedienter gewesen, der noch spät von seiner Herrschaft nach Bier ausgeschied worden sei. Als er in dem Toben des Sturmes ein furchtbares Geprassel hörte, habe er vor Schreck seinen Bierkrug auf den Paradeplatz gesetzt und sei nach Hause gelaufen. Da niemand bei dem Einsturz zu Schaden gekommen war, so sagte man später scherzhaft, das treffe nicht ganz zu: das Kreuz habe nämlich auf dem Dache des getroffenen Hauses auf der Becherseite eine Kaze erschlagen, und darum sei zum Andenken das Abbild der Kaze in der Turmhalle der Elisabethkirche aufgestellt worden. In dieser Halle ist nämlich eine Messingplatte mit der Relieffigur einer Kaze zu sehen. Sie bezeichnet aber nichts anderes als die Familiengruft des Kägelschen Geschlechts (Nebenzweig des bei Sinap. Curiosit. I, 504 erwähnten märkischen Geschlechts derer von Käß oder Kagen), die an dieser Stelle sich befindet.

Es war damals gerade eine aufgeregte Zeit in Breslau. Die Reformation war vier Jahre vorher in die Stadt ein-

gedrungen und beunruhigte die Gemüther. Die Elisabethkirche, die den Kreuzherren mit dem roten Stern gehört hatte, war in die Hand des Rats übergegangen und mit dem ersten evangelischen Prediger Dr. Ambrosius Moibanus besetzt worden (1525). Nun war das Unglück des Einsturzes gekommen. Die Katholiken sahen darin eine Strafe des Himmels für den Glaubensabfall und den Kirchenraub. Die Protestanten aber wollten nur das Glück erkennen, daß niemand durch den Turmsturz ums Leben gekommen sei, worin sichtlich die göttliche Fügung sich offenbare. Ein Reliefbild an der Südseite der Kirche zeigt noch heute die von Engeln gehaltene, umbrechende Turmspitze mit einer von Moiban verfaßten lateinischen Inschrift, die von einer deutschen, zum Teil unleserlichen Nachschrift gefolgt ist, die also lautet: Anno Domini 1529 am abend Matthei Apostoli umb zwey der ganzen Uhr, ist das bleiene Dach dieses thurms, welches vorn dem crank an, sambt der spieze, knopf und dem creuch, in alem 119 eln hoch gewesen, dorch ungestumb des wetters eingefallen, und von den heyligen engeln getragen worden, das es keinen schaden gethan haben. Dem ewigen Gott sei lob und Dank. Amen.

18. Die Türme der Maria-Magdalenen-Kirche.

Ihre Gründung geht über den Mongolensturm von 1241 zurück. Sie war gleich nach 1226 gegründet worden als Pfarrkirche der deutschen Gemeinde und blieb allein neben der St. Adalbertkirche im Brande Breslaus 1241 erhalten. Sie ist also in der That sehr alt.

Die Sage behauptet, die Türme der Magdalenenkirche seien so alt wie die Domkirche ad St. Johannem. Da diese erst 1244 gebaut wurde, wäre die Magdalenenkirche sogar älter. Aber der heutige Bau samt den Türmen stammt erst aus dem 14. Jahrhundert.

Ein Wahrzeichen Breslaus ist die Brücke zwischen den beiden Türmen, die 1459 angelegt wurde. Wie mancher blickt zu ihr staunend hinauf und denkt, wie schwindelhaft



Carl Schuchardt, Kupferstecher, P. M. (1827).

Die Haupt- und Pfarrkirche zu St. Maria Magdalena.

ein Gang über sie sein müßte. Dorthin versetzt der Breslauer Volkswitz die alten Jungfern, die in ihrer Jugend eitel und hoffärtig sich von Männern huldigen ließen, aber von einem zum andern flatterten und schließlich sitzen blieben. Nach ihrem Tode, heißt es, müssen sie dort oben zwischen den Thürmen hausen und immer die Brücke fegen, zur Strafe dafür, daß sie den Besen in ihrem Hauswesen nicht führen mochten. Wenn jemand zur Unzeit d. h. in einsamer Nachtstunde über den Platz geht, kann er sie auf der Brücke spuken sehen.

19. Der Glockenguß zu Breslau.

In aller Welt bekannt geworden ist unsere Magdalenenkirche durch Wilhelm Müllers Ballade „Der Glockenguß zu Breslau“, die zum ersten Male im Jahre 1826 veröffentlicht worden ist. Jedes Schulkind kennt sie, und immer wieder ergreift sie die Menschen durch die unübertroffene Meisterschaft der Darstellung eines erschütternden Vorgangs:

War einst ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerter Meister,
Gewandt in Rat und Tat.

Und weiter:

Doch aller Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt.
Im Magdalenenenturme,
Da hängt das Meisterstück,
Rief schon manch starres Herze
Zu seinem Gott zurück.

Der Inhalt der Sage ist folgender:

Als die große Glocke zu St. Maria-Magdalena gegossen werden sollte, hatte der Gießer alles wohl vorbereitet; die Form stand fertig, und das Metall schmolz im Kessel, es

war nichts zu tun als abzuwarten, bis die Glockenspeise zum Gusse reif sei. Der Meister begab sich unterdessen zum Essen und trug dem Lehrjungen auf, Wache zu halten. Er schärfte ihm aber bei Leib und Leben ein, den Hahn am Schmelzkessel ja nicht anzurühren. Als der Meister fort war, stach den Jungen der Vorwitz, und er bastelte an dem Hahne herum. Auf einmal flog der Zapfen heraus, und die glühende Masse ergoß sich in die Form, es gab kein Halten mehr. Der Lehrjunge wußte nicht, was er tun sollte; endlich entschloß er sich, zum Meister zu laufen und ihm seine Schuld zu gestehen. Weinend stürzte er ihm zu Füßen und bat ihn, um Gotteswillen ihm zu verzeihen. Der Meister aber sprang auf, verdorben schien seine ganze Arbeit, außer sich vor Zorn riß er sein Messer heraus und stieß es dem Knaben ins Herz. Dann eilte er zu der Stätte des Unglücks, konnte aber nichts tun als zu warten, bis der Guss verköhlt war. Als er dann abräumte und die Glocke aus dem Mantel schlug, sah er erst, daß sie wohl gelungen war. Jetzt fiel ihm ein, was er in der jähen Aufwallung getan hatte, er wollte nachsehen, wie es mit dem Jungen stünde. Als er seine Stube betrat, lag der entseelt und tot. Der Meister wurde eingezogen und vor Gericht gestellt. Das Urtheil lautete, er solle mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden. Mittlerweile war die Glocke auf den Turm gezogen worden. Da bat der Meister, ob sie nicht bei seinem Todesgange geläutet werden könnte, ob ihm nicht die Herren die Ehre vor seinem letzten Ende bewilligen wollten, er habe doch die Glocke hergerichtet, er möchte hören, wie sie klinge. Der Wunsch ward ihm erfüllt. Und so ward sie zum ersten Male bei seinem Tode geläutet. Die Glocke klingt tief und rein und ist so schwer, daß sie, wenn man fünfzig Schläge gezogen hat, andere fünfzig von selbst geht.

Seit dieser Zeit wurde die Glocke bei allen armen Sündern, wenn sie vom Rathause herunterkamen, geläutet und hieß darum allgemein die Armen Sünderglocke.

* Die „Armen Sünderglocke“ hängt noch immer auf dem Südturm der Magdalenenkirche, sie hat nicht nur den Turm-

brand von 1887, der nur den Nordturm erfasste, sondern auch den Weltkrieg überstanden, dem so viele Glocken zum Opfer fielen. Sie ist 113 Zentner schwer und am 17. Juli 1386 gegossen. Ihre Inschrift lautet:

Maria ist der name mein.

Selic musen alle die seyn,

die meinen lout horen ader vornemen spate ader fru,
die sprechen Gote deme herne czu. Amen.

O Rex Glorie, veni cum pace amen. Anno Domini
MCCCLXXXVI fusa est haec campana in die Alexii
(d. i. der 17. Juli).

Die Nachricht, daß Michael Wilde ihr Gießer sei, ist vielleicht in Mathes Wilde umzuändern. Der Brauch, den zum Tode verurteilten Verbrechern eine Glocke zu läuten, war auch in Breslau eingeführt, und am 16. Juni 1526 ward zum ersten Male in beiden Pfarrkirchen (St. Elisabeth und St. Maria-Magdalena) mit der großen Glocke geläutet, als Johannes Behr, ein Schreiber von Glogau, wegen Verbrechens an einem Knaben enthauptet und verbrannt wurde.

20. Das Marienbild und das Pestbild am ehemaligen Schweidnitzer Pfortchen.

Aus dem Jahre 1800 wird erzählt:

Wenn die spazierenden Breslauer durch den Bogen des Schweidnitzer Tores*) dicht am reichen Hospital durchgehen, weilen sie oft einen Augenblick vor den zwei Bildern, die über dem schmalen Pfortchen hängen.

Das eine ist ein altes Marienbild. Alte Chroniken erzählen, daß einst ein Gotteslästerer nach diesem Marienbilde geschossen und dabei grimmige Lästerungen ausgestoßen habe, bis die Erde auseinandergeklafft und er zur Strafe seiner Lästerungen in die Tiefe gestürzt sei. Die Abbildung dieses Gotteslästerers soll sich ehemals in der Nähe des Marienbildes befunden haben, ist aber, wie es scheint, längst verfilgt.

*) Es stand da, wo heute die Königstraße beginnt.



Das ehemalige Schwandorfer Thor

Über dem Marienbilde hängt ein anderes, besser erhalten. Es stellt die Stadt Breslau dar, in ihrer alten Gestalt vor mehr als 200 Jahren (also vor 1600), und die ihr benachbarten Felder, auf denen sich Leute bücken, fallen, liegen, kriechen. Es war eine traurige Zeit, die Pest herrschte wieder einmal in erschrecklichem Maße, so schlimm wie nie zuvor. Es war um 1542. Keine Vorkehrung konnte ihr Einhalt tun, Greise und Kinder, Männer und Weiber sanken haufenweise nieder, und des Jammers schien kein Ende zu sein. Da träumte, sagt die Chronik, einem frommen Bürger, es erscheine ihm ein alter ehrwürdiger Mann, dessen Miene und Worte ihm Trost zusprachen. Er hielt ein Büschel Kräuter in der Hand. „Geh,“ sprach der graue Mann, „rette deine Brüder! Gott will euer Elend nicht. Sobald die Sonne morgen aufgeht, so gehe hinaus und suche dieses Kraut. Es heißt Vibernell. Nehmt die Wurzeln im Gottvertrauen ein als Arznei, dann wird die Pest verschwinden.“ Der fromme Mann verkündete die Erscheinung seinen Mitbürgern, und am andern Morgen belebten sich die Felder um Breslau mit rennenden und herumkriechenden Menschen, die das Kräutlein Vibernell suchten. Wer es fand und im Glauben an seine Kraft einnahm, blieb von der Pest verschont, und nach und nach verlor sich die Seuche gänzlich.

21. Von der Gertrudiskapelle vor dem Schweidnitzer Thor.

Dort, wo heute der Tauengienplatz liegt, lag ehemals ein freier Platz, der landwirtschaftlich und gärtnerisch nicht bebaut werden durfte, und zu den verschiedensten Zwecken verwendet wurde. Das war der Angerplatz. Hier wurde 1318 ein Friedhof angelegt für fremde und arme Leute und dazu die Gertrudiskapelle erbaut. Im Jahre 1525 wurde bei dieser Kapelle (im nordwestlichen Teile des Platzes) der Rabenstein oder das Niedergericht binnen drei Wochen erbaut, eine Richtstätte, wo mit Schwert und Rad Hinrichtungen vollzogen wurden.

Die Sage berichtet, daß die Verurtheilten vor ihrer Hinrichtung in der Gertrudiskapelle noch einmal Beicht gehört wurden.

Im Jahre 1603 fiel sie ein und wurde nicht wieder aufgebaut.

22. Das Feuerwunder des seligen Ezeslaus.

Es war im Frühjahr des Jahres 1241, als der Chan der Tataren Peta mit seinen unübersehbaren Horden in Schlessien einbrach. Ratibor wurde verbrannt, außer der Burg, und unaufhaltsam ergoß sich der Strom der Tataren über die Ebene Schlesiens, alles verwüstend, mordend und brennend. Als die Vorläufer vor den Thoren Breslaus erschienen, hofften sie hier reiche Beute zu machen. Weil aber die Stadt nach dem letzten Brande noch wenig aufgebaut und nur dürftig befestigt war, hatten die Bürger beschlossen, ihre Häuser, die fast allgemein aus Holz bestanden, zu verlassen und sich mit all ihrer beweglichen Habe auf das Schloß und des Herzogs Sitz zu flüchten. Dieses Schloß lag auf einer Insel der Oder, wo heute der Dom steht und damals schon die St. Martinskirche als Schloßkirche bestand. Die Insel war genügend befestigt, die über einen Oderarm führende Brücke wurde abgebrochen. Man sagt, die Bürger hätten ihre eigenen Häuser in Brand gesteckt, andere aber meinen, das hätten die Tataren getan. Erhalten blieb nur die Kirche von St. Adalbert und die von St. Maria-Magdalena.

Es gehörte aber die St. Adalbertkirche nebst dem Kloster dem Dominikanerorden. Dort lebte zu dieser Zeit als Prior ein frommer Mann, der Gott und Menschen gleich wohlgefällig war, Ezeslaus mit Namen, der hatte den Bürgern den Rath gegeben, auf der Dominfel Zuflucht zu suchen und war selbst mit seiner Bruderschar dorthin gefolgt. Als nun die Tataren sich um ihre Hoffnung auf Beute betrogen sahen, trafen sie Anstalt, den Oderstrom zu übersetzen und sich mit Wut und Ingrim auf das Häuflein der Bürger zu stürzen, die kampfbereit am jenseitigen Ufer standen.

Schon wimmelte es am und im Wasser von schrecklich aussehenden Männern, der Chan selbst trieb sein Pferd ins Wasser und drohte, er werde kein Leben schonen, auch nicht der Unmündigen und Frauen, und die Angst der Geflohenen war über die Massen groß. In dieser Not befahl Ezeslaus den Seinigen, ein Lied zur Ehre Gottes anzustimmen, er selbst aber nahm die heilige Hostie aus dem Tabernakel des Kirchleins, fiel auf seine Knie und betete, Christus der Heiland möge seine Kinder beschützen und sie nicht in die Hand der unbarmherzigen Heiden fallen lassen. Und als er die Hostie in die Höhe hob, alles Volk auf seine Knie fiel, da geschah etwas Wunderbares. Darüber ist im Laufe der Zeit bald dies bald jenes berichtet worden. Die einen sagen, es sei eine Feuersäule vom Himmel herabgesunken und habe die ganze Gegend um Breslau mit einem erstaunlichen und unaussprechlichen Glanze erleuchtet, andere meinen, es seien vom Himmel Flammen oder feurige Kugeln unter die Tataren gefahren, wieder andere sprachen von Blitzen und Donnerschlägen, und in der Luft habe man sich schlagende Heere gesehen. In der Klostergeschichte der Dominikaner aber heisst es, es habe über dem Haupt des betenden Ezeslaus eine feurige Kugel geschwebt, welche die Tataren aufs äußerste erschreckt habe. Ohne sich weiter aufzuhalten, verließen sie den Ort des Schreckens und wandten sich weiter auf ihrem Plünderungszuge in die Gegend von Liegnitz. Der Abzug soll am Ostermontage (den 1. April 1241) geschehen sein.

23. Das Mantelwunder des seligen Ezeslaus.

Gott verlieh dem frommen Ezeslaus auch ferner die Kraft, Wunder zu tun. Einst war der gottselige Mann zu einem Kranken nach Scheitnig gerufen worden, um ihm die letzte Ölung zu reichen. Er begab sich zum Zieglertore hinaus auf den Weg. Als er aber an die Oder gelangt war, sah er sie stark angeschwollen und über die Ufer getreten, und niemand war da, der ihn übersetzen konnte, kein Schiffer, kein Kahn. Da gedachte er der großen Not des Sterbenden,



Die St. Barbara-Kirche mit ihren Umgebungen.

und wie dieser vielleicht ohne Absolution und ohne heilige Wegzehrung in seinen Sünden verschenden und verderben müsse. Er flehte daher zu Gott, diese Seele zu retten, zog seinen Priestermantel aus und breitete ihn auf das Wasser. Dann stellte er sich darauf und überließ sich der Gnade des lebendigen Gottes, den er in Brotsgestalt bei sich trug. Und siehe! ein Wunder begab sich, gleich einem Rahne trug ihn der Mantel über die wirbelnde Flut hinüber nach Scheitnig, also, daß dem Prior auch nicht ein Fuß naß wurde und selbst das Gewand, als er es aufhob, trocken war.

Czeslaus aber und alles Volk priesen Gott für das Wunder, und der Kranke empfing die heilige Wegzehrung und genas von Stund an.

24. St. Nikolaus

rettet eine arme Sünderin vom Tode des Ertrinkens.

Am 4. April 1503 ward eine arme Sünderin, die zum Tode des Ertränktwerdens verurteilt war, gebunden in die Oder geworfen. Es geschah das bei der Stadtmühle (Neumühle), und nun ist sie den Strom hinabgeschwommen, man sah ihren roten Rock in der Ferne leuchten, bis sie bei St. Nikolaus an Land getrieben wurde. Und das war ein großes Wunder, das der heilige Nikolaus an ihr gewirkt hat, daß er sie bei seiner Kirche aus den Fluten rettete. Ihr Gebet zu ihm hat ihr geholfen.

Man band sie los und gab sie frei. Ihren rottuchenen Rock aber hängte man zum Gedächtnis in der St. Nikolaus-Kirche auf.

25. Templergründungen in Breslau.

Wie in Schlessien, namentlich Oberschlessien, zahlreiche alte Gebäude den Templern (einem 1312 vom Papste aufgelösten geistlichen Ritterorden) zugeschrieben werden, so sollen sie auch in Breslau als Kirchengründer aufgetreten sein.



Carl David Friedrich Schinkel

Die St. Bernhardiner Kirche in der Neustadt.

Die Barbarakirche soll von den Templern erbaut worden sein. Ebenso soll die Corpus-Christi-Kirche sowie die ganze Breslauer Commende in frühester Zeit dem Templerorden gehört haben, ehe sie den Johannitern übergeben wurde.

* In Wirklichkeit war die Barbarakirche anfangs Begräbniskirche für die armen Leute von St. Elisabeth und wurde um 1265 von den in der Nähe wohnenden Weißgerbern errichtet. Die Corpus-Christi-Kirche reicht in ihren ältesten Theilen in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zurück, kann also den Templern kaum gehört haben.

26. Der Kelch auf der Spitze der Bernhardinkirche.

Die Pfarrkirche zu St. Bernhardin wurde zuerst auf Veranlassung des Bußpredigers Johann Capistrano in der damaligen Neustadt als ein kleines Kirchlein aus Holz gebaut (1453). Als sie baufällig geworden war, wurde sie (1463) abgerissen und von Grund auf in Stein neu gebaut.

Während des Baues im Jahre 1464 soll ein vornehmer Böhme nach Breslau gekommen sein. Der habe auf die Spitze der Kirche einen steinernen Kelch setzen lassen, so groß wie ein Viertel Bier, mit der Umschrift: Veritas vincit (die Wahrheit siegt). Man habe ihn aber zudecken müssen, weil Störche auf ihm ein Nest gebaut hätten. Dieser vornehme Böhme soll der hussitische Erzbischof Rokycan gewesen sein.

27. Das Wunder

bei der Austreibung der Bernhardinermönche.

Infolge der in Breslau eingedrungenen Reformation beschloß der lutherisch gewordene Rat zu Breslau im Jahre 1522 das Kloster der Bernhardinermönche in der Neustadt (Franziskaner) einzuziehen und die Mönche zu entfernen. Der Rat wünschte, daß sie sich in das Kloster von St. Jakob (Ritterplatz, jetzt Oberlandesgericht) begeben sollten. Aber die dortigen Mönche waren ihnen feindlich gesinnt, und so

lehnten sie die Übersiedlung beharrlich ab. Da wendete der Rat Gewalt an, und die Patres Franziskaner wurden gezwungen, das Kloster zu verlassen. Da führte der Guardian, der das Allerheiligste am Halse trug, den feierlichen Zug der Mönche über den Graben, die Albrechtstraße und den Markt zum Nikolaitor, wo sie einst vor 67 Jahren hereingekommen waren, zur Stadt hinaus.

Bei diesem Auszuge soll sich ein Wunder zugetragen haben, das folgendermaßen berichtet wird: „Daß nemblich, als diese Patres bey dem vorm Kloster aufgerichteten Passion- oder Crucifix-Bildnuß vorbeÿ gegangen, dasselbige wunderbarlich — und überraschenderweise sein Angesicht, so es zuvor gegen Mitternacht zugekehret gehabt, gegen Mittag, wohin zu die Geistlichen gingen, zugewendet habe und ganz schwarz anzusehen gewesen und fast drey Tag, wie solches viel fromme und glaubwürdige Personen bezeuget haben, in diesem Situ (Stellung) und in dieser Farbe beständig blieben seÿe, biß auf den dritten Tag, so der Sonntag ware, die Herren . . . selbtes mit einer Sägen abschneiden und von dannen — denen so sich darob auß Furcht entsetzet aus den Augen — haben tragen lassen.“

28. Woher die Elftausend-Jungfrauenkirche ihren Namen hat.

Die heutige Elftausend-Jungfrauenkirche ist erst 1820 bis 1823 erbaut, aber auf alter Grundlage. Zuerst war sie nur eine Kapelle, die zu einem Hospital zum Besten armer weiblicher Aussätziger gehörte, und wurde 1400 aus den Mitteln eines wohlthätigen Breslauer Bürgers erbaut. Später erstand an ihrer Stelle eine Kirche, die 1529 wegen der Türkengefahr niedergerissen und 1546 als protestantische Kirche wieder aufgebaut wurde. 1806 wurde sie in Brand geschossen, um sie den Franzosen als Deckung zu entziehen, und 1820 — 23 in der heutigen Form errichtet.

Nach einer sehr alten Sage soll die Elftausend-Jungfrauenkirche einer ganz wunderbaren Begebenheit ihre Entstehung verdanken. Es soll einmal eine große Überschwemmung das ganze Stadtgebiet und darüber hinaus unter Wasser gesetzt haben. Da hätten 11 000 Jungfrauen sich in ein großes Schiff gerettet und seien auf diesem lange Zeit umhergetrieben. Endlich habe sich die Flut verlaufen, und das Schiff sei an derselben Stelle auf Grund geraten, wo heute die Kirche steht. Zum Andenken an die Rettung der 11 000 Jungfrauen sei hier eine Kirche gebaut worden, der man ihren Namen gab. Man findet schon auf den ältesten Neujahrsbildern dieser Kirche ein Schiff mit vielen weiblichen Personen abgebildet.

* Die Sage ist augenscheinlich der Kölner Legende von St. Ursula mit ihren 11 000 Jungfrauen nachgebildet.

II

Die Wehreinrichtungen

29. Warum die Breslauer

ihre Stadtmauer zu einem Teil niederreißen mußten.

Der Herzog Bolko I. von Schweidnitz und Jauer († 1303), war ein kraftvoller Herr und ehrgeizig. Man nannte ihn *Bellicosus*, d. h. den Kriegerischen, weil er nicht davor zurückschreckte, mit Heeresgewalt die Grenzen seines Herzogtumes zu erweitern. Mit den Breslauern stand er nicht auf gutem Fuße, weil sie seinen Ansprüchen Widerstand entgegensetzten. Es kam zum offenen Bruche, als er die Vormundschaft über die unmündigen Kinder seines verstorbenen Bruders, Heinrichs V., Herzogs von Breslau († 1296), übernahm. Die Breslauer verschlossen ihm die Tore. Das ist die Grundlage folgender Sage:

Man erzählt, daß Herzog Bolko ein großes Heer wider Breslau gesammelt, da es sich gegen ihn habe setzen wollen. Nachdem die Breslauer aber den Ernst gesehen, hätten sie sich in Unterhandlungen mit ihm eingelassen. Endlich wären sie genötigt worden, die sonderbare Bedingung einzugehen: die Stadtmauer an einer ihnen angewiesenen Stelle vier Ruten lang niederzureißen. Und durch diese Lücke wäre Bolko mit seinem Volke in Breslau eingezogen.

* In den polnischen und schlesischen Geschichtsbüchern findet man noch eine andere Nachricht, daß die Breslauer Stadtmauern auf Volkos Verlangen hätten vier Ellen erniedrigt werden müssen.

30. Namen und Zeichen am alten Obertore.

Der ehemalige Mauergürtel der Stadt überschritt die Oder nicht, sondern führte an ihr entlang. Er war hier von drei Toren durchbrochen. Am Ende der Oderstraße stand das Obertor. Nach der Erfindung des Schießpulvers

mußte die ganze Stadtbefestigung umgebaut werden. Der Neubau des Oertors geschah 1583. Es war das unansehnlichste von allen. Aber es befanden sich an ihm einige merkwürdige Zeichen und Namen, die kein Mensch erklären konnte. Wenn man jenseits über die hölzerne Oerbrücke kam, die in die Oerstraße mündete, so lag das Oertor gerade vor einem. Man konnte die Schießscharten und das Stadtwappen an ihm wahrnehmen. Kam man näher heran, so fielen einem an zwei Werkstücken der Schießscharten Inschriften auf. Auf dem einen stand der Name: Thomas Kunz, daneben das Bild einer Bürste mit der Jahreszahl 1610 und die Buchstaben V. D. Auf dem zweiten Werkstücke war zu sehen der Name Urban Weißgerber von Dresden und dabei ebenfalls die Jahreszahl 1610.

Gomolck hat sich schon den Kopf über diese Zeichen zerbrochen. Er sagt: „Was diese Namen eigentlich bedeuten sollen, habe ich in keiner Historie finden können. Es ist mir aber von glaubwürdigen Leuten erzählt worden, daß diese Personen eine böse That begangen haben, und statt der Lebensstrafe dieses Thor auf ihre Unkosten haben bauen lassen müssen.“ Das kann nun nicht stimmen, und Gomolck möchte annehmen, daß sie geköpft und ihre Köpfe allda aufgesteckt worden seien, und bei jedem Kopfe sei der Name eingehauen worden. Andere halten es für wahrscheinlich, daß diese Leute hier verunglückt seien. Sie deuten nämlich das V. D. als *vita decessit*, „ist aus dem Leben geschieden“.

31. Strafbauten.

Wie das Oertor und die Stadtwage ihren Erbauern als Strafe auferlegt worden sein soll, so gibt es auch noch andere solche Strafbauten.

So sollen an der äußersten Stadtmauer im Hanfgäßel fünf Türme gestanden haben, die man „die fünf Sinne“ nannte. Auf ihren Spitzen soll man Galgen, Rad, Schwert und Staußsäule haben sehen können, fünf Dinge, die alle

von Eisen ganz klein gemacht waren. Von diesen fünf Thürmen sagte man, daß sie von Personen erbaut worden seien, um sich von der Todesstrafe zu lösen, nachdem sie durch Ver-



Tataren-Säule

brechen ihr Leben verwirkt hatten. Auch der Turm bei der Guten Graupe auf der Breite Straße (vor der Münzstraße) soll zur Strafe von einer Person, deren Name nicht genannt wird, wegen begangenen Ehebruchs 20 Ellen höher geführt worden sein.

32. Das Burgfeld.

Es soll seinen Namen daher haben, weil es vormals zu den Zeiten der regierenden Herzöge von Breslau ein Lustplatz gewesen sei, wo sie ihre Rennbahn gehabt und wo sie ihre Kriegsvölker gemustert und im Bogen- und Armbrustschießen geübt haben. Auf dem Platze, wo jetzt das Allerheiligenhospital steht, ist vor Zeiten die alte Zielstatt gewesen.

33. Tatarenpfeile im alten Zeughause.

Im Jahre 1453 ist von der Stadt auf dem Burgfelde das Korn- und Zeughaus erbaut worden, das heute noch steht. Auf dem oberen Boden wurden viele alte Pfeile aufbewahrt, und man erzählte, die stammten von den Tataren und seien von ihnen im Jahre 1241 in die Stadt geschossen worden. Andere sagen, sie seien auf dem Schlachtfelde bei Wahlstatt aufgelesen worden. Sie bestanden aus eichenem Holze und hatten theils eiserne, theils messingene Spitzen. Auch einige Bogen, Spänner, Schilde und dergleichen Waffen wurden den Tataren zugeschrieben.

34. Der Keherberg.

Es ist eine alte Volksage, daß hier ehemals Keher gewohnt haben. Andere sagen, hier seien die Keher hingerichtet worden. Noch vor 100 Jahren war da ein Brunnen, der Pappelbrunnen genannt. Dort soll die Nichtstätte gewesen sein, hier habe man sie verbrannt.

35. Der Guß des „Samson“ oder der „Alten Sau“.

Mit der Sage vom Glockenguß hat eine andere Sage eine merkwürdige Ähnlichkeit, die sich auf den Guß eines Geschützes bezieht.

Im Jahre 1543 ließ die Stadt vier große Kartonnen gießen, die am 13. Juni gewogen und versucht wurden. Sie



© Paul Knapf, Wien, Michael Hölzl & Co. 1872

Die Wasserkunst am Ketzerberge.

wurden gegossen von dem Rotgießer Michael Heiliger von Freiburg, gebürtig aus Meissen. Jede dieser Kartaunen hatte ihren besonderen Namen und war mit einer besonderen Inschrift versehen. Der Rhinoceros war 125 Zentner 2 Stein Breslauer Gewicht schwer, trug Kugeln von 64 Pfund, der Löwe wog 91 Zentner, der Bär 88 Zentner, der Samson oder die Alte Sau 87 Zentner. Sie waren in dem ehemaligen Sandzeughause auf dem Ritterplatz (an der Stelle der jetzigen städtischen Markthalle) untergebracht.

Von dem Samson oder der Alten Sau ging die Sage, daß der Rotgießermeister am Tage des Gusses zum Wein gegangen sei und dabei den günstigen Augenblick des Gusses versäumt habe. Der Lehrling aber, der während der Abwesenheit des Meisters die Wacht hatte, erkannte, daß das schmelzende Metall nicht länger zu bändigen sei und ließ es entschlossen in die Gussform laufen. Als der Meister zurückkam, geriet er dermaßen in Zorn, daß er den Lehrling mit seinem Degen durchbohrte. Auf diese That soll die nach dem Gusse eingegrabene Inschrift Bezug nehmen:

Hilf Gott aus Noth, der Junge ist todt.

III

Straßen und Gassen, Gebäude
und Denkmäler

36. Der alte Galgen.

Den Beinamen „Der alte Galgen“ hat das Haus Nr. 19 auf der Becherseite, dem Schweidnißer Keller gegenüber. Hier soll nach der Sage der älteste Galgen gestanden haben, und auch, als man den Galgen später an anderer Stelle baute (auf dem Schweidnißer Anger), sei hier noch immer das Gericht (Ding oder Geding) auf freiem Markte gehalten worden. Der Schwibbogen, der zu diesem Hause gehört, führte zum Alten Galgengäßchen, jetzt Dorotheengasse. Diese ganze Ringsseite hieß „Ring am alten Galgen“.

Vom Schweidnißer Keller bis zu dem genannten Hause Nr. 19 führte ein unterirdischer Gang, und man sagte, der habe mit dem Alten Galgen eine geheimnisvolle Beziehung gehabt. Die richtige Erklärung für diesen noch heute bestehenden Gang ist die, daß dies Haus das alte Stadtbrauhaus war, von dem aus das Bier unterirdisch in den Schweidnißer Keller geschafft wurde.

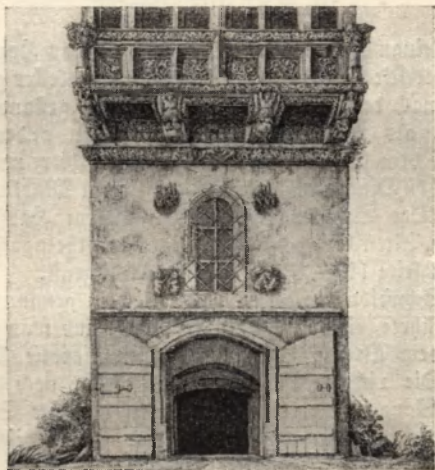
37. Spruch an der Treppe am Schweidnißer Keller.

Von den Sprüchen, die an der Treppe zum Schweidnißer Keller zu lesen sind, lautet einer:

Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär,
Thät mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr.
Eine Sage behauptet, daß einmal ein Kaiser — es wird nicht gesagt, welcher — den Schweidnißer Keller unbekannt besuchte und dabei eine recht schöne Behandlung erfahren habe. Zum Angedenken dessen sei der Spruch angebracht worden.

38. Die Breslauer Stadtwage.

Auf der Mitte des „Paradeplatzes“, so hieß ehemals der Ringplatz an der Siebenkurfürstenseite, stand an der Stelle, wo jetzt das Denkmal Friedrichs II. steht, die große Stadtwage. Sie war in Form eines runden Turmes im



Eingang zum Schweidniher Keller

Jahre 1571 erbaut. Hier wurden alle eingeführten und abgehenden Kaufmannsgüter, die über 10 Zentner betrug, gewogen. Eine alte handschriftliche Nachricht gibt Aufschluß über ihre Entstehung:

Es war in Breslau ein Zeugmacher. Er und seine Frau waren alte Leute, sie hatten sich großen Reichtum erworben, aber Kinder hatten sie nicht. Der Mann hatte soviel Arbeit, daß seinesgleichen in der ganzen Stadt nicht anzutreffen war, denn er hatte 24 Gesellen. Und diese Gesellen waren zu

ihm und seiner Frau wie die Kinder, und auch untereinander begingen sie sich gut. Viele Jahre schon hatte er sie alle zusammen im Hause. Als nun die Weihnachtszeit wieder herankam, sagte der Zeugmacher zu seiner Alten: „Mein Kind, die Weihnachten kommen herzu. Was machen wir denn unseren Söhnen für eine Freude, weil wir kein Kind haben, und alles



Stadtwaage auf dem Ring

genug da ist? Wir werden das Unsere nicht verzehren, denn sie haben so lange bei uns gearbeitet und sind uns besser zur Hand gegangen, denn manchen Menschen ihre Kinder." Da sprach die Alte: „Ich weiß wohl nicht, was wir ihnen für Freude machen sollen." Da sprach der Alte: „Wir wollen alle 24 von Fuß auf neu kleiden." Sie gab ihren Willen drein, und er kleidete einen wie den anderen auf das herrlichste. Da nun die Weihnachten kamen, so gaben sie allen dieses Geschenke. Vor Freude wußten diese gar nicht, mit

was für Dank sie dieses vergelten sollten; sie sann die ganze heilige Christnacht. Da sprach der Altgeselle: „Geld genug haben sie; denn sie werden zornig sein, wenn wir ihnen mit was an Gelde vergelten. Wenn morgen die heilige Messe zu St. Elisabeth wird angehen, und werden miteinander in die Kirche gehen, so wollen wir alle 24 Paar und Paar hinter ihnen her gehen.“ Und sie waren alle eines Sinnes.

Da nun des Morgens die zwei alten Leute in die Kirche gingen, da gingen alle 24 Gesellen hinter ihnen her. Die beiden alten Leute wußten das nicht. Da sie nicht weit von der Kirche waren, da siehet sich von ungefähr die alte Frau um. Da sagte sie zu ihm: „Schau, wie unsere Söhne hinter uns herkommen.“ Da freute sich der Alte. Da nun die Predigt aus war, da gingen sie alle 24 hinter ihnen her. Da ward der Zeugmacher zur Rede gestellt, warum so viel Diener hinter ihm hergingen. Da erzählte er den ganzen Umstand. Da ward es nach dem Kaiserlichen Hofe berichtet, da konnten sie ihm keine Strafe auflegen. Der Rat war aber damit nicht zufrieden, und es ward ihm eine strenge Strafe aufgelegt. Er sollte eine Wage bauen von Holz und Ziegeln. Er sagte aber, sie sollten ihm seinen Willen lassen, und er ließ sie bauen, wie sie heutigen Tages zu sehen ist, und mit Kupfer decken. Anno 1571.



Die sogenannte Blaue Maria an der Ecke des Neuenmarktes

39. Das Gasthaus „Zur blauen Marie“.

Es ist das Eckhaus am Neumarkt und der Breiten Straße, an dessen spitzer Giebelfront, wie sie einst war, ein Muttergottesbild unter einem Baldachin angebracht war. Im Unterraum war eine Bierschänke, allgemein unter dem Namen „Zur blauen Marie“ bekannt. Einst ging das Haus in Flammen auf. Die Flammen brachten den Dachstuhl zum Einstürzen, die ganze Giebelfront wankte, und die Feuerwehrmänner verschwanden unter den einstürzenden Mauern, aber sie kamen unverfehrt unter dem Schutte hervor. Das war wunderbar genug. Aber noch wunderbarer war es, daß ein nachstürzendes Stück Mauer gerade am Baldachin der Madonna abschnitt und die Figur unverfehrt blieb. Nach dem Wiederaufbau stand „Die blaue Marie“, unwürdig genug, im Schanklokal.

Der Meermauer in der Blauen Marie.

Eines Abends, nach Sonnenuntergang, kam ein alter Mann bei dem Brechhause vorbei, das einsam vor dem Dorfe Kleinbielau lag. In der ganzen Gegend ertönte kein Laut, so unheimlich still war es in der Luft. Nur aus dem Gemäuer des Brechhauses kam ein eigentümlicher Lärm und zwar so, wie wenn allerlei Instrumente sich zu einem unharmonischen Konzert vereinigt hätten. Von Furcht gelähmt, blieb er stehen. Plötzlich wird er mit Namen gerufen. Deutlich hört er die Worte: „U. U., wenn Du nach Breslau kommst, grüß mir den Meermauer in der Blauen Marie!“ Dann ging die höllische Musik weiter, die von einer Masse Raken herrührte, die sich auf den Flachsböden postiert hatten.

Nach einiger Zeit kam U. nach Breslau und ging in das Gasthaus an der Breiten Straße, das „Zur Blauen Marie“ hieß. Er wollte doch den unheimlichen Auftrag ausrichten, und fragte den Wirt, wer der „Meermauer“ sei. Lachend wies dieser auf den am Ofen sitzenden Kater: „Hier sitzt er!“ Auf einmal sprang der Kater „feuerspeiend“ auf und durch das Fenster hinaus, daß die Scheiben zur Erde klirrten. Seitdem wurde er nicht mehr gesehen.

40. Die Pferdeköpfe am „Goldenen Engel“.

Früher standen auf der Schuhbrücke eine Anzahl älterer Häuser, deren Namen ein Spiegel des Reichthums und des Stolzes der alten Bürger jener Zeit waren. So führte das Gebäude Nr. 60 damals den Namen „Goldener Engel“. Unter seinem Giebel befanden sich mehrere Pferdeköpfe als Wahrzeichen dessen, daß der Besitzer ein Fuhrherr war. Der Sage nach hatte es aber damit folgende Bewandnis: Die Ehefrau des Fuhrherrn war schon längere Zeit leidend gewesen, als sie eines Tages ihr Gemahl im Bette liegend fand, ohne daß sie ein Lebenszeichen von sich zu geben schien. Man glaubte, sie wäre gestorben, und die vermeintliche Abgeschiedene wurde nach dem Kirchhofe gebracht. In Wirklichkeit war die Frau aber nur scheintot. Zum Glück hatte man das Grab noch nicht zugeschüttet, so daß es ihr gelang, sich aus dem Sarge zu befreien. Sie wandte in finsterner Nacht heim, fand aber die Thür des Hauses fest verschlossen. Auf ihr Klopfen erhob sich die Magd von ihrem Lager und blickte zum Fenster hinaus, um zu sehen, wer zu solch später Zeit Einlaß begehre. Mit Grausen sah sie, daß es die Gattin des Fuhrherrn war, die sie begraben wähnte. Schreckensbleich verließ sie das Fenster und eilte nach dem Gemach ihres Herrn, wo sie ungestüm an die Zimmertür pochte, bis der Fuhrherr erwachte. Schlaftrunken fragte er nach ihrem Begehr. Mit erregter Stimme sprach sie: „Steht auf, Herr, Eure Frau steht unten vor dem Tore, und verlangt Einlaß.“ Doch der Fuhrherr, überzeugt von dem Tode seiner Frau, antwortete: „Marie, das kann nur der Geist der Verstorbenen sein, denn mein Weib ist ja tot. Bis sie wiederkommt, steigen eher meine Pferde bis zu dem höchsten Boden im Hause empor.“

Aber kaum waren diese Worte seinem Munde entflohen, so war das Geräusch stampfender Kasse zu vernehmen.

Immer näher und näher kam das Trappen der Pferde. Nun waren sie vor der ersten Stiege angelangt. Dann kamen die Tiere heraufgepoltert. Dumpf dröhnten die Hufe auf den



Die „Schildkröte“ in der alten Schuhbrücke

hölzernen Stufen. Als sie auf dem Boden angelangt waren, reckten sie die Köpfe durch die engen Lücken hinaus auf die Straße.

Jetzt endlich war der Fuhrherr überzeugt, daß die Magd die Wahrheit gesagt habe und seine Frau wahrhaftig unten stehe. Flugs begab er sich hinunter in den Hausflur, schloß die Pforte auf und hielt im nächsten Augenblick sein totgeglaubtes Weib in den Armen.

41. Die „Schildkröte“ in der alten Schuhbrücke.

Die „Schildkröte“ in der alten Schuhbrücke war das Haus Nr. 32, welches zeitweilig auch wohl „Bernardus“ genannt wurde. Jetzt in ein modernes Gebäude umgewandelt, war es ehemals eines der schönsten Häuser jener Straße. Der Besitzer hatte an diesem Hause die holländische Inschrift anbringen lassen: „G'ost west t'hujst het best“, d. h. Geh' nach Osten und Westen, zu Haus ist's am besten. Während vieler Jahre waren die Leubuser Mönche Eigentümer des Grundstückes. Im Jahre 1670 tauschte es der Abt des Klosters Leubus gegen einige Häuser am ehemaligen Sperlingsberge ein, die seinerzeit den Jesuiten gehörten. Das gab den Anlaß zu der Sage, daß besagtes Haus ehemals ein Kloster gewesen sein soll.

42. Der steinerne Tanz auf der Schuhbrücke.

Am Kaufmannsheim (Schuhbrücke 50/51) schmückte „der Genienreigen“ früher die Vorderseite, jetzt befindet er sich im Hofe. Das sind zwei Reliefs von je sechs tanzenden Jungfrauen, aus der Schule des Berliner Bildhauers Schadow (1746–1850). Damit ist die Sage, die sich daran knüpft, in ihrem Alter als eine recht junge bestimmt.

Eine Witwe hatte 9 (oder 12) Töchter, die den Tanz mehr liebten als die Arbeit, das Flirten mit Männern mehr als Gebet und Kirchgang. Die Mutter quälte sich im Schweiß ihres Angesichts um das tägliche Brot, die Töchter schwangen sich Abend für Abend im Arme ihrer Partner. Da kam der Karfreitag, und die Mutter wollte, daß sie wenigstens an diesem einen, heiligsten Tage der Christenheit sich still und zurückgezogen in ihrem Zimmer hielten. Sie kam daher auf den Einfall, das Zimmer abzuschließen, in dem die neun Schwestern zusammenhausten. Erst weinten sie über ihre Einsamkeit. Als aber die Abendglocke klang, kam die Jüngste

auf den Gedanken, das Zimmer durchs Fenster zu verlassen, auf den Sims zu steigen und sich mit Hilfe von Stricken herunterzulassen, um ihrer gewohnten Tanzleidenschaft zu fröhnen. Die Jüngste geht voran, die anderen folgen. Nun stehen sie auf dem Simse in der dunklen Nacht. Da gerinnt ihr Blut, und sie erstarren zu Stein. So stehen sie noch heut an der Mauer des Kaufmannsheims.

43. Die Altbüßerstraße.

Der sonderbare Namen hat zu folgender Sage Anlaß gegeben. In vorigen Zeiten, als noch die öffentliche Kirchenbuße bestand, wurde den Wallfahrenden als Buße für schwere Sünde aufgetragen: Sie mußten von der St. Magdalenenkirche auf ihren Knien die Gasse hinunter-rutschen bis zum St. Klarenkloster (Ursulinen). Dort stand ein Kreuzifix an der Vorderseite des Stifts, das war ihr Ziel. Deswegen befindet sich auf der ganzen Gasse kein Quergerinne.

* Der Name rührt von den Altbüßern, besser Altbissern, her, das sind die Ausbesserer von altem Schuhwerk. Sie hatten in dieser Gasse ihren Sitz.

44. Die Ziegegasse.

Sie soll ihren Namen von einer alten Frau haben, die sich von Ziegenzucht nährte, und deshalb die Ziegen-Kathrine hieß. Einer ihrer Bekannten überfiel sie am 31. März 1535 in ihrer einsamen Wohnung und ermordete sie, um sie zu berauben. Der Mörder ward bald darauf in Neumarkt verhaftet und am 19. März 1536 auf eine fürchterliche Art hingerichtet. Zuerst ward ihm vor dem Hause, worin er den Mord begangen, die rechte Hand abgehauen, dann ward er vor dem Rathause mit glühenden Zangen gezwickt, aus der Stadt geschleift und von Pferden zerrissen.

45. Der steinerne Hund mit dem Jungfernkopf auf der Katharinenstraße.

An dem Eckhause der Katterngasse (Katharinenstraße) und Albrechtstraße sah man früher einen großen steinernen Hund mit einem Jungfernkopfe. Dieser soll zum Andenken einer sehr merkwürdigen Begebenheit hier angebracht worden sein. Vor vielen Jahrhunderten lebte in dem Hause eine alte Jungfer, die sich eine große englische Dogge hielt. Einst hatte sie ihre Wohnung verlassen und blieb wider Gewohnheit lange aus. Der am Fenster sitzende Hund sieht sie endlich kommen, springt hinunter auf die Straße und benimmt sich in einer Weise, daß die Umstehenden Verdacht schöpften, es müsse zwischen den beiden nicht alles in Ordnung sein. Sie wurde verhaftet und als Verbrecherin gegen die menschliche Natur entlarvt. Das Frauenzimmer wurde enthauptet und samt dem Hunde verbrannt.

46. Der alte Weinstock auf der Ohlauer Straße.

Hier soll in alten Zeiten der Stadtstock gestanden haben, das städtische Gefängnis. Unwahrscheinlich ist das nicht, da die Gefängnisse in der Nähe der Tore und Stadtmauer angelegt wurden. Hier lag das Ohlauer Tor, und die alte Stadtmauer ging an der Ohle entlang.

47. Die Windmühle am Christophoriplatz.

Die Ohlauer Straße oder wie sie ehemals genannt wurde, die Olische Gasse, fand ursprünglich ihr Ende am Ohlauer Tor, einem Befestigungswerk, das vor dem heutigen Christophoriplatze lag. Dort führte ein Schwibbogen aus der Stadt heraus und dann über die Ohle, die quer über den Platz floss. Dieser Schwibbogen wurde 1297 erbaut.

An dieser Stelle stand das Haus Nr. 27, das den Spottnamen „Die Windmühle“ trug. Die Sage erklärt den Namen dadurch, daß hier vor der Erweiterung der Stadt (im 14. Jahrhundert) eine Windmühle gestanden habe.

48. Die Weidenstraße.

Auf ein hohes Alter blickt die Weidenstraße zurück. Sie ist eine der ältesten Straßen außerhalb der ersten Stadtbefestigung. Der Sage nach soll sie ihren Namen von einer Viehweide haben, die in alten Zeiten an dieser Stelle sich ausbreitete. Gomolck spricht von einer Weidenallee im Zuge der Straße, die früher die „Wydengasse“ genannt wurde. Das Rathhäusliche Verzeichniss nennt sie „Weite Gasse“.

* Die Straße hat wohl ihren Namen von den Weidenbäumen erhalten, die den Weidenborn (wydenburn) umsäumten, der sich in älteren Zeiten hier befand.

49. Die Kröte-Mühle.

In der heutigen Ohlauer Vorstadt hatte der Bischof ehemals ein Gut in der Gegend der Krötengasse, der heutigen Margaretenstraße, und der äußeren Klosterstraße. Bischof Thomas I. hatte es 1260 zu deutschem Recht ausgesetzt. Zu diesem Gute gehörte auch die Kröten- oder Margaretenmühle, an der Ohle bei der heutigen Krankenanstalt Bethanien gelegen.

Der sonderbare Name wurde durch eine Sage erklärt. Man habe nämlich bei ihrer Erbauung im Grunde ein großes Nest voll greulicher Erdkröten gefunden und ihr daher diesen Namen gegeben. Andere sagen, ihr erster Erbauer und Besitzer habe Kröte geheissen.

50. Herzog Wenzel von Sagan und die Barbaragasse.

Herzog Wenzel von Sagan lebte am Schluß seines Lebens († 1488) als schlichter Bürger in einem Hause auf der Nikolaistraße. Er ist in der Barbarakirche beigesetzt an der Nordwand des Chores. Dort befindet sich auch sein Grabmal, welches das Jüngste Gericht darstellt.

Man erzählt, er habe sich jedesmal, wenn er vom Rathause kam, unterwegs auf der Barbaragasse ausgeruht. Das ist ein enges Nebengäßchen der Nikolaistraße gewesen, das am Barbarakirchhofe einen schmalen Ausgang hatte. Hier war ein steinerner Sitz, auf dem sich der Herzog niederließ. Daher soll die Gasse früher Sitzegäßchen, noch früher Sitzenplatz oder Brustgasse geheißen haben. So erzählt Gomolck.

Doch, da schon vor Herzog Wenzels Geburt hier ein „Ziegenplatz“ vorhanden war, so ist die Entstehung des Namens ungewiß.

51. Die Neue Weltgasse.

Das kurze Gäßchen zwischen Reusche- und Nikolaistraße führt seinen Namen „Neue Weltgasse“ von dem Hause Nr. 44, das „Neue Welt“ hieß. Es führte vorher den Namen der „Klausgraben“, der „Alte Graben“ oder auch der „Graben an der Klaus“ und „Klausgasse“.

Der Sage nach soll sich hier vor Erweiterung der Stadt am Tore ein Gefängnis (Klaus) befunden haben, von dem der Name herrührt.

52. Die Hahnkrähe.

Etwa 150 Schritt, bevor die Frankfurter Straße den Damm der Posener Eisenbahn durchbricht, steht rechts vom Straßendamm ein merkwürdiges Denkmal, das seit alter Zeit den Namen „Hahnkrähe“ trägt. Auf einem etwa

meterhohen, viereckigen Sockel steht eine achtseitige, drei bis vier Meter hohe Sandsteinsäule, die aus einem schlanken Schaft mit darauffitzendem tabernakelförmigen Kopf besteht. Die vier Seiten dieses Säulenkopfes sind mit Reliefdarstellungen versehen, und zwar sieht man auf der Straßenseite einen Reiter, auf der gegenüberliegenden den Heiland am Kreuze, auf der der Stadt zugewendeten, östlichen Seite ein lateinisches W, auf der entgegengesetzten, westlichen endlich einen Hahn. Das ganze Denkmal ist vom Alter schon stark mitgenommen, und die Bilder nur noch mit Mühe zu erkennen.

Über seine Entstehung gibt eine Urkunde der Städtischen Kanzlei Auskunft, die bezeugt, daß der Rat der Stadt Breslau auf dem Grund und Boden des Stiftes zu St. Clara eine zerfallene Kapelle oder Hahnkrähe hat wieder aufrichten und aufs neue erbauen lassen. Diese Urkunde ist abgefaßt am 3. Dezember 1555. Es ist wohl kein Zweifel, daß damit die jetzt noch bestehende Hahnkrähe gemeint ist. War sie vor ihrer damaligen Erneuerung schon alt und zerfallen, so muß ihre erstmalige Errichtung weit ins Mittelalter zurückreichen. Welchem Zwecke sie diente, ist nicht mit Gewißheit auszumachen. Es ist aber am wahrscheinlichsten, daß sie ein Grenzmal war, denn sie steht an dem Punkte, wo ehemals der Grundbesitz und das Jurisdiktionsgebiet der Stadtgemeinde Breslau mit dem des Stiftes zu St. Clara zusammenstieß. Was die bildlichen Darstellungen betrifft, so ist das W (Wratislavia) leicht als Bezeichnung des städtischen Gebiets, das Kreuzifix als Kennzeichen des Stiftsgebiets zu deuten. Was freilich der Reiter und der Hahn bedeuten sollen, darüber kann man nur unsichere Vermutungen hegen. An dieses sonderbare Denkmal knüpfen sich folgende Sagen:

1. Leutko und Henczko von Wiesenburk.

Einst lebte in Breslau ein Edelmann aus ruhmvollem Geschlechte, Henczko von Wiesenburk, der eines Tages unvermutet vom Herzog den Auftrag erhielt, mit einer wich-



Die sogenannte Hahnkrähe.

tigen Botschaft nach der Türkei zu gehen. Diese Aufgabe war zwar sehr ehrenvoll, aber für Henczko doppelt ernst, einmal, weil er sich nur mit schwerem Herzen von seiner Gattin Mathilde zu trennen vermochte, und ferner, weil er fürchtete, daß der Auftrag auf das Betreiben des mächtigen Leutko, eines Günstlings des Herzogs, zurückzuführen sei, der, wie er wähnte, schon lange ein Auge auf seine Gattin geworfen hatte. Trotzdem mußte dem Auftrage des Herzogs Folge geleistet werden. Ehe Henczko seinen Zug nach dem Osten antritt, nimmt er seiner Frau das Versprechen ab, daß sie ihre Hand einem andern Manne erst dann reiche, wenn sie sichere Nachricht von seinem Tode habe; und daß er wirklich tot sei, solle sie erst dann glauben, wenn man ihr das silberne Kruzifix bringe, das er auf der Brust zu tragen pflege. Henczko zieht nun guten Mutes in die Türkei und entledigt sich dort glücklich seines Auftrages. Bereits im Begriffe, die Rückreise anzutreten, wird er von Räubern ergriffen und in der nächsten Seestadt als Sklave verkauft. Die Mitglieder der Gesandtschaft aber, die er geführt hatte, seine Begleiter, kehren glücklich nach Breslau zurück und erklären, um nicht für die Entführung ihres Herrn büßen zu müssen, Henczko sei auf der Reise an einer Krankheit gestorben. Mathilde wird durch diese Schreckensnachricht in tiefe Trauer versetzt und hat je länger um so dringendere Anträge von Leutko zu ertragen. Aber sie gedenkt des Kruzifixes und bleibt standhaft. Inzwischen schmachtet Henczko in harter Gefangenschaft und sieht allmählich jede Hoffnung auf Befreiung und Heimkehr schwinden. Da träumt ihm einst, daß seine Frau Mathilde am nächsten Tage die Gattin Leutkos werden solle. Voll Entsetzen erwacht er und ruft, er wolle seine Seligkeit dafür geben, wenn er bis zum nächsten Morgen vor den Thoren Breslaus sein könne. Kaum hat er das Wort gesprochen, so steht der böse Geist in Gestalt eines Hahnes vor seinem Lager und erbietet sich, ihn noch in der Nacht auf seinem Rücken nach Breslau zu tragen, wenn er mit Gut und Blut, mit Seele und Leib sein Eigen sein wolle. Henczko geht auf den Handel ein, stellt aber die Be-

dingung, daß der Böse ihn schlafend, ohne daß er auf der Fahrt erwache, ans Ziel bringen müsse. Erwache er unterwegs, dann solle der Böse keinen Theil an ihm haben. Der Böse mußte nicht, welches Schuttmittel Henczko in seinem Krufzifir auf der Brufst bei sich trage. Henczko entfchlummerte, und im Sturme rauschte der fchwarze Hahn mit feiner Laft davon.

Schon glaubt der Böse, feines Raubes ficher zu fein, da bricht der Morgen an. Der Hahn kräht laut, und Henczko erwacht noch während des Fluges. Mit Freuden fieht er, daß er fih in nächfter Nähe Breslaus befindet. Der Hahn läßt fih zur Erde nieder und verwandelt fih in ein edles Roß. Henczko reitet auf diefem in Breslau ein und feiert ein glückliches Wiederfehen mit feiner Frau, die er noch als die feinige wiederfindet.

Der Traum war ein Blendwerk des Teufels gewesen. Beide lebten noch eine lange Reihe von Jahren glücklich miteinander. Zum Andenken aber an diefe abenteuerliche Befreiung ließ Henczko auf dem Plage, wo er feine wunderbare Luftreise beendet hatte und der Gewalt des Böfen entronnen war, jene feinerne Säule errichten, die im Volke als Hahnkrähe bekannt ift. So erzählt Fülleborn.

L i t e r a r i f c h e U m b i l d u n g e n .

Abgesehen von Agnes Franz, die doch im ganzen der Füllebornfchen Vorlage treu geblieben ift, treten in der Literatur verfchiedene Umbildungen auf. Ob dabei urfprüngliche Volks- erzählungen verwendet worden find, läßt fih nicht nachweifen, doch ift es wahrfeheinlich. Es find folgende:

Der Herzog felbft tritt an die Stelle des böfen Ritters.

Hadlow von Wildburg. Der Herzog felbft bewirbt fih um die Gunft Marias, der fchönen Gattin feines Ritters Hadlow von Wildburg. Als diefer einst eine verummte Gefalt am Abend im Garten gewahrt, die feine Gattin mit Gefang und Lautenfpiegel in glühendem Minneliede preift,

stößt er den Säng' er mit seinem Dolche nieder und erkennt erst zu spät, daß es der Herzog ist. Da er ihn für tot hält, flieht er, findet bei einem frommen Einsiedler Trost und Zuspruch und nimmt auf dessen Rat das Kreuz zum Kampfe gegen die heidnischen Preußen. Aber er findet auch im heiligen Kampfe keine Ruhe vor dem quälenden Gedanken an die Heimat und die Gattin, die er schutzlos zurückgelassen hat. Der Herzog ist inzwischen von seiner schweren Verwundung genesen, hat nach dieser ernsten Prüfung von seiner Leidenschaft abgelassen und läßt öffentlich verkünden, daß er Hadlow seine That verzeihe. Nun schwenkt die Erzählung in Fülleborns Bahnen ein. Der Traum, die Anrufung des Teufels und dessen Erscheinen sind ähnlich wie bei ihm dargestellt. Der Pakt wird unter derselben Bedingung abgeschlossen. Ein großer schwarzer Hahn mit blutrotem Kämme trägt den Ritter im Schlafe heimwärts. Bei Tagesanbruch ist er in der Nähe von Breslau, da kräht der Hahn, wie alle Hähne tun, laut dem Tage entgegen. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fallen auf das Kreuz, das der Ritter auf seinem Mantel trägt, der Hahn erschrickt und läßt den Ritter fallen. Davon erwacht dieser, sieht den fürchterlichen Hahn über sich rauschend seine Kreise ziehen und wird sich bewußt, daß er aus der Gewalt des Bösen gerettet ist. Da ruft er dankbar zum gütigen Vater im Himmel, und der Hahn entflieht. Er kehrt in seine Burg zurück und erfährt, wie günstig sich alles in seiner Abwesenheit entwickelt hat, sein Weib ist ihm treu geblieben und der Herzog sein Freund geworden. Darauf errichtet er zum ewigen Andenken die Säule vor dem Nikolaitore.

Der Überfall in der Fremde wird von der Heimat aus eingeleitet, um das Wahrzeichen des Ritters (Kreuzlein, Ring) in die Hände zu bekommen.

Das entrißene Kreuzlein. Ein herzoglicher Beamter zu Breslau hatte eine schöne Frau, der ein vornehmer Ritter nachstellte. Da die Frau ihn abwies, beschloß er, ihren Gemahl zu entfernen und wußte es dahin zu bringen,

daß der Herzog ihm eine Gesandtschaftsreise in eine ferne Stadt übertrug. Beim Abschied von seinem Weibe wies ihr Gatte auf ein goldenes Kreuzlein hin, das er bei sich trug, und sagte ihr, wenn ihr dieses Kreuzlein ein anderer bringe als er selbst, so möge sie um ihn wie um einen Toten trauern. Als er auf seiner Reise eines Tages durch einen düsteren Wald kam, wurde er von drei verkappten Reisigen überfallen, gebunden und in einen einsamen Turm geschleppt. Dort durchsuchten sie ihn und nahmen ihm das goldene Kreuz ab. So beraubt wurde er in dem Turme von einem Kerkermeister gefangen gehalten. Die drei Reisige aber hatte der böse Ritter abgeschickt, um in den Besitz des Kreuzleins zu kommen. Als fünf Monate vergangen waren und der Beamte, wie es längst hätte der Fall sein sollen, nicht zurückkam, vermutete man in Breslau einen Unglücksfall. Ein nachgeschickter Bote bestätigte das — er war im Einverständnisse mit dem Ritter. Räuber, sagte er, hätten ihn erschlagen, er habe den Leichnam gesehen und das Kreuzlein gefunden. Die arme Frau sah das Kreuz und erkannte es. Drei Jahre trauerte sie, drei Jahre schmachtete der Gefangene im Turm. Da hatte er einen bösen Traum, daß der Ritter am folgenden Tage mit seiner Frau Hochzeit halten werde. Er beschwört den Teufel, ihm zu helfen, und dieser verspricht ihm, um den Preis seiner Seele ihn nach Breslau zu bringen, ehe der Hahn kräht. Der Satan nimmt ihn auf seine Schultern und trägt ihn wie im Sturmwind durch die Luft. Aber ehe er an das Nikolaitor kommt, fliegt aus einem nahestehenden Häuschen ein Hahn auf und kräht. Da muß der Böse seine Last von den Schultern gleiten lassen, brüllend entweicht er in die Luft. Als der Gerettete in sein Heim kommt, findet er die Vorbereitungen zur Hochzeit bestätigt. Aber seine Frau ist ihm im Herzen treu geblieben, sie hatte nur dem Drängen des Ritters nicht länger widerstehen können. Als der Ritter die Heimkehr des Gatten erfuhr, entwich er heimlich aus der Stadt aus Furcht vor der Strafe des Herzogs. Zum ewigen Angedenken wurde „der Hahnenstein“ vor dem Nikolaitore errichtet.

Der entrissene Ring. Der Herzog hat es auf des Wiesenburgers holdes Weib abgesehen und sinnt darauf, wie er sie dem Ritter rauben könne. Ein gefälliger Kämmerling gibt ihm den Rat, den Ritter fortzuschicken in den Magdarenkampf, denn der Kaiser hat ein Fähnlein von ihm begehrt. Arglos nimmt der Ritter den Auftrag entgegen, zieht aber beim Abschiede von seiner Gattin den goldenen Ring, den er einst von ihr als Pfand ewiger Treue empfangen hatte, vom Finger und hält ihn beschwörend empor: „Wenn dir diesen Ring ein anderer Mann als ich zurückbringt, dann bin ich tot. Das sei dein Wahrzeichen, sonst aber mißtraue jeder Botschaft.“ Die Gattin aber hängt ihm ein geweihtes Kreuzlein um den Hals, das ihn in jeder Gefahr beschützen soll. Nun zieht er in den Kampf, verrichtet Wunder der Tapferkeit, wird aber durch Verrat gefangen und eingekerkert. Eine Rotte von Knechten bringt zu ihm in den Kerker ein und raubt ihm gewaltsam den Ring. Er sieht, daß er vom eigenen Herzoge hintergangen und betrogen worden ist. Ein Traum zeigt ihm, wie der Herzog selber seiner Gattin den Ring vorweist. Da verspricht er dem Satan seine Seele, wenn er ihn sofort im Schlafe nach Breslau bringe. Der Pakt wird geschlossen. Ein teuflischer Hahn trägt ihn durch die Nacht, und der Teufel selbst folgt, um gleich sein Opfer in Empfang zu nehmen, wenn die Fahrt vollbracht ist. Als der Morgen zu schimmern anfängt, ist das Ziel noch nicht ganz erreicht, und der Hahn kräht der aufgehenden Sonne entgegen. Davon erwacht der Ritter, und der Teufel hat sein Versprechen nicht erfüllt. Das schützende Kreuzlein hat seine Kraft bewiesen. Der Hahn wird zum stattlichen Roß, das ihn vollends heimwärts trägt.

2. Herzog Heinrich und der Ritter Wsenburg.

Herzog Heinrich IV., der mit seinen Vettern einen blutigen Krieg geführt hatte*), kehrte siegestrunken nach

*) Der Kampf mit den Vettern paßt nur für Heinrich I. den Värtigen.

Breslau zurück und hielt ein glänzendes Hofgelage, an dem die Ritter und ihre Gemahlinnen teilnehmen mußten. Unter den Gästen wurde der Ritter Hsenburg*) und seine junge, schöne Gemahlin, mit der er sich erst vermählt hatte, bemerkt. An der allgemeinen Bewunderung der herrlichen Frau nahm auch der Herzog teil, und seit der Zeit hatte er ein lüsternes Auge auf sie geworfen. Er fand keine Ruhe mehr, er konnte seine Gedanken nicht von ihr losreißen und sann auf ein Mittel, wie er die schöne Frau zur seinigen machen könnte. Darum kam er zu dem Entschluß, den Ritter Hsenburg in die Ferne zu schicken. Er gab ihm den Auftrag, mit einer kleinen Reiterſchar auf Kundschaft gegen die Magyaren**) zu reiten, die angeblich in Schlessien eingefallen sein sollten. Der Befehl war dem Ritter höchst widerwärtig, aber er durfte ſich ihm nicht widerſetzen. Mit ſchwerem Herzen nahm er von ſeinem jungen Weibe Abſchied mit den Worten: „Sieh, liebes Weib, dieſen Ring, den ich hier am Finger trage! Wenn jemand ihn dir zurückbringt, dann weine um mich, dann bin ich todt.“

Kaum war Hsenburg etliche Meilen von Breslau entfernt, da wurde er plötzlich überfallen. Herzogliche Schergen hatten ihm aufgelauert, und wenn er ſich auch noch ſo verzweifelt wehrte, er wurde überwältigt, in Ketten gelegt und in einen feſten Gewahrſam geſchleppt. Der Ring wurde ihm gewaltsam vom Finger gezogen und dem Herzoge überbracht. Dieſer wies ihn ſelbſt der Frau des Ritters, und ſo mußte ſie glauben, daß er im Kampfe gefallen ſei.

Kurze Zeit darauf warb der Herzog um die Hand der jungen Witwe, und ſie konnte den Antrag nicht gut ablehnen. Und ſo wurden die Vorkehrungen zum bevorſtehenden Hochzeitsfeſte getroffen.

Ritter Hsenburg erhielt Kunde von der Lage in Breslau und konnte doch, gefangen und hilflos, nichts thun, um ſeine geliebte Gattin über den elenden Verrat und ſeinen unglück-

*) Eine Verunstaltung von Wiesenburg.

**) Gegen die Magyaren (Ungarn) führt Kaiser Heinrich I. Krieg.

lichen Zustand aufzuklären. Er tobte zwar und schien in seiner Raserei dem Wahnsinn zu verfallen, aber es nützte ihm alles nichts, der Tag der Hochzeit rückte näher und näher. Am Vorabende des Festes erfaßte ihn kaltes Entsetzen, er sah sich von Gott und der Welt verlassen. Da rief er in seiner Verzweiflung den Teufel an: „Hilf du mir, Herr der Hölle, da mir niemand hilft!“ Da regte sich in dem dunklen Kerker eine schwarze Gestalt mit feurigen Augen und grinsendem Gesicht. Der Teufel war es, der sich erbot, ihn nach Breslau zu tragen. Hsenburg war so in seiner Seele gebrochen, daß er alles tat, was der Böse von ihm verlangte, er verschrieb ihm willig seine Seele. Der Teufel befreite ihn von Haft und Ketten und wies auf einen großen Hahn, den er besteigen sollte. Auf diesem reitend, flog er durch die Luft nach Breslau zu. Noch graute der Tag nicht, da setzte sich der Hahn auf ein im Felde stehendes Kreuz vor den Thoren der Stadt nieder. Es war versehentlich geschehen, aber dadurch war der Vertrag mit dem Teufel nichtig geworden, und des Ritters Seele war gerettet.

Nun eilte Hsenburg zu seiner Gattin, die traurig sich zum Kirchgang vorbereitete. Als sie ihn sah, war ihre Überraschung unbeschreiblich, und ihre Freude kannte keine Grenzen. Auch der Herzog erfuhr bald die wunderbare Befreiung des Ritters, und er sah darin den Finger Gottes. Er bereute sein Unrecht und söhnte sich mit ihm aufrichtig aus. Zum ewigen Gedächtnis ward an der Stelle, wo der Hahn sich niedergesetzt hatte, die steinerne Säule gesetzt, die heut noch steht.

Während die bisherigen Sagen ihren Stoff aus der Ritterzeit entnehmen, steigt eine in schlicht-bürgerliche Kreise hinab. Damit tritt sie dem Volke um so näher.

3. Der Stellmachergeselle und seine Braut.

Vor dem Nikolaitore zu Breslau, auf dem Wege nach Deutsch-Lissa, steht noch heute eine steinerne Säule, mit der es folgende Bewandtnis hat.

Vor vielen, vielen Jahren arbeitete ein junger Geselle in Breslau, ein Stellmacher seines Gewerbes und aus dem nahen Deutsch-Lissa gebürtig. Der hatte daselbst eine Braut, die ihm Liebe und Treue zugeschworen hatte, aber sie konnten sich nicht heiraten, weil beide arm waren. Da schnürte der Geselle sein Bündel, nahm der Trauten das Wort ab, seiner in Liebe zu harren, und zog auf die Wanderschaft, um in der Fremde sein Glück zu versuchen. Er zog gen Polen und Rußland. Dort aber geriet er in Gefangenschaft und wurde hinausgeschleppt weit in die Schneewüsten Sibiriens, wo er zwanzig lange Jahre in den Bergwerken arbeiten mußte. Gar oft dachte er während der Zeit seiner Liebe in der Heimat. Als aber die zwanzig Jahre um waren, da zerbrach sein Fingerring, den ihm sein Mädchen beim Abschiede geschenkt hatte, mit der Zusage, daß, solange der Reif halten werde, er sicher auf ihre Treue bauen könne. Das betrückte den armen Gesellen gar sehr, und in der Verzweiflung schwor er sich, dem Teufel seine Seele zu übergeben, wenn er nur noch einmal sein Mädchen wiedersehen könne. Als bald erschien ihm der höllische Geist und zeigte ihm, wie seine Geliebte am andern Morgen in aller Frühe Hochzeit halten werde, weil sie ihn längst für tot ansehe. Da schloß der Geselle einen Pakt mit dem Bösen und verschrieb ihm seine Seele unter der Bedingung, daß der Teufel ihn, von der Zeit der Mitternacht bis daß der Hahn das erstemal krähe, aus Sibirien nach seiner Heimat trage. Um Mitternacht lud der Schwarze ihn auf die Schultern und fuhr mit ihm dahin durch die Lüfte wie sausender Sturmwind, über Länder und Städte und Wälder. Dem Gesellen wurde bänger dabei, je näher er seiner Heimat kam. Als der Teufel aber nun schon seinem Ziele nahe und bis hinter Breslau gekommen war, horch, da krähte ein Hahn, und der Pakt war zerrissen. Voll Grimm warf der Böse seine Last unsanft zur Erde und entwich tobend nach seiner unterirdischen Behausung. Der Gerettete aber raffte sich auf und lief ohne Rast und Ruh nach seiner Heimat Deutsch-Lissa, und als er ans Dorf kam, siehe! da zogen vor ihm gepukte Leute hochzeitlich zur Kirche.

Er aber stürzte ins Gotteshaus und zwischen das Brautpaar, das eben vor dem Altare stand, und gebot Einhalt. Niemand erkannte ihn, denn er war alt geworden, und sein Bart hing eine Elle lang ungeschoren herab. Als er aber der Braut ihren Fingerreif wies und sein Schicksal erzählte, da verließ sie ihren zweiten Bräutigam und fiel ihm weinend um den Hals, und alle freuten sich seiner wunderbaren und rechtzeitigen Rettung. Der fromme Geistliche aber erkannte darin die Macht des Herrn, vor dem keine Seele verloren ist. Und als er dem Geretteten für sein frevelhaftes Beginnen schwere kirchliche Buße auferlegt und dieser sie reuig gelöst hatte, da legte er selbst die Hände des Paares ineinander und vereinigte die so lange Getrennten.

Der Geselle wurde Meister und ein braver und gottesfürchtiger Hausvater. Zum Andenken aber und zur Warnung errichtete er an der Stelle, wo der Allmächtige durch einen Hahnenruf seine Seele aus den Klauen des Bösen errettete, jene Säule, die noch heute an ihrem Orte steht.

4. Die Tataren vor Breslau.

Ganz abweichend von den bisherigen Gestalten wandelt folgende Sage ihre eigenen Wege:

Als im Jahre 1241 die Tataren Schlessien überfielen, näherten sie sich auch der Hauptstadt Breslau. Nachdem sie die Odevorstadt, den Dom und die Sandvorstadt ausgeplündert und ausgebrannt hatten, wollten sie auch die Stadt mit stürmender Hand einnehmen. Sie wurden aber auf das tapferste von den Bürgern Breslaus abgeschlagen und endlich nach vielfältigen mißglückten Versuchen bewogen, von der Stadt abzuziehen. Sie nahmen über den Dom ihren Rückzug, gingen zwischen Neu-Scheitnig und dem heutigen Grüneiche über die Oder und umgingen die Stadt vom Ohlauer- bis zum Schweidnitzer- und von dort bis zum Nikolaitore. Alle diese Vorstädte und nahegelegenen Dörfer, die sie berührten, wurden nicht allein gänzlich ausgeplündert und niedergebrannt, sondern sie mordeten auch die Einwohner,

die sie fanden, oder verstümmelten sie auf eine gräßliche Weise, besonders schnitten sie ihnen die Ohren ab, wovon sie viele Säcke gefüllt mit sich geführt haben sollen. Zwischen der Nikolai-vorstadt und dem Dorfe Pöpelwitz sammelten sich ihre Heerhaufen und schlugen eine Art Lager auf. Unverkennbar war ihre Absicht, die tapferen Breslauer Bürger sicher zu machen und sodann aus ihrem Lager unvermuthet zur Nachtzeit zu überrumpeln. Dieser Absicht aber kamen die Breslauer Bürger zuvor. Denn schon in der ersten Nacht, um 1 Uhr, als der Hahn zu krähen anfang, wagten die Bürger einen Ausfall und überfielen die sorglos in ihrem Lager ruhenden Tataren, von denen viele niedergemetzelt wurden, die anderen sich aber kaum durch die Flucht zu retten vermochten. Die Flüchtlinge zogen über Lissa, Neumarkt bis in die Gegend von Wahlstatt, wo sich ihnen Herzog Heinrich der Fromme mit seinem kleinen Heere entgegenstellte, wie die Geschichte lehrt.

Zum Andenken an die tapfere That der Breslauer Bürger errichtete in der Folgezeit der Rat zu Breslau auf der bezeichneten Stelle jene steinerne Säule, die noch immer dort steht.

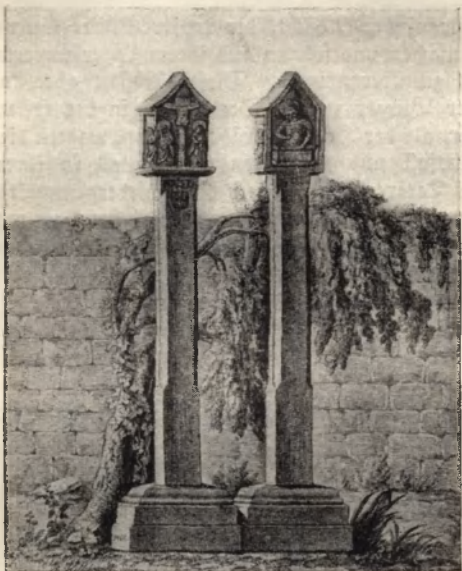
53. Die sogenannte Dompnigssäule am Magdalenenpfarrhause.

An der Ecke des Magdalenenpfarrhauses an der Altbüßerstraße steht heute die sogenannte Dompnigssäule, die früher dem Pfarrhause gegenüber auf dem Platze vor der Kirche aufgestellt war*). Sie besteht aus einer unten viereckig, in der Mitte achteckig aufsteigenden Säule auf würfelförmigem Untersatz, sie trägt mit Ecktragen eine gedachte Krönung mit dem Relief der Kreuzigung im vorderen Giebel und zwei dazu angepaßten Seitenreliefs. Sie trägt die

*) Im Jahre 1823 ward die Kirchhofsmauer abgebrochen und die Säule an ihre heutige Stelle gesetzt, an die Ecke des Senioratshauses gegenüber dem Predigergäßchen.

Jahreszahl 1491 ohne weitere Inschrift. Sie hat die gewöhnliche Form der Martern aus dem 15. Jahrhundert.

Nach der Sage soll sie zum Andenken an den Landeshauptmann zu Breslau, Heinze (Heinrich) Dompnigt, errichtet



Dompnigtssäule

worden sein. Es ist aber mit diesem Landeshauptmann eine eigene Sache. Er hatte seine Stellung inne, als König Matthias Corvinus von Ungarn das ganze Land Schlesien und seine Hauptstadt Breslau beherrschte. Die Stadt seufzte unter seinem Regiment und litt schwere Not, und Heinze Dompnigt war seine rechte Hand, und diese Hand war von Eisen. Als nun König Matthias am 4. April 1490 plötzlich in Wien starb, erhielten die Breslauer ihre Freiheit zurück

und zogen Heinze Dompnigk zur Verantwortung. Das stand ihnen eigentlich nicht zu, sondern war Sache des königlichen Hofgerichtes. Darauf verließ sich Dompnigk, sonst hätte er sich aus dem Staube gemacht, denn die grimmige Empörung der Breslauer mußte ihm bekannt sein. Aber der neugegründete Rat verhaftete ihn am Sonnabend vor Johanni 1490 und brachte ihn vor das Manngericht, das ihn zum Tode durch das Schwert verurteilte. Es ging eilig zu, schon am 6. Juli 1490 ward er hingerichtet.

Wer hat nun die Säule errichtet? Etwa der Breslauer Rat, weil er nachträglich seinen Übergriff sühnen wollte? Oder die Angehörigen? Nichts steht fest. Aber eins steht fest, daß diese Säule überhaupt nicht für Heinze Dompnigk errichtet ist, sondern zum Andenken an den Rats Herrn Matthias Foyt, einen erbitterten Gegner Dompnigks.

54. Der Sichdichfür.

Der alte Name*) haftet noch immer an dem Durchgang, der von der ZwingerstraÙe nach der Kleinen Groschengasse führt. Allerlei Fuhrwerk versperret oft den Weg, so daß sich der Fußgänger in der That manchmal sagen muß: Sichdichfür.

Die Sage führt uns nahe am längst verschwundenen Schweidnitzer Thor in ein Gäßchen ohne Namen, das sich längs der Stadtmauer hinzog. Hier stand vor 400 Jahren das Haus eines ehrsamten Bürgers von altem Schrot und Korn. Hier lebte er glücklich und zufrieden mit seinem Weibe. Nur eins fehlte ihnen, ein Sohn. Doch auch dieser Wunsch ging in Erfüllung. Als nun Freunde und Verwandte kamen, um dem Paare zur Geburt des kleinen Erdenbürgers ihre Glückwünsche darzubringen, erschien auch ein Fremder. Es war ein Einsiedler mit weißem Bart. Der trat an die Wiege, legte seine Hand auf die Stirn des Kindes und sagte: „Gott habe dich lieb! Geben kann ich dir nichts, ich habe

*) bezeichnete ursprünglich ein städtisches Gefängnis.

nichts. Doch ein Versprechen sollst du haben. Wenn ich nicht mehr auf der Erde bin, verlassen werde ich dich nicht. Du wirst meine warnende Stimme hören, sobald du etwas Unbedachtes tun willst." Er ging und kam nicht wieder. Aber die Erscheinung hatte tiefen Eindruck gemacht, und die Eltern nannten das Kind Gottlieb. Der Knabe wuchs und wurde brav. Als er mit 14 Jahren eingeseget wurde, handelte es sich darum, was er werden sollte. Die Mutter und andere Verwandte hätten gern einen Prälaten aus ihm gemacht, denn dumm war der Junge nicht. Der Vater aber sagte: „Schuster, bleib bei deinem Leisten! Lerne ein Handwerk wie ich!“ Als der Junge gefragt wurde, wofür er sich entscheide, zögerte er, der Mutter Plan schien ihm besser zu gefallen. Auf einmal entfärbte sich sein Gesicht, er sah keine Stube mehr, wie ein großes Feld lag es vor ihm, ein dünner Nebel stieg auf, und eine Stimme sprach: „Sich dich für!“ Als die Erscheinung verschwunden war, erklärte der Knabe, er wolle ein Handwerk lernen. So ward er in die Lehre gegeben. Der Meister lobte ihn, und ein paar Jahre später machte er sein Gesellenstück. Nun war er fertig. Der Vater aber sagte: „Ohne Erfahrung bleibt der Mensch ein Klotz. Geh in die Welt und lerne Umgang mit Menschen.“ Gottlieb war ein stattlicher Jüngling geworden, und gern folgte er der Aufforderung des Vaters, schnürte sein Bündel und wanderte. Er war wohl ausgerüstet, denn die Mutter hatte ihre Sparpfennige ihm als Zehrgeld in die Tasche gesteckt. Und lange währte es nicht, da fand er lustige Kumpane, die mit ihm walzten. Gutmütig wie er war, zahlte er für die armen Schlucker, und bald war seine Barschaft beträchtlich zusammengeschmolzen. Aber der Leichtfinn hatte ihn gepackt und statt Arbeit zu suchen, bummelte er und zechte in schlechter Gesellschaft. Es war Mitternacht geworden. Auf einmal gab es einen großen Krach, und vor ihm stand, den anderen unsichtbar, der ehrwürdige Greis. Er drohte ihm mit dem Finger und sagte nur: „Sich dich für!“ Gottlieb ging in sich und trat ernstgestimmt den Heimweg an. Eine große Sehnsucht hatte ihn ergriffen, hatte er doch in der Heimat ein liebes



Carl Philipp Emanuel Bach's Musik-Schule.

Die Brücke am Graupenthurm über die Chloa

Mädchen zurückgelassen, fleißig und ordentlich, aber das Kind armer Eltern. Hedwig hieß sie. Die Mutter war nicht dafür, sie wollte eine reiche Schwiegertochter haben. So hatte sie denn zu Gottliebs Geburtstage eine Anzahl angesehenen Bürgerfrauen mit ihren Töchtern geladen, und da war eine darunter, die Gottliebs Herz zu entflammen wußte. Auf einmal stand wieder der Greis mit dem silberweißen Barte vor ihm. „Sich dich für!“ sprach er bloß und verschwand. Das war genug für Gottlieb, wie mit einem Schlage war er geheilt, und Hedwig, das arme Mädchen, war ihm nun doppelt teuer. Sie verdiente es auch, hatte sie doch nach ihrer Mutter Tode mit verdoppeltem Eifer den Haushalt geführt und war treu und sitzsam geblieben. So willigten die Eltern schließlich in die Heirat ein, und sie wurden ein glückliches Paar.

Gottliebs Erlebnisse waren bekannt geworden, und darum nannte man sein Vaterhaus den „Sichdichfür“.

55. Das Klößeltor am Dom.

Auch das bekannte und von Malern viel gezeichnete Klößeltor, ein Schwibbogen zwischen der Agidikirche und der Fürstbischöflichen Bibliothek, hat seine Sage. Das auf der Mitte des Bogens thronende Steingebilde wird mit einem „Klößel“ verglichen. Wie ist es dahin gekommen?

Ein Bauer aus Grüneiche aß leidenschaftlich gern des Schlesiens Himmelreich: Backobst und Klöße. Seine Frau verstand es, sie ihm so schmackhaft herzurichten, daß ihr plötzlicher Tod ihm sehr nahe ging. Die Magd war nicht imstande, das so gut zu machen. Einmal hatte er in Geschäften in der Stadt zu tun. Auf dem Rückwege ging er über den Dom, ermüdet setzte er sich auf den Prellstein, der dem Schwibbogen gegenüber an der Domkirche stand. Ein süßer Schlummer überfiel ihn, und er hatte einen Traum. Er sah den lieben Gott mit seinen Engeln und Heiligen im hohen Himmelsdome thronen. Unterhalb aber tauchten dunkle Schatten auf, und darin sah er auch sein Weib. Sie trat vor ihn und klagte ihn an, daß er sich über ihren Verlust nicht beruhigen könne, das

raube ihr die ganze Himmelsfreude. Er solle doch nicht so trauern. Da erwachte er und sah zu seinen Füßen ein Körbchen, und darin war sein Lieblingsgericht: Rauchfleisch, Backobst und Klöße. Begierig langte er zu, das hatte ihm sein liebes Weib gebracht. Er aß alles auf, nur ein Klößchen wollte er zum Andenken mit nach Hause nehmen. Aber er besann sich anders: was sollte er das Klößel übrig lassen! Schon führte er es zum Munde, es wurde ihm aber von unsichtbaren Händen entrisen, zum Himmel emporgeschleudert und sank dann langsam wieder herab, bis es auf dem Zorbogen sich niederließ.

Die Geschichte wurde bekannt, das Klößel war und blieb da. Man stieg mit der Leiter hinauf, um es zu untersuchen oder gar herunterzuholen. Aber es blieb fest, es war versteint und fest mit dem Mauerwerk verwachsen.

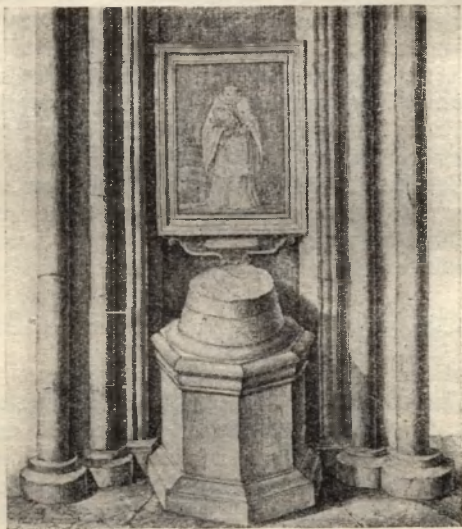
56. Die Fußtapfen des hl. Adalbert im Dome.

Im südlichen Seitenschiff des Breslauer Domes steht auf dem Fußboden an der Wand des Presbyteriums ein abgestumpfter, kegelförmiger Granitblock, in einen 70 cm hohen Eichensockel eingelassen und mit einem breiten, eisernen Bande umgeben. Die horizontale Oberfläche mag ursprünglich glatt und eben gewesen sein. Sie ist jedoch stark verwittert und dadurch uneben und löcherig geworden. Der Stein muß vorher lange auf freiem Felde gestanden haben. In die Oberfläche sind ein Paar lebensgroße menschliche Fußtapfen eingearbeitet. Über dem Stein hängt ein kunstloses Ölgemälde des 17. Jahrhunderts, das nach seiner kaum leserlichen Inschrift den heiligen Adalbert mit seinem abgeschlagenen Kopfe in der Hand darstellt.

Die Sage bringt auch den Stein mit dem heiligen Adalbert zusammen. Er soll auf diesem Blocke im Jahre 997 enthauptet worden sein. Auch anders wird berichtet. Der Heilige habe auf ihm barfuß gestanden, als er in Oberschlesien den Heiden den christlichen Glauben predigte, und auf wunderbare Weise hätten sich seine Füße in den harten

Felsen eingedrückt. Der Stein soll dann von Oppeln nach Breslau in den Dom überführt worden sein.

In Wirklichkeit ist aber der hl. Adalbert im Samlande von den heidnischen Preußen getödet worden, in Oberschlesien



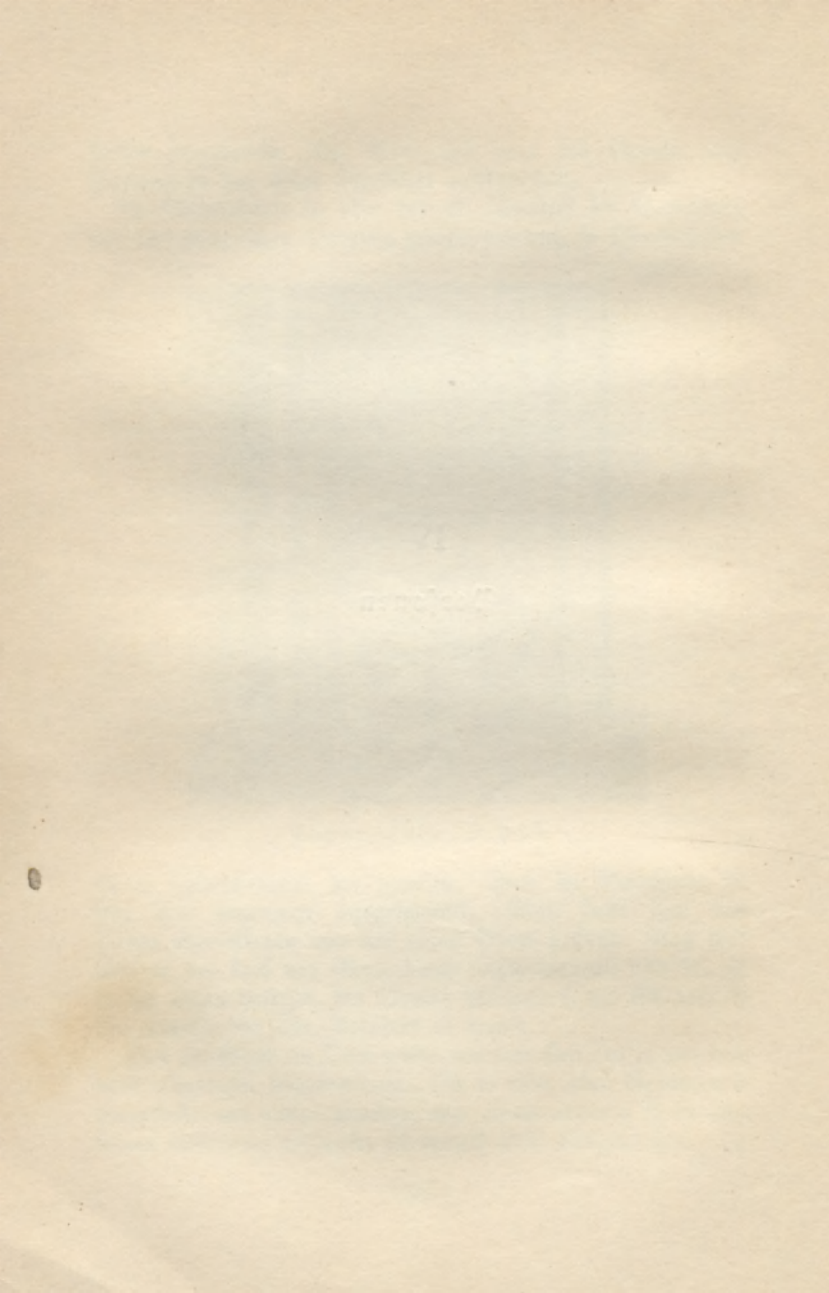
Tapfenstein im Dom

ist er wahrscheinlich nie gewesen. Auch im Samlande ist sein Tod sagenhaft ausgeschmückt. Man habe ihm das Haupt abgeschlagen und auf einen Pfahl gesteckt. Von hier habe es der Leib des Ermordeten weggenommen und sei, es in der Hand haltend, bis Danzig gewandert, um sich dort in der Kapelle von St. Adalbert zu betten.

Daß der Stein im Dom nichts mit dem Heiligen zu tun hat, wird allgemein angenommen. Ob er aber eine Grenzmarke dargestellt, wie einige glauben, oder einem anderen Gebrauche seinen Ursprung verdankt, ist zurzeit nicht auszumachen.

IV

Personen



57. Misica und die Einführung des Christentums in Schlesien.

Als Schlesien, das ehemals ganz polnisch war, noch den Göttern des Heidentums opferte, wurde dem Herzoge von Polen, Semomislaus, in seinem Alter ein Sohn geboren, der den Namen Miesco bekam. Wohl war die Freude groß am Hofe zu Gnesen, daß dem alternden Landesherrn sich endlich die Hoffnung auf einen Nachkommen erfüllt hatte. Aber zum großen Schmerze der Eltern war der Knabe blind, und so blieb er bis zum siebenten Jahre. Da war die Zeit gekommen, wo ihm nach heidnischem Gebrauche das Haar abgeschnitten werden sollte, was bei den Heiden ungefähr die Bedeutung der Taufe hat. Bei dieser feierlichen Handlung zeigte sich plötzlich, daß das Licht der Augen in ihm erwachte. Das war ein erstaunliches Wunder, und die heidnischen Priester sahen darin eine Vorbedeutung künftigen großen Ruhms, den der Herzogssohn erlangen werde.

Als der Herzog starb und Miesco den Thron bestieg, vermählte er sich, wie es Sitte war, nach und nach mit mehreren Frauen, man sagt sieben. Aber keine gebahr ihm den erwünschten Thronerben. Mochte Miesco die Götter noch so dringend anflehen, mochten die Priester ihre Opfer verdoppeln, es blieb alles umsonst. Da riet ihm einer von den Christen, die damals schon heimlich in Gnesen waren: „Nimm eine Christin!“ Miesco schüttelte den Kopf, aber der Vorschlag beschäftigte ihn.

Da war in Böhmen eine schöne Prinzessin, die Tochter des böhmischen Herzogs Boleslaus I. Sie war Christin und hieß Dambrowka oder Dombrowka. Um die beschloß er zu werben. Aber sie erklärte, sie könne nur dann seine Werbung annehmen, wenn er Christ würde. Lange zögerte er, aber der Ruf ihrer Tugend und Anmut bewog ihn endlich, sich taufen zu lassen, er nahm den Namen Mieslaus an und verabschiedete

seine heidnischen Weiber. Der böhmische Priester Bohuvoldo vollzog die heilige Handlung. So trat sie denn mit großem Gefolge die Reise nach Gnesen an, die sie auch über Breslau führte. Bis hierher war ihr Mieslaus entgegengekommen. Der Ort war noch ganz unansehnlich, einige Fischerhütten waren vorhanden, auch eine Burg, etwa an der Stelle der heutigen Holsteihöhe, wo die Ohle in zwei Arme oberhalb und unterhalb in die Oder floss. Hier empfing er seine Braut und kehrte mit ihr nach Gnesen zurück. Als sie hier noch überall die Greuel des Heidentums sah, weigerte sie sich, die Hochzeit mit ihm zu vollziehen. Sie trug keine Haube wie die verheirateten Frauen, sondern einen Kranz wie die Jungfrauen. Erst nach drei Monaten, als sich das Volk unter ihrem Einfluß mehr und mehr von dem heidnischen Götzendienste abwandte, ward sie seine Gattin. Die Vermählung soll am 7. März 965 stattgefunden haben, am Sonntag Lätare. An diesem Tage ließen sich die Großen des Reiches, um das Herzogspaar zu ehren, allesamt taufen, und ganze Scharen des Volkes folgten ihrem Beispiele. Die heidnischen Götterbilder wurden von ihren Sockeln herabgerissen und unter Spottreden und Lärm vor die Tore der Stadt geschleppt, dort verbrannt oder ins Wasser gestürzt. Man weiß nicht genau, wie weit diesem Beispiele auch an anderen Orten des Polenreiches Folge geleistet wurde. Es ist aber allgemeiner Glaube, daß das Tobastragen am Lätaresonntag seit diesem Tage allgemeine Sitte geworden ist in Polen und Schlessien. Noch heute herrscht der Brauch in Oberschlessien, der früher in ganz Schlessien verbreitet war, eine von Stroh und Lumpen geflochtene Puppe, die man den Tod nennt, auf einer Stange durch den Ort zu tragen. Jubelnd folgen Kinder und junge Leute und begleiten den Popelmann bis zum nächsten Bach oder Teiche, in den man ihn unter Geschrei hineinstürzt. Noch eine andere Sitte soll von dem Vermählungstage des Mieslaus und der Dombrowka herrühren. Bei der Wandlung in der heiligen Messe pflegen die Edelleute in Polen den Säbel bis zur Hälfte aus der Scheide zu ziehen, zum Zeichen, daß sie allzeit bereit seien, für den heiligen Glauben

zu streiten. Dombrowka gebar dem Mieslaus einen Sohn, der nachmals der gewaltigste Herrscher Polens, Boleslaus Chabry, wurde.

58. Abstammung der schlesischen Herzöge von Julius Cäsar.

Als im Jahre 1459 eine Abordnung schlesischer Herzöge sowie der schlesischen Geistlichkeit des Fürstentums und der Stadt Breslau zu Papst Julius II. nach Rom gekommen war, ward dem Papste in der Anrede eine gedrängte Geschichte Schlesiens vorgetragen, in der die Abstammung der ältesten schlesischen Herzöge von Julius Cäsar behauptet wurde. Cäsar soll versucht haben, auch Schlesien unter seine Botmäßigkeit zu bringen, und um die Absicht zu erreichen, habe er mit einem mächtigen Fürsten dieses Landes, Lestit, Krieg geführt; nach einem dreifachen Siege habe er ihm seine Schwester Julia zur Gemahlin gegeben und ihn als Vasallen in der Herrschaft über diese Provinz bestätigt. Man führte als Beweis die vaterländischen Annalen an (in denen sich aber diese Geschichte nicht vorfindet).

59. Peter Wlasts Blendung.

Herkunft und Leben des Grafen Peter Wlast, des einflussreichen Günstlings des Herzogs Boleslaw III., ist allenthalben sagenhaft durchsetzt. Für Breslau sei nur die Geschichte seiner Blendung hier angeführt. Als Boleslaw III. (1138) gestorben war, kam sein Sohn Wladislaw II. zur Regierung, der anfangs wie sein Vater dem Grafen Peter gewogen war. Aber plötzlich trat ein Umschwung ein; Graf Peter wurde verhaftet, geblendet und an der Zunge verstümmelt. Wie es dazu kam, wird folgendermaßen berichtet: Einst ritt Graf Peter mit dem Herzog Wladislaw II. auf die Jagd. Und weil sie sich dabei im Eifer verspätet hatten, so mußten sie im Walde unter freiem Himmel ihr Lager aufschlagen und sich mit einer kärglichen

Mahlzeit begnügen. Da fing der Herzog zu scherzen an und sagte zu Peter: „Deine Frau wird heute ein besser Lager haben, beim Abt zu Skrzyn, als Du bei mir.“ Der Graf gab den Scherz zurück mit den Worten: „Herr, vielleicht schläft Eure Frau auch in weichen Betten, bei dem Marschall Dobiesz (Dubieffus).“ Dobiesz aber war ein Deutscher, dem die Polen feind waren, die Herzogin aber, ebenfalls eine Deutsche, begünstigte ihren Landsmann. Den Herzog wurmte die Rede, und er theilte sie seiner Gemahlin Adelheid, oder wie sie die Polen nennen, Christina, nach seiner Rückkehr mit. Diese warf nun einen tiefen Haß auf Peter Wlast und nahm auch ihren Gemahl gegen ihn ein. Graf Peter war im Jahre 1144 gerade auf der Hochzeit seiner Tochter in Breslau, die er mit Tara, einem tapferen wendischen Fürsten, vermählte. Es ging hoch dabei her, ein Turnier und ein Gefellenstechen wurde dabei abgehalten. Diesen Augenblick benutzte die Herzogin, um Graf Peter aufzuheben. Dobiesz führte die hinterhältige That aus und brachte den Grafen gefesselt vor den Herzog. Wladislaus hätte ihm vielleicht in Rücksicht auf seine großen Verdienste verziehen, aber die Herzogin ließ nicht nach, ihn zu bedrohen, wenn er ihre Ehre nicht wieder herstellte. Daher ließ ihm der Herzog die Augen ausstechen und die Zunge abschneiden. Er lebte danach noch acht Jahre, war auch der Sprache nicht völlig beraubt, da die Verstümmelung der Zunge nicht ganz gelungen war. Er soll noch viel Gutes getan und im ganzen 77 Kirchen gebaut haben, auch einige Klöster. Er starb im Jahre 1153 in dem von ihm erbauten St. Vinzenzkloster auf dem Elbing am Lehmamm, wo er auch mit seiner Gattin Maria beigesetzt wurde.

60. Woislaw mit der goldenen Hand.

In Breslau und später zu Glogau ist ein gewisser Woislaw Kastellan gewesen, ein tapferer Mann, den man deshalb Eisenfaust genannt hat. Nun ist er einmal mit seinem Herzog, Boleslaus III. mit dem schiefen Maule, nach

Mähren in den Krieg gezogen und hat dort in einer blutigen Schlacht mannhafte gekämpft. Einer der Gegner aber hat ihm mit gewaltigem Schläge die rechte Hand vom Arme abgehauen. Da hat er das Schwert in die Linke genommen und fortgekämpft, als wenn nichts wäre, und hat die Schlacht gewonnen. Der Herzog aber hat ihm herzlich gedankt und hat laut ausgerufen, die Eisensaust habe den Sieg errungen. Jener aber hat traurig den Stumpf gezeigt und gesagt, mit der Eisensaust sei es vorüber. Da hat der Herzog gesagt, statt der eisernen solle er eine goldene haben. Und er hat ihm eine Hand aus lauterem Golde mit Federn und Gelenk machen und seinem Arme anpassen lassen. Mit der hat er aber nicht bloß das Schwert halten, sondern auch sonst ganz tüchtig zuschlagen können. Denn er hat z. B. den Grafen Stephan von Baugen in der Saganer Heide einmal aus Räuberhänden befreit und dabei, da er sein Schwert verlor, mit der goldenen Faust die Bösewichter auf die Köpfe geschlagen. Seitdem hieß er Woislaw mit der goldenen Hand.

61. Capistrano und der Mann im Sarge.

Gleich am Anfange seines Aufenthaltes in unserer Stadt 1453 soll dem berühmten Bußprediger Johann von Capistrano folgendes begegnet sein:

Einige Hussiten, die sich den Anschein von Römisch-katholischen gaben, hatten sich vorgesetzt, mit dem heiligen Manne ein Spiel zu treiben, und ihn bei den Breslauern nicht allein verdächtig, sondern auch lächerlich zu machen. Sie kamen mit einem Sarge vor das Haus, in dem Capistrano eben betete, und schrien: „Heiliger Vater, wir bitten, daß Eure Heiligkeit den Toten wieder lebendig machen wolle.“ Capistrano hörte dies zwar, allein er stellte sich, als wenn er taub wäre. Diese aber fuhren auf eine ungestüme Art fort zu schreien, und andere Geistliche, die damals beim Capistrano waren, sahen sich veranlaßt, ihn zu bitten, daß er sich doch zeigen und das Schreien der jungen Leute stillen möchte. Capistrano trat ans Fenster im zweiten Stock des Hauses und

rief hinunter, was denn da wäre. Die lärmende Bande schrie hierauf, als sie den Capistrano erblickte, noch heftiger: „Heiliger Vater, wir haben hier einen Toten, der viel Vermögen besessen und die Liebe aller Einwohner der Stadt wegen seines tugendhaften Wandels gehabt, er ist in der besten Blüte seiner Jahre gestorben. Wir bitten daher aufs innigste, Eure Heiligkeit wolle ihm das Leben wiedergeben.“ Capistrano merkte ihre Tücke und die boschafte Verstellung des im Sarge Liegenden. Er schrie daher mit starker und schrecklicher Stimme hinunter, er habe sein Teil mit den Toten in Ewigkeit, und ging alsdann vom Fenster weg. Hierauf schrien die Spötter mit Hohngelächter: „Seht doch Seine Heiligkeit! Sollte sich nicht unter uns einer finden, der heiliger wäre als er, und das leicht tun, was er nicht imstande ist?“ Sie winkten hierauf einem von ihrer Rottte und befahlen ihm namentlich, er sollte den Toten auferwecken. Dieser trat an den Sarg und schrie: „Peter, ich sage Dir, stehe auf!“ Peter hieß der Bube. Allein der gute Peter rührte sich nicht. Endlich sagte er ihm leise ins Ohr: „Komm doch aus dem Sarge heraus!“ Allein es war vergebens, er war nun wirklich das, wofür er sich anfangs ausgegeben, ein Toter.

Die, welche die Komödie gespielt, die in einer Tragödie endete, waren bestürzt und baten Capistrano, er möchte ihnen doch ihre Missethat vergeben. Auch die Geistlichen vereinigten ihre Bitten mit ihnen. Allein, ob er gleich die Macht hatte, dies zu tun, blieb er dennoch unerbittlich und wies sie an den Päpstlichen Stuhl, wo sie sich Vergebung holen sollten.

62. Angebliche Judenfrevel zu Capistranos Zeit.

Als Capistrano im Jahre 1454 das zweite Mal nach Breslau kam, brach über die armen Juden ein Sturm los, der sie beinahe gänzlich vernichtete. Es kam nämlich folgender Prozeß vor sein Forum: Die Juden in Breslau sollten einen Bauer und dessen Weib bestochen haben, neun geweihte Hostien aus der Kirche zu stehlen und sie den

Ältesten zu überliefern, die sie auf ein leinwandnes Tuch gelegt und mit Ruten gepeitscht hätten, wobei sie höhrend gerufen hätten: „Das ist der Gott der Christen,“ worauf alsbald eine Menge Blut aus den Hostien geflossen sei und das Tuch rot gefärbt habe.

Zu gleicher Zeit kam eine Frau zu Capistrano und erzählte, sie sei früher Jüdin gewesen und erinnere sich, daß sie als sechsjähriges Mädchen viele Juden um ein Feuer versammelt gesehen habe, die eine gestohlene, geweihte Hostie mit Spottreden ins Feuer geworfen hätten, die Hostie hingegen sei dreimal ganz unverfehrt wieder herausgekommen. Eine alte Frau, die dies Wunder gesehen, habe sich darauf zu Boden geworfen, die Hostie angebetet und ausgerufen: „Ich glaub', daß du Gott, mein Erlöser und Messias bist, den wir erwarten; ich bete dich an, als meinen Herrn Jesum Christum.“ Darauf hätten die aufgebrachten Juden das Weib totgeprügelt und in einem Winkel des Hauses verscharrt. Sie erzählte ferner noch, daß sie einmal gesehen, wie die Juden einen Christenknaben, den sie vorher mit den besten Speisen fett gemästet, in ein Faß mit spizigen Nägeln gesteckt und solange darin herumgewälzt hätten, bis das Kind gestorben sei. Sein Blut wäre dann geopfert und an die benachbarten Synagogen versendet worden, den Leichnam aber hätten sie in einem Hause, das sie angab, verscharrt.

63. Entstehung der Sühneprozession nach Langewiese.

Bei Sibyllenort liegt der Wallfahrtsort Langewiese, zu dem alljährlich eine Sühneprozession von der Michaeliskirche zu Breslau abgeht (24. April). Über die Entstehung dieser Prozession wird berichtet:

Ein alter, böser Jude bewog durch allerlei Versprechungen das Dienstmädchen eines dortigen frommen Grafen, daß es ihm bei ihrer nächsten Kommunion eine konsekrierte Hostie bringe. Das Mädchen, von dem versprochenen Gelde geblendet, ließ die hl. Hostie bei der Kommunion in ihr Gebetbuch fallen, und übergab sie dann dem Juden. Nachdem

dieser das hl. Brot auf allerlei Weise geschändet, vergrub er es unter einem Strauche im nahen Walde. Eines Tages fährt der Graf durch denselben Wald. Wie er zu dem Strauche kommt, bleiben seine Pferde stehen und sind durch nichts von der Stelle zu bringen. Der Graf steigt ab und sieht nach, was es wohl in diesem Strauche gebe. Zuletzt wirft er sein Taschentuch hinein. Und siehe! in demselben Augenblick strahlt eine Hostie darauf. Zum Andenken daran ließ der Graf an dieser Stelle eine Kapelle bauen.

* Nach einem mündlichen Bericht eines Dienstmädchens soll ein Judenmädel die hl. Kommunion empfangen, draußen aber ausgespuckt haben. Die Pferde des vorüberfahrenden Grafen wollten über die Stelle nicht hinweggehen. Der Geistliche wurde geholt, der hat die Hostie aufgehoben. Über der Stelle ist die Kirche von Langewiese gebaut worden (Bericht des Dienstmädchens Meta Herde, einer geborenen Breslauerin, 1910).

In der Kirche zu Langewiese befinden sich Gemälde, die auf den Vorgang Bezug haben, und eine Tafel, die in lateinischer Sprache den Bericht gibt. Dieser Bericht enthält nichts von Juden, sondern spricht nur von einer *impia et sacrilega manus*, welche die Hostie vergraben habe, sie habe sich aber durch nächtliche Lichterscheinungen bemerklich gemacht, bis ein *Poloniae Palatinus*, ein polnischer Hofherr, sie im Vorüberfahren auffand.

64. Des jungen Königs Ladislaus plötzlicher Tod.

Es war eine unruhige Zeit für Breslau, als nach dem Tode König Albrechts II. (1439) in Böhmen die Parteikämpfe um die Herrschaft im Lande begannen, und Schlesien, das zu Böhmen gehörte, nicht unberührt ließen. Georg v. Podiebrad wußte seine Gegner aus dem Felde zu schlagen und sich zum Reichsverweser aufzuschwingen. Gewandt, entschlossen und rücksichtslos duldete er es zwar, als das böhmische Land den nachgeborenen Sohn Albrechts II., Ladislaus Postumus, zum König wählte. Als der junge

Mann aber im November 1457 plötzlich im Alter von 17 Jahren starb, bildeten sich im Volke allerlei Mären, unter anderem auch, daß der Tod von Georg v. Podiebrad absichtlich herbeigeführt worden sei, um selbst auf den Thron zu kommen. Ja, diese Mären verdichteten sich zu einem Volksliede, das gerade in Breslau viel gesungen wurde, wo man Georg als Tschechen und Hussiten fürchtete und haßte. „Gierfig“ nannte man ihn verächtlich. In der That wurde nach Ladislaus' Tode Georg v. Podiebrad König, und machte den Breslauern noch viel zu schaffen.

Über die Gerüchte von König Ladislaus' Tod gibt Nikolaus Pol einen zusammenfassenden Bericht:

Über die Ursache des Todes wird ungleich geschrieben. Etliche meinen, seine Feinde hätten ihm mit kleinen Rübchen, die er gern gegessen, vergeben. Andere, er sei an zwei pestilenzischen Drüsen, die ihm im Schoß aufgeschossen, gestorben. Wieder andere, er sei vom Gierfig und Rokhyan mit einem Kissen erstickt worden, worin im alten Liedlein vom Könige Lasla gesungen wird. Ein Schriftsteller schreibt, seine adelige Buhle habe ihn aus Rache umgebracht, weil er sich wider sein Versprechen mit des Königs von Frankreich Tochter habe vermählen wollen. Die Eifersüchtige habe mit einem Messer, das auf der einen Seite mit Gift beschmiert war, einen Apfel voneinander geschnitten und die eine Hälfte, die mit dem Gift in Berührung gekommen war, dem schönen, frischen Jüngling im Bade gereicht und ihn so vergiftet.

Auch von Vorzeichen des Todes wurde berichtet. Um Pfingsten erhob sich ein Komet, der bis Bartholomäi am Himmel stand. Der berühmte Astronomikus Nikolaus zu Prag sprach das Urtheil aus, die Wirkung des Gestirns erstrecke sich, wie man an seiner Gestalt sehen könne, auf Böhmen, und man müsse besorgen, König Ladislaus werde eines unversehenen, ungewöhnlichen Todes sterben. Ferner heißt es, daß vierzehn Tage vor seinem Tode die Löwen auf dem Prager Schlosse brüllten, heulten und schrien, so schrecklich und häßlich, daß alles Volk darüber erschrocken sei.

Das Lied vom König Lasla.

Das ganze Lied von 27 Strophen soll hier nicht aufgeführt werden, obwohl Fülleborn rühmend sagt: „Ich weiß nicht, was einfache und rührende Poesie ist, wenn es dieses Lied nicht ist.“ Es folgt eine Auswahl.

König Lasla reitet nach Böhmen,
um den Thron seines Vaters zu besteigen.

Er war in seinen jungen Tagen,
Die Ungern hießen ihn ein' deutschen Knaben,
Das habn wir wol vernomen,
Dass Er zu Ofen ist ausgeritten,
Zu Prag ist er umkommen.

König Lasla wirbt um die Tochter
des Königs von Frankreich
und erhält von diesem folgenden Bescheid:

Er schrieb, König Lasla, du lieber Sun,
Du weißt wol, was du soltest tun:
Die Kezzer soltu vortreiben,
So wird dir Ehr und Lob gesagt,
Wo du in dem Lande wilt bleiben.

König Lasla des Briefs aufn Tisch vergaß,
Zu Hand ihn ein falscher Kezzer las,
Er erschrak der Mähr gar sehr,
Wie bald er zu dem Rokenzan lief,
Verkündigt ihm die Mähre.

Und da der Rokenzan die Mähr erhört,
Er ruft den Kezzer auf ein Ort,
Er begunt ihn die Rede zu melden.
Da huben die falschen Kezzer an
König Lasla zu schelden.

Sie schalben ihn aus ihres Herzensgrund:
Wie deucht euch um den deutschen Hund,
Solt er uns hie vortreiben?
Wir wolln ihm nehmen sein junges Leben,
Er mag uns nicht entweichen.

Mit einem Schwur verpflichten sie sich,
ihn zu töten.

Sie gewinnen die Rigel und auch die Thür,
Unter einer Decke zogen sie ihn herfür,
König Lasla den viel werten;
Der erste, der nam ihn bei dem Haar
Und warf ihn auf die Erden.

Er fiel wol nieder auf seine Knie:
Gnad mir edler Herr alhie,
Gnad mir meines Lebens!
Und alles, was ich hie gewan,
Das wil ich hie aufgeben.

Er sah sie alle barmherzig an:
Nu hab ich irgend ein' treuen Man,
Der mir sein Hülf hier täte?
Sind mir denn alle treulos worden,
Meine allerbesten Räte?

Gierzig, lieber Vater mein,
Nur laß mich bei dem Leben sein;
Ich wil dirs immer gedenken,
Mein Schweidnitz sol dir eigen sein,
Und Breslau wil ich dir schenken.

Schweig, König Lasla, es mag nicht sein,
Die Schweidnitz ist vorhin schon mein,
Breslau wil ich gewinnen.
Hilft mir das ganze Böhmerland,
Ein König bin ich drinnen.

Da bittet König Lasla, ihn einen Mönch
werden zu lassen. Er will auf alle Rechte
verzichten. Es nützte ihm nichts.

Auf die Erde haben sie ihn hingestreckt,
Mit einem Küssen (Kissen) haben sie ihn erstekt,
Sein Gewehr haben sie ihm zubrochen.
Wer will nicht Gott vom Himmel klagen;
Er läßt nichts ungerochen.

Und da er nun gestorben war,
Er glüet als ein Rosen gar
Wol unter seinen Augen;
Da ihm das Blut von Wangen abran,
Dann hatten sie keinen Glauben.

Er lag bis an den dritten Tag,
Daß er da nicht begraben war,
Man ließ ihn niemand schauen.
Und da man ihn zu Grabe trug,
Da weinten Mann und Frauen.

65. König Georg von Podiebrad in der Hölle.

Wie verhaßt der hussitische Böhmenkönig Georg von Podiebrad den kirchlich gesinnten Breslauern war, geht aus einer oft berichteten Erzählung hervor, die ihn in die Hölle verweist. Der Abt des Sandstifts (Augustiner-Chorherren) hatte in einer neuen Kapelle ein Bild aufhängen lassen, das jüngste Gericht darstellend. Darauf sah man zwei Teufel, die auf einer Bahre einen König ins Höllenfeuer trugen. Der König war kein anderer als Georg v. Podiebrad. Wohl war dieser gestorben, aber sein Sohn, der Herzog Heinrich von Münsterberg und Glas, lebte. Als der von diesem Bilde erfuhr, ließ er durch eine Breslauer Gesandtschaft den Abt mahnen, seinen Vater aus der Hölle zu schaffen, andernfalls werde er die Dörfer der Augustiner-

Eborherren in Brand stecken. Da mußte der Abt dem Herzog zu Willen sein. Er ließ das Bild mit grauer Farbe überstreichen. Als aber der nächste Regenguß darüber hinging, floss die Farbe ab, und König Georg trat aufs neue als Höllengast hervor.

66. Vom Grabe Peter Wlasts.

Im Jahre 1529 verfügte der Rat den Abbruch des alten, ehrwürdigen St. Vinzenzklosters auf dem Elbing, das vom Grafen Peter Wlast gegründet worden war, und neben dem er selbst seine Wohnung gehabt hatte. Er begründete diesen Eingriff mit der Türkengefahr. Die Türken sollten sich in dieser außerhalb der Stadt gelegenen festen Ansiedlung nicht festsetzen dürfen.

Als nun die ganze Ausstattung von Kirche und Kloster ausgeräumt wurde, die Begräbnisse geöffnet, und die vorhandenen Gebeine anderswo bestattet wurden, da wurde auch das Grabmal Peter Wlasts und seiner Gemahlin Maria abgebrochen. Es war von der Erde anderthalb Ellen erhaben, und Peter Wlast mit seiner Gemahlin lag in Stein gehauen obenauf. Als man das Grabmal öffnete, um die Gebeine zu sammeln, fand man die Schädel noch unversehrt.

Da sollen nun zwei Bürger dabei gewesen sein, die ehemals Ordensleute gewesen waren. Die betrugten sich derart pietätlos, daß sie die beiden Köpfe wie Kegelfugeln vor sich hinrollten. Dies Benehmen erregte Anstoß und wurde dem Magistrat der Stadt hinterbracht. Dieser verurteilte sie wegen solcher Zügellosigkeit zu einer Gefängnis- und Geldstrafe.

67. Weißgerber Hofer mit dem langen Barte.

Zur Zeit Kaiser Karls V. lebte zu Breslau ein Weißgerber, namens Franz Hofer; der hatte einen so langen Bart, daß er ihm bis auf die Sohlen seiner Füße reichte. Nun ließ sich damals gerade zu Wien ein Welscher, der einen

sehr langen Bart hatte, für Geld sehen, allein zwei Ratsherren aus Breslau, die gerade damals zu Wien waren, erklärten öffentlich, in ihrer Vaterstadt lebe ein Mann, der einen viel längeren besitze.

Der Kaiser wollte ihnen anfänglich nicht glauben, endlich aber befahl er, der Weißgerber solle auf seine Kosten nach Wien kommen; wenn er den Sieg über den Welschen davontrage, solle er sich eine Gnade von ihm ausbitten dürfen. So geschah es auch. Der Hofer reiste nach Wien, ward dem Kaiser vorgestellt, und als dieser seinen Bart mit dem seines Nebenbuhlers verglich, erkannte er dem Schlesier unbedenklich den Preis zu. Er forderte ihn hierauf auf, sich eine Gnade auszubitten. Allein dieser, ein reicher und bereits hochbejahrter Mann, erwiderte, er bedürfe nichts, allein, wenn ihm der Kaiser eine Gnade bewilligen wolle, so möge er befehlen, daß, wenn er gestorben sein werde, der gesamte Breslauer Rat bei ihm mit zur Leiche gehen solle. Solche Ehre ist ihm auch bewilligt worden, sehr zum Arger des stolzen patrizischen Rats, und das Grabmal Hofers mit dem Barte ist noch heute in der Kirche zu St. Barbara zu sehen.

68. Heinz Rybisch in Prag.

Es war in der Zeit, als die Reformation in Breslau eingedrungen und der größte Theil des Rates lutherisch gesinnt war. Die Franziskanermönche von St. Bernhardin waren 1522 gewaltsam vertrieben worden und hatten sich beschwerdeführend an den König Wladislaus in Prag gewendet. Der König war empört über das Benehmen der Breslauer. Der Breslauer Syndikus Heinrich Rybisch wurde vom Rate beauftragt, in Prag mit dem Könige über die Angelegenheit zu verhandeln. Er fand ihn in sehr ungnädiger Stimmung. Die Sage berichtet sogar von einer großen persönlichen Gefahr, die ihn damals bedroht habe, und erzählt: Als man im Staatsrat den Beschluß faßte, den Breslauer Syndikus Heinrich Rybisch, der zu dieser Zeit gerade in Prag weilte, zu greifen und in die Moldau zu

werfen, da verließ sein Gesinnungsgenosse, der Markgraf Georg von Brandenburg, eiligst die Sitzung, um den Abgesandten der Stadt zu warnen. Er traf ihn auf der großen Moldaubrücke, und weil er nicht wagen durfte, ihm den Beschluß offen zu verraten, so erfand er einen Ausweg. Er stellte sich vor das steinerne Kreuz auf der Brücke und sprach laut: „Stein, ich sage dir, daß je kund ernstlich beschloffen und im königlichen Räte befohlen worden ist, daß man Rybischen, wenn man ihn auf der Brücke antreffe, greifen, ins Wasser stürzen und nach Fischen schicken solle.“ Also gewarnt, brachte sich Heinz Rybisch rechtzeitig in Sicherheit und hielt sich in seiner Herberge auf, bis besser Wetter wurde.

69. Der starke Hans.

Es war einmal eine Witfrau, die hatte einen Sohn, der hieß Hans. Nun kam eine Teuerung, und die arme Witfrau hatte nur ein Brot zu Hause. Da sagte sie zu ihrem Sohne: „Mein Sohn, nun kann ich Dir nichts mehr zu essen geben, Du mußt halt sehen, wo Du was verdienst. Hier hast Du ein halbes Brot, das ist das letzte, was ich Dir geben kann.“ Das nahm Hans und lief damit so weit, bis die Sonne zu Rüste ging. Unterwegs hatte er das Brot aufgegessen, und wie er sich umsah, da bemerkte er eine Schmiede vor sich. Nun klopfte er an die Thür, bis ihm der Schmied auftrat; dann bat er, ob er ihn in die Lehre nehmen wollte. Aber am anderen Tage, als er mit dem Hammer aufs Eisen schlagen sollte, da hieb er so toll darauf los, daß der Amboss tief in die Erde hineinfuhr. So trieb er es den ganzen Tag. Da konnte ihn nun der Schmied nicht brauchen und hieß ihn wandern.

Darauf kam er zu einem Bauer als Knecht. Auch dem machte er nichts recht, er griff halt alles zu grob an und ließ sich wenig sagen. Der Bauer fragte nun die anderen Knechte, was sie meinten, wie er von dem bösen Kerle loskommen könnte. Die sagten, er sollte ihn in den Wald hinaus schicken, wo viele Wölfe waren und große Bären, die würden ihn schon

auffressen. Der Bauer hieß nun den Hans hinausfahren und Holz aus dem Walde holen. Mein Hansel denkt sich nichts Böses, er nimmt einen Wagen mit und zwei Ochsen und fährt in den Wald. Dann läßt er den Wagen stehen und fängt an, für seinen Herrn Bäume umzuhacken. In weniger als einer Stunde hatte er ein Paar von den größten Eichen gefällt und wollte sie nun zum Wagen tragen. Da war wohl der Wagen da, aber keine Ochsen; die hatten ein paar Bären niedgerissen und waren dabei, sie aufzufressen. Da wurde er böse, lief die Bären an, warf sie zu Boden, band sie dann zusammen und spannte sie vor den Wagen, sie sollten statt der Ochsen die Last heimfahren. Wie er aber nun den ersten Eichbaum auf den Wagen warf, krach! Da brach der auf einmal entzwei und alles war in Stücken. Was sollte er nun anfangen? In seinem Arger riß er eine Menge junger Bäume aus der Erde, mitsamt der Wurzel, aus denen machte er einen Schlitten, und so fuhr er die Bäume mit den Bären zu Schlitten heim. Die anderen Knechte sahen den tollen Faschingsaufzug, erschrakten und schlossen das Thor, um ihn nicht hereinzulassen. Der Spaß gefiel Hansen nicht. Da nahm er einen Baum und schlug den ganzen Thorweg in tausend Stücke und machte sich so den Eingang frei. Er tat die Bären in den Kuhstall, forderte von seinem Herrn das Abendessen und tat, als wäre nichts gewesen. Dann machte er einen neuen Thorweg, so groß wie ein Haus in der Stadt. Dem Bauern graute vor dem Manne. Um ihn loszuwerden, fiel ihm noch eins ein.

Er schickte ihn mit Korn in eine Mühle, in der es umging, denn dort war der Teufel Mahlherr, der allen Mahlgästen den Hals umdrehte. Nun kam der Knecht in die Mühle, aber es war keine Seele drin, auch in der Stube nicht. Da wollte er das Getreide selber aufschütten. Auf einmal kommt es die Treppe heruntergepoltert, und ein kohlrabenschwarzer Mann steht vor ihm mit großen Hörnern und glühenden Augen. Der fährt ihn an: „Was willst Du, Bauer, von mir? Nun mußt Du Dein Leben hierlassen.“ Damit greift er nach ihm und will ihm den Hals umdrehen, mit vielen

anderen hatte er es schon gemacht. Aber der Hans packt ihn und faßt ihn an den Hörnern. Mit einem Ruck bricht er ihm die Hörner ab, daß der Teufel nur geschwind davonspringt. Dann mahlt er sein Korn und fährt es heim, um es dem Herrn zu bringen. Ja, wo war der! Haus und Hof stand leer, der Herr mitsamt den Knechten waren, als sie den Hans kommen sahen, davongelaufen. „Es ist kein Auskommen mit den närrschen Kerlen!“ dachte Hans und zog fort ins Reich hinaus, um Soldat zu werden.

Hans kam nach vielem Umherwandern in eine große Stadt, dort meldete er sich beim Offizier als Soldat. Da er so groß und breit war, nahm der ihn gern und zahlte ihm ein gutes Handgeld. Aber bald brachte er seine Vorgesetzten in Verlegenheit; kein Gewehr war ihm standhaft genug, beim Anschlagen brach es ihm unter den Fingern. Aber weil er so stark war, hatte man ihn gern. Einmal kam er mit seiner Truppe in eine Stadt, dort war es nicht geheuer; ein wildes, schreckliches Wesen schreckte die Leute, und schon drei Schildwachen, die am alten Turm auf Posten gestanden, waren tot mit umgedrehtem Halse aufgefunden worden. Niemand wollte mehr Wache stehen. Da erbot sich Hans und meinte: „Wenn's weiter nichts ist, das Gespenst will ich schon kriegen. Stellt mich nur hin.“ Wie er so stand, und die Uhr vom Turme zwölf schlug, so erhob sich ein Lärm und ein Gebrause, daß einem Hören und Sehen vergehen konnte, und in einem großen Winde kam der oberste der Teufel auf ihn zu gefahren und wollte ihn zerreißen. Hans, nicht faul, schlugs Gewehr auf ihn an, so kräftig, daß es in Stücke brach. Dann rang er mit ihm, bis er ihn bezwungen hatte. Da mußte der Teufel versprechen, niemals mehr hierher zu kommen. So diente Hans manches Jahr, und weil er jung war, wuchs er immer höher.

Da war einmal ein König in großer Bedrängnis, denn er stand im Kriege mit einem großen Kaiser. Da hörte er von dem starken Hans und wollte, daß der ihm helfen sollte. Er gab seinem Hauptmann eine große Summe Geld, daß er ihn freiließ und zu ihm schickte. Aber als der Hans die

hohen Stiegen zum Könige hinaufsteigen wollte, da brachen sie unter seinen Tritten zusammen. Auch war er so groß geworden, daß er nur im größten Saale aufrecht stehen konnte. Der König aber freute sich, als er ihn sah, und machte ihn zu seinem Generale. Zuerst sollte er sein Probestück liefern und hundert Wagen, mit Eisen beladen, ins Lager führen. Als Hans nun an einen Fluß kam und keine Brücke vorhanden war, nahm er einen Wagen nach dem andern und trug ihn übers Wasser hinüber mit Pferden und Leuten, und so brachte er alle an das andere Ufer. Als sie nun ins Lager kamen, ließ er sich aus zwölf großen Eisenstangen einen Stab machen, mit dem wollte er unter die Feinde schlagen. Als es nun zur Schlacht kam, ging Hans ganz allein voraus, faßte seine Stange und schlug alles feindliche Kriegsvolk nieder, die anderen aber erschrafen so, daß sie davonliefen, was sie laufen konnten. Nun mußte der Kaiser Frieden machen und viel Gut und Geld geben. Hans aber zog mit dem siegreichen Könige nach Hause.

Da ließ ihm der König ein großes Haus bauen und Stiegen von Eisen darinnen und einen Stuhl von lauterem Golde, und er gab Hansen, was er nur haben wollte. Und als der König alt war, so machte er Hansen gar zum Könige, denn er hatte keine Kinder. So war Hans selber König und baute eine große Stadt aus nichts als Marmelstein und lebte noch viele Jahre. Und wenn er nicht gestorben ist, lebt er heute noch.

70. Wie der Alte Frik zu Breslau sich huldigen ließ.

Er war noch nicht der „alte“ Frik, sondern ein junger Herrscher, der in Schlesiens Hauptstadt seinen Einzug gehalten hatte. Er berief die Stände des Landes zur Huldigung in den Rathausaal. Sie kamen in ihren goldgeschmückten Festgewändern. Der König aber stand im schlichten Kriegerock, kein Hermelin, keine Krone schmückte sein Haupt. Nun sollten sie ihm den Schwur der Treue leisten. Aber es stellte sich heraus, daß das Zepter fehlte.

Der Marschall ist außer sich, man fragt, sucht, eilt, man schilt. Der König aber winkt ab, zieht ruhig seinen Degen und befiehlt, auf diesen den Eid zu leisten.

* Die Sage ist eine Übertragung von einem historischen Vorgange bei der Kaiserkrönung Rudolfs von Habsburg zu Aachen (Grillparzer, König Ottokar III., 131–135) auf Friedrich den Großen. Als Rudolf kein Zepter fand, um die Lehen auszuteilen, nahm er das Kreuzifix vom Altare.

71. Vom General Tauenhien.

Im Jahre 1760 war General Tauenhien, der Breslau verteidigte, in einer üblen Lage. Gegen eine heranrückende Übermacht der Oesterreicher und Russen hatte er nur 4000 Mann Infanterie zur Verfügung. Er lehnte Laudons Aufforderung zur Übergabe ab, und eine heftige Beschießung der Stadt begann. Es wird erzählt, daß auf dem Glacis vor dem Schweidnitzer Tore eine Geschüßkugel nicht weit von ihm eingeschlagen sei. Da habe er die Stelle sogleich mit seinem Hute bedeckt und sie zu seiner Begräbnisstätte bestimmt. Nach einer anderen Erzählung habe er einen Ausfall gemacht, der aber einer Verzweiflungstat glich, weil die Leiden der Stadt nicht mehr erträglich waren. Er habe damit gerechnet zu fallen und habe seinen Freunden einen Strauch gezeigt. Dorthin sollten sie seinen mit dem Mantel bedeckten Leichnam verstecken und es niemandem sagen. Er habe gesiegt und noch manches Jahr gelebt. Bei jenem Strauche aber habe man ihn später begraben. Es ist die Stelle, wo auf dem Tauenhienplatz sein Denkmal steht.

Von jener Belagerung wird noch eine Anekdote erzählt. Als Laudon sich überzeugte, daß er die Stadt wegen der tapferen Verteidigung nicht im Sturm nehmen könne, so habe er seinen Obersten Rouvroy zu Tauenhien geschickt, ob er nicht lieber die Stadt übergeben wolle, denn es stehe ihr Furchtbares bevor, weder Säuglinge noch Schwangere würden geschont werden. Kurz erwiderte Tauenhien: „Ich bin nicht schwanger, und meine Soldaten saugen längst nicht mehr!“

72. Die Mäuseprinzessin von der Taschenstraße.

In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war die Sage von der Mäuseprinzessin zu Breslau in aller Munde. Sie knüpft sich an das allen Breslauer Bürgern wohlbekannte Grundstück Taschenstraße 21, das später als Paschkas Restaurant stadtbekannt geworden ist. Die Breslauer Mäuseprinzessin führte den schlicht-bürgerlichen Namen Sch . . . , und war zwar eine reiche Erbin, aber wohl auch eine etwas sehr sonderliche Dame. Sie hat übrigens einen Teil ihres beträchtlichen Vermögens zur Erneuerung des alten Gabelsjürgen auf dem Neumarkt verwendet und sich dadurch den Dank ihrer Vaterstadt verdient. Bekannt war ihre rührende Liebe zu Tieren und ihre eigenartige Vorliebe für die zierlichen Mäuschen, denen sie in ihrem Heim ein schrankenloses Asylrecht gewährte, während die kleinen Mager doch anderswo durch Kake und Falle aufs äußerste verfolgt werden.

Es ist erstaunlich, wie die Volkspheantasie nun auf dieses harmlose Weib, das aus irgendeinem unbekannten tieferen Herzensgrunde ängstlich jeden Verkehr mit der Welt mied, eine so ergreifende Lebensgeschichte gedichtet hat. Der Inhalt dieser Sage ist unter Weglassung aller damit verflochtenen Namen — um den Lebenden nicht zu nahe zu treten — kurz folgender:

Ein reicher Großgrundbesitzer war nach Breslau übergesiedelt und hatte sein prächtiges Heim auf der Taschenstraße aufgeschlagen. Hinter dem stattlichen Hause lag ein großer Garten, der von einem Gärtner und seiner Frau in gutem Stande gehalten wurde. Hier tummelten sich die beiden einzigen Kinder der Herrschaft, die wir Ursula und Eva nennen wollen, zwei Mädchen von acht und vier Jahren. Sie liebten die freundliche Gärtnersfrau, und das schmucke Gärtnerhäuschen war ihr bevorzugter Aufenthaltsort. Als Ursula 12 Jahre alt war, traf die Kinder das erste Unglück. Die Cholera hauste damals in der Stadt, und beide Eltern wurden von ihr dahingerafft. Im Gärtnerhäuschen weinten

sie sich aus und wurden von der guten Gärtnersfrau mütterlich getröstet. So schlossen sich die Kinder nur um so inniger an sie, und täglich saßen sie an ihrem Tisch. Der alte Sanitätsrat und Hausarzt der Familie, ein Jugendfreund des verstorbenen Hausherrn, übernahm die Fürsorge für die verwaisten Mädchen und die Verwaltung ihres beträchtlichen Vermögens. Er nahm eine ältere und erfahrene Dame ins Haus, die für das Hauswesen und die Erziehung der Mädchen sorgen sollte. Die vornehme Dame sah den Verkehr der Kinder mit den einfachen Gärtnersleuten nicht gern und verbot ihnen den täglichen Umgang. Zum Ersatz für den schmerzlichen Verzicht schlossen sich die Mädchen um so inniger aneinander an. Aber auch das sollte bald ein Ende haben. Eva, die immer ein schwächliches Kind gewesen war, fiel in eine schlimme Krankheit, und alle Mittel des treuen Sanitätsrats halfen nichts, sie starb und ließ ihre Schwester Ursula in solchem Schmerz zurück, daß auch diese für lange Zeit aufs Krankenlager geworfen wurde, und als sie endlich genas, für immer Lachen und Frohsinn verlernt zu haben schien.

Ursula erblühte zu einer lieblichen Jungfrau, und bald stellten sich die Freier um die reiche Erbin ein. Aber ihre Wahl war bereits getroffen. Ein gereifter und ehrenwerter Rechtsgelehrter, ein von Hause aus ganz armer Mensch, den die Verwaltung des väterlichen Vermögens öfter ins Haus geführt hatte, war der Erwählte der schönen Ursula. Mit der Hochzeit war auch die Erzieherin überflüssig geworden, und das junge Paar freute sich ungestört seines neuen Glückes. Ein Töchterchen wurde geboren, das den Namen Sidonie erhielt. Beim Gesinde und den Gärtnersleuten hieß das Kind kurzweg „Toni“. Ein Ebenbild ihrer unvergeßlichen Schwester Eva, liebte Ursula das Kind nur um so mehr. Toni war kaum drei Jahre alt, da traf Ursula das zweite noch furchtbarere Unglück. Ihr Gatte, der durch die Entbehrungen und Anstrengungen seiner Jugendzeit den Keim zu einer tödtlichen Krankheit gelegt hatte, mußte nach dem Süden. An Italiens milder

Küste konnte vielleicht, so hatte der alte Sanitätsrat entschieden, Genesung erhofft werden. Der Kranke nahm Frau und Kind mit. Aber Mutter und Kind kehrten allein zurück, sie hatten ihren zärtlich geliebten Gatten und Vater in fremder Erde begraben müssen.

Nach diesem herben Schicksalsschlage lag Ursula nun selbst auf dem Krankenbett, teilnahmslos starrte sie vor sich hin, und sogar ihre kleine muntere Toni überließ sie ganz den Händen eines jungen Kindermädchens, die Minna hieß. Ursula war der Welt abgestorben, sie sah nur die alte, treue Gärtnersfrau um sich und ab und zu den Hausarzt, sonst niemanden. Ein Vetter von ihr, ein verfrachtter Lebemann, suchte zwar Annäherung, eine Verbindung mit der reichen Base wäre für seine zahlreichen Schulden ein passendes Pflaster gewesen. Aber Ursula wies ihn jedesmal ab. Dann suchte der brave Vetter Trost bei der hübschen Minna und schämte sich nicht, stundenlang bei ihr im Kinderzimmer zu stehen.

Da es nun mit Frau Ursula gar nicht besser werden wollte, verordnete ihr der Sanitätsrat eine Kur in Landeck. Sie nahm ihr Töchterchen samt Minna mit. Die treue Gärtnersfrau, die mittlerweile Witwe geworden war, wurde mit der Beauffichtigung des Haushaltes während Ursulas Abwesenheit betraut. Minna schrieb öfter an sie aus Landeck und gab beruhigende Auskunft über das Befinden ihrer Herrin. Es gehe langsam besser, und sie nehme wieder mehr Anteil an der kleinen Toni. Auch der Vetter tauchte wieder in Landeck auf, und eines schönen Tages erhielt die Gärtnersfrau von ihm einen Brief mit der schrecklichen Nachricht: Die kleine süße Toni, der Mutter einziger Trost, sei in die hochgehende Biele gefallen und ertrunken, nur Hut und Ball der Kleinen habe man gefunden. Minna sei spurlos verschwunden, wohl aus Furcht vor den Folgen ihrer unverantwortlichen Achtlosigkeit. Frau Ursula sei wie vernichtet, er werde seine Base umgehend nach Breslau zurückbringen.

Frau Ursula war völlig gebrochen, das dritte große Unglück ihres Lebens hatte sie zu Boden geschmettert. Alle

Nachforschungen nach Tonis Leiche und Minnas Verbleiben waren erfolglos. Theilnahmslos und tränenlos saß sie im Lehnstuhle ihres Schlafzimmers. Alles mußte still und dunkel in ihrem Zimmer sein. Trat ihr Vetter ein, so bekam sie heftige Krampfanfälle, und man fürchtete für ihr Leben. So zog er sich denn nach und nach ganz zurück und wartete auf den Tod seiner reichen Base. Bald artete das dumpfe Hinbrüten Ursulas in völlige geistige Umnachtung aus. Sie sah niemanden bei sich als die gute Gärtnersfrau, keine fremden Schritte durften sich in dem großen Vorderhause hören lassen. Ab und zu kam der alte Freund des Hauses, der Geheimrat geworden war, aber helfen konnte seine ärztliche Kunst nichts. Das zahlreiche Gesinde bekam seinen Abschied, kein Zimmer durfte aufgeräumt werden, und selbst der Garten verwandelte sich in eine traurige Wildnis. Bald bevölkerten zahlreiche Mäuse das ganze Haus, und sie waren in kurzer Zeit schon dreist genug, die übriggebliebenen oder herabgefallenen Reste von dem kärglichen Mahle der unglücklichen Herrin am hellerlichten Tage zu erhaschen und zu beknabbern. Ja, sie schien an dem Treiben dieser Tierchen ihre einzige Freude zu haben, und sie litt nicht, daß die Gärtnersfrau sie verjagte. Immer zahlreicher wurden die Mäuse um sie herum und tummelten sich überall in allen Ecken und Winkeln.

Das trübe, scheue Wesen Ursulas übertrug sich allmählich auch auf ihre einzige Gefährtin, die Gärtnerin. Sie, die früher eine frohe und schmucke Frau gewesen war und kein Stäubchen in ihrer Wohnung litt, wurde ein schlampiges, unsauberes und unfreundliches Weib, in Aussehen und Benehmen eine wahre Here. Ging sie über die Straße, um einige notwendige Einkäufe zu machen, so riefen ihr die Gassenjungen nach: „Die Here – die Here von der Mäuseburg kommt!“ Die Anwohner schauten mit heimlichem Gruseln nach dem toten Hause, wo nie ein Fenster geöffnet wurde und dicke Vorhänge jeden Einblick verwehrten.

Fast zehn Jahre waren ins Land gegangen, da bereitete sich ein Umschwung in der Lage Ursulas vor. An einem

trüben Herbsttage klopfte ein junges Mädchen in bauerlicher Tracht an die verstaubte Pforte der Mäuseburg. Man sah es der Kleinen an, daß sie eine lange Eisenbahnfahrt und vorher eine lange Wanderung auf staubigen Straßen hinter sich hatte. Sie hatte ihr hübsches Gesicht unter einem großen bunten Kopftuch verborgen. Ein Bündel mit einigen Kleidungsstücken war ihr einziges Gepäck. Als die alte Here öffnete, reichte sie ihr einen Brief vom Schulzen in Neuenhof in der Lausitz, wo sie bisher gewohnt hatte. Dort hatte sie bei einer Kräutersammlerin Unterkunft gehabt, zu der sie immer „Großmutter“ gesagt hatte, obwohl sie nicht mit ihr verwandt war. Die alte Frau hatte sie als ganz kleines Mädchen beim Beerensuchen im Walde angetroffen, wobei es sich verirrt hatte. Das Kind wußte nur, daß es „Toni“ gerufen wurde, sonst nichts. Aus Mitleid hatte die Alte das Kind mit nach Hause genommen. Nun war die Kräutersammlerin gestorben, hatte aber vorher den Schulzen veranlaßt, das Mädchen zu ihrer Schwester, der Gärtnersfrau in Breslau, Taschenstraße 21, zu schicken, die ihm um Gotteswillen eine liebe Mutter sein werde. So stand in dem Briefe des Schulzen von Neuenhof. Als die alte Here den Brief gelesen hatte, ward sie zwar etwas freundlicher, sagte aber immer noch rauh genug: „Also ist die Trude tot — hätte auch was Besseres tun können, als dich herzuschicken.“ Als aber das Mädchen zu weinen anfang, sagte sie: „Na, heul nur nicht, komm rein.“ Als sie in die Wohnung der Alten traten, sah Toni die wüste Unordnung und erschrak von neuem. Nur wenig aß sie von dem Brote, der Butter und Milch, die ihr von der häßlichen Frau vorgesetzt wurde. Spinnweben überall, die Fenster blind vor Staub und in der Küche nebenan die schimpfende Alte. Da legte sie in plötzlichem Heimweh den Kopf auf die Tischplatte und schluchzte herzbrechend. Plötzlich fühlte sie eine Hand auf ihrem Kopfe, und weicher klang die Stimme der Alten, die sie zu trösten suchte. Da schöpfte das Mädchen neuen Mut und ging mit Eifer an die Arbeit, die ihr die Frau auftrug. Und es war, als ob ein neuer

Geist eingezogen und ein lichter Sonnenstrahl auch in das verschrumpfte Gemüth der alten Here gefallen sei. Toni schaffte unermüdlich, und bald kehrte Ordnung, Sauberkeit und Behaglichkeit in die verwahrlosten Räume zurück.

Nur im Vorderhause ging das Leben der unglücklichen Ursula seinen alten trüben Gang. Aber bald sollte auch hier eine Wendung zum Bessern eintreten. Eine böse Erkältung hatte die Gärtnersfrau aufs Krankenbett gebracht. Toni mußte ihre Stelle bei Frau Ursula vertreten und die Aufwartung übernehmen. Konnte man Besorgnis hegen, wie diese Veränderung auf die Gemütskranke wirken werde, so ging doch alles wider Erwarten gut. Ursula hielt Toni vom ersten Augenblick an für ihre längst verstorbene Schwester Eva, mit der das fremde Mädchen wohl eine große Ähnlichkeit haben mochte. Sie ließ sie schalten, wie sie wollte, und so hielten bald auch im Vorderhause Reinlichkeit, Ordnung, Licht und Luft wieder ihren Einzug. Es war, als wäre Frau Ursula aus einem jahrelangen furchtbaren Traume erwacht, und willig ließ sie es geschehen, daß auch den verwöhnten Mäusen herzlich zu Leibe gegangen wurde. Ihr Interesse für die Tierchen schien erstorben angesichts des frischen, fröhlichen Wesens, das Toni um sie ausbreitete. Zusehends wurde Ursula kräftiger und munterer, und als der Frühling kam, hatte sie nichts dagegen, daß der große Garten wieder instandgesetzt wurde. Freilich zerrann mit ihrer Gesundung auch der Traum, daß Eva um sie sei, sie erfuhr die Geschichte von der Herkunft Tonis.

Frau Ursula saß an einem warmen Frühlingstage beim Nachmittagskaffee in dem neuen, traulich hergerichteten Gartenpavillon. Da brachte der Postbote einen Brief aus Allenstein. Wer konnte von dorthier an sie schreiben? Es war ein Brief von Minna. Das Mädchen hatte, von dem gewissenlosen Vetter verführt, böse Tage erlebt und ihren Leichtsinn bitter büßen müssen. Nun bat sie de- und wehmütig ihre frühere Herrin um Verzeihung und bekannte, daß sie das Kind bei ihrer Flucht aus Landeck mitgenommen, aber unterwegs bei Neuenhof im Walde zurückgelassen habe,

um es los zu werden. Da fiel es wie Schuppen von den Augen Ursulas. Ein Blick auf Toni und ihre merkwürdige Auffindung im Walde genügte, sie zu überzeugen, daß das Mädchen ihr über alles geliebtes, so lange verlorenes Kind Sidonie sei. Ein goldenes Kettchen mit einem Medaillon, das Toni als Kind um den Hals getragen hatte und das sich unter ihren Sachen vorfand, beseitigte den letzten Zweifel. Man mag sich ausmalen, welche Umwälzung, welches unsagbare Glück diese Entdeckung in Ursulas Gemüt hervorrief. Noch viele Jahre lebte sie mit ihrer wiedergefundenen Tochter und der alten Gärtnersfrau in Heiterkeit und Frohsinn wie in früheren glücklichen Tagen. Und der alte Geheimrat erlebte es noch, wie Toni als glückliche Braut zum Altare schritt.

V

Sput und Gespenster
Dämonen und wunderbare Ereignisse

73. Der kohlenerschüttende Engel über der Stadt Breslau.

Am Abend St. Stanislai (8. Mai) 1342, in der Kreuzwoche, kam ein Feuer auf, das so mächtig um sich griff, daß die ganze Stadt, wenig Häuser ausgenommen, ausbrannte und ein jämmerlicher Schutthaufen war. Vorausgegangen war gerade der ärgerliche Zwist zwischen Bischof Nanter und dem Könige Johann um das Schloß Militsch, das der König dem Bischof widerrechtlich entrißen hatte. Der Bischof belegte den König und den Rat mit dem Bann und sprach über die Stadt das Interdikt. Da wurde nun der furchtbare Brand als eine Strafe des Himmels aufgefaßt. Eine Klausnerin vor St. Mauritius wollte gesehen haben, wie ein Engel ein bloßes Schwert geführt, glimmende Kohlen über die Stadt geschwenkt und sie dann ausgeschüttet habe, so daß das Feuer plötzlich mit Macht aufgegangen sei.

74. St. Anna heilt eine Gelähmte.

Apollonia Fischerin hat im Jahre 1503 vor Gericht bekannt: Sie sei ganze neunzehn Jahre krank gewesen und krumm geworden, so daß sie habe auf Krücken gehen müssen. Da sei zu ihr eine Stimme gekommen, sie solle eine Wallfahrt geloben zu St. Anna gen Militsch mit gebettelten Almosen. Das hätte sie getan. Und St. Anna wäre sichtlich zu ihr gekommen und hätte zu ihr gesprochen: „Gehe bei dem Einsiedel beim Hundsfelde, da wirst du eine Wurzel finden, die grabe aus im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Sie habe die Wurzel gegraben, und die habe ihr Heilung gebracht, so daß sie ohne Krücken weggehen konnte. Unter der Wurzel hätte sie drei Klöße

gefunden, die wären blutfarben gewesen, und das Kräutlein von der Wurzel hätte sie in ihren Garten gesetzt, das wäre schön geworden, schön gewachsen und hätte Blumen gebracht.

75. Der Teufel packt einen betrunkenen Flucher.

Im Jahre 1507 hat sich der Satan in Breslau einen Spaß erlaubt gegen den Boten Hans, der lange Sachs genannt, der am Sonntage Oculi in einem Schenkhause auf der Olischen Gasse sich einen angetrunken hatte. Er führte ruchlose Reden, fluchte und verwünschte den Satan. Als es finster war, trat der Teufel ans Fenster, schlug alle Glasscheiben entzwei, ergriff den langen Sachs und zog ihn grimmig zum Fenster hinaus. Er schien verloren, aber der Teufel brach ihm nicht das Genick, sondern führte ihn in der kalten Nacht so lange auf den Straßen Breslaus spazieren, bis er ganz nüchtern geworden war. Seitdem wurde Hans fromm und sitzsam.

76. Ein Breslauer Schuster als Vampir.

Im Jahre 1591 schnitt sich ein wohlhabender Schuster zu Breslau die Kehle durch und starb. Man weiß nicht, aus welcher Ursache. Sein Weib und ihre Schwestern fürchteten die große Schande, daß er als Selbstmörder geendet hatte, und versuchten alles, um die That geheim zu halten. Daher gaben sie an, der Schlag habe ihn gerührt. Sie erfanden Ausflüchte, wenn Nachbarn, Freunde und Bekannten kamen und den Toten sehen wollten. Als der Tag des Begräbnisses kam, hatten sie ihn so gut in weißes Leinen gehüllt und den Schnitt am Halse so gut verdeckt, daß der Pastor und das Grabgeleite an der aufgebahrten Leiche nichts bemerken konnten. Er wurde mit allen Ehren begraben und in der Leichenpredigt sein frommes und wohlgefälliges Leben herausgestrichen.

Schon glaubten die Angehörigen, sie könnten beruhigt sein, die unselige That des Mannes werde für immer ver-

borgen bleiben, da kam auf einmal ein Gerede auf, der Mann hätte sich selbst ermordet, die Geschichte mit dem Schläge sei ein Betrug. Niemand wollte es recht glauben, aber da das Gerücht durch die ganze Stadt bis auf die Dörfer hinausdrang, so erfuhr es auch der Rat. Als nun das Gerede überhand nahm, die einen die Sache bestritten, andere geheimnisvoll dies und das munkelten, der Rat selbst Bedenken trug, sich in die Sache zu mischen, gaben gute Freunde der Witwe den Rat, sich beim Räte zu beschweren, die Rede sei von Mißgünstigen erfunden, und sie solle es auf keinen Fall zugeben, daß die Leiche ausgegraben und zur Schmach und Schande für die ganze Familie öffentlich ausgestellt würde.

Inzwischen trat etwas Sonderbares ein. Ein Gespenst, das dem Schuster ähnlich sah, zeigte sich hier und dort, in der Nacht sowohl wie am hellen Tage. Viele erschreckte es durch seine bloße Gestalt, andere weckte es durch Poltern auf oder belästigte es auf andere Art. Am meisten wurden die geplagt, die nach schwerer Arbeit Ruhe haben wollten. Es trat an ihr Bett, legte sich über sie und wollte sie ersticken. Wenn sie aufstanden, hatten sie blaue Flecke, oft mit Blut unterlaufen, die von seinen Fingern herrührten. Eine allgemeine Angst befiel die Leute, niemand wollte allein bleiben. Aber selbst bei brennenden Lichtern erschien das Gespenst, manchmal von allen, bisweilen nur von etlichen gesehen, und plagte die Menschen.

Der Leichnam lag bereits im achten Monat im Grabe. Aber da das Geschrei von Tag zu Tag ärger wurde, beschloß endlich der Rat, das Grab öffnen zu lassen. Das geschah in Anwesenheit des gesamten Rats, der Schöppen und anderer Stadtbeamter. Man fand den Körper ganz unverfehrt, nur wie eine Trommel aufgeblasen, die Glieder biegsam, die Haut an den Füßen abgeschält, aber eine neue, stärkere gewachsen. An der großen Zehe war ein Mal wie eine Rose. Die Wunde an der Kehle gähnte und war rötlich. Der Körper wurde sechs Tage lang ausgestellt, so daß ihn jeder ansehen konnte.

Da entschloß sich die Witwe, zum Räte zu gehen, alles zugeben und anheimzustellen, daß mit ihrem gewesenen Manne mit der ganzen Schärfe verfahren werde. Darauf wurde der Henker beauftragt, den Körper aus seinem Grabe unter dem Galgen herauszunehmen. Er fand ihn viel völliger von Fleisch geworden. Nun wurde ihm der Kopf abgestoßen, Hände und Füße zergliedert, der Rücken aufgeschnitten und das Herz herausgenommen, das so schön wie von einem frischgeschlachteten Kalbe war. Alles zusammen wurde auf einen Scheiterhaufen gelegt und verbrannt. Damit niemand die Asche auffammele und zur Hexerei verwende, wie es sonst geschieht, durften die Wächter niemanden heranzulassen. Fröhlich, als der Stoß verbrannt war, wurde die Asche in einem Sacke gesammelt und ins fließende Wasser geschüttet. Damit hörte der Spuk endgültig auf.

77. Der Mäusetich oder Blutteich.

An der Stelle, wo jetzt das Museum der bildenden Künste auf dem Museumsplatze steht, befand sich ehemals ein kleiner Teich. Er lag nahe dem Wallgraben, inmitten von Gärten und Äckern und färbte sich manchmal, wie auch andere Teiche in der Nähe von Breslau, rot von dem im Erdboden enthaltenen Eisenoxyd.

Nach der Sage soll sich jedesmal dann, wenn der Stadt ein Unglück drohte, das Wasser in Blut verwandelt haben. Man sah auch eine Leiche über dem Wasser schweben. An der Stelle des Teiches soll ehemals die Residenz eines Bischofs gestanden haben. In einer großen Hungersnot wandten sich die hungernden Christen an den Bischof, er solle ihnen doch von seinen Gütern Lebensmittel hinschicken. Aber damit kamen sie übel an, der Bischof verwies sie auf die Ratten und Mäuse, die noch genug in Breslau vorhanden wären, die seien für solche elende Sünder wie sie noch viel zu gut. Die armen Leute schlichen trübselig davon, mehr noch als die Harteherzigkeit tränkte sie der Hohn. Aber den

bösen Bischof ereilte bald die gerechte Strafe. In der folgenden Nacht fielen Scharen von Ratten und Mäuse über ihn her und zernagten ihn. Seine Residenz aber versank in die Erde, und über ihr quoll der Mäusetseich.

78. Der kommunizierende Judenknaabe.

Ein Judenknaabe spielte öfters mit Christenkindern und wurde mit ihnen so vertraut, daß er auch manchmal mit in die Kirche ging. An einem Tage in der Karwoche, wo die Knaben zur Kommunion zu gehen pflegten, trat auch er mit ihnen an den Altar heran und empfing den Leib des Herrn. Als er nach Hause kam, plauderte er in seiner Kindlichkeit aus, was er gemacht hatte und sagte: „Wahrhaftig, welch schönes Fest haben heute die Christen! Jedem einzelnen ist ein sehr schöner Knaabe gegeben worden, und ich habe mit ihnen zugleich auch einen bekommen.“ Als das seine Verwandten hörten, wußten sie, daß er kommuniziert habe, und sie heizten einen Ofen an und warfen ihn ins Feuer — aber der sang und merkte keinen Schmerz. Seine Mutter aber glaubte schon, daß er tot und vernichtet sei, denn sie wußte nicht, daß er im Ofen lebte. In ihrem mütterlichen Schmerze klagte sie vielen ihr Leid, und schließlich lief sie auch zu den Katholiken, mit deren Kindern er verkehrt hatte, und jammerte ihnen ebenfalls vor. Da eilten diese, fanden den glühenden Ofen und den Knaben noch ganz unverfehrt. Und als sie ihn herausgezogen hatten, sagte er, eine Dame habe ihn mit ihrem schönen Mantel umhüllt, so daß er von dem Feuer nicht verfehrt worden sei. Da dankten die Gläubigen Gott für diese große Gnade, und viele Juden bekehrten sich. Der eigene Vater aber, der hartnäckig der Taufe widerstrebte, wurde in den Ofen geworfen. Mutter und Sohn dagegen traten in den Orden der Grisei ein.

79. Der große Waschteich.

Am östlichen Ende des Lehmdammes, in nächster Nähe der Michaeliskirche, befanden sich ehemals zwei Teiche, die Waschteiche, von denen jetzt nur noch einer erhalten und in die dort geschaffenen gärtnerischen Anlagen einbezogen ist, während der andere, der sogenannte „große Waschteich“ zugeschüttet und bepflanzt worden ist.

Von dem großen Waschteiche erzählte man sich, daß er eine unergründliche Tiefe habe (er war aber nur 5,30 Meter tief). An seiner Stelle habe ein Kloster*) gestanden. Aber da seine Bewohner ein sündhaftes Leben führten, so habe sie die Strafe Gottes ereilt, und das Kloster sei mit allen Insassen in die Erde gesunken und vom Wasser überspült worden. Andere wissen von einem alten Schlosse zu erzählen, das an dieser Stelle gestanden habe.

80. Bibernell als Pestmittel.

Als im Jahre 1542 die Pest gewaltig in Breslau herrschte und kein Mittel dagegen anschlagen wollte, da erschien einem frommen Bürger ein alter Mann im Traume. Der zeigte ihm ein Kraut mit einer Wurzel, die er Bibernell nannte, und es wuchs auf den Wiesen. Diese Wurzel sollten sie nehmen und gegen die Pest brauchen, alsdann würde sie aufhören. Am andern Morgen hat der Bürger den Traum erzählt, worauf das Volk in Masse hinauslief auf die Wiesen und die Wurzel suchte. Als sie diese fanden, wurde sie gebraucht, und die Pest hat auch wirklich nachgelassen und schließlich ganz aufgehört.

*) Eine Erinnerung an das alte Vincenzkloster, das 1529 abgebrochen wurde.



Das ehemalige Vincentkloster auf dem Elling in Breslau.

81. Feuer- und Blutregen.

Im Jahre 1551 ist am 27. März zwischen 8 und 9 Uhr Feuer vom Himmel gefallen. Ein Streifen feurigen Regens ist gegangen vom Hundsfelde bis herum am Scheitniger Walde hinter dem „Thumb“ (Dom), hat etlichen Fischern, so auf dem Wasser gefischt, die Bärte verbrannt und ebenso von ihrem leinenen Geräte, was trocken war.

Bei Ottwitz, da die neue Oder hinausfließt, hat es in einem Streifen bei einer Stunden lang milbiglich Blut geregnet.

82. Das Luftgesicht einer türkischen Galeere.

Wenn der Stadt Breslau ein großes Unglück oder sonst ein wichtiges Zeitereignis bevorstand, verkündete dies gar oft eine besondere Erscheinung. So erschreckte anno 1553 die Einwohner ein Luftgesicht in Gestalt einer türkischen Galeere, mit aller Rüstung, über der ein feuriger Regenbogen stand und darunter drei feurige Räder.

83. Eines Kornwucherers wunderbare Strafe.

Im Jahre 1559 herrschte in Breslau eine große Hungersnot. Aus diesem Jahre wird ein Fall von ungewöhnlicher Selbstsucht und Hartherzigkeit berichtet, der sich dem Gedächtnis der Nachwelt eingeprägt hat. Ein vornehmes Breslauer Geschlecht vermittelte die Getreidelieferungen an die Bürger. Trotz der dringlichsten Not weigerte es sich, das Getreide billiger als den Scheffel für sieben Taler zu verkaufen. Mochten die armen Hungernden noch so sehr bitten, mochte die Not immer unerträglicher werden, der reiche Kaufmann gab nichts ab, bis der Scheffel den Preis von sieben Talern erreichen würde. Doch ihn traf die Strafe des Himmels. Gerade war der Preis bis dahin gestiegen, da zeigten sich auf seinem Speicher „kleine Fliegen“, die über die Körner herfielen und sie verzehrten, manche auch flogen mit samt den Körnern davon. Sein Geiz endete in einem Nichts.

84. Kornregen.

Im Jahre 1571 hat es am 5. Juli im Stadtwalde hinter dem Thum, auf St. Vincenzer Gut, zu Nacht herrlich Korn geregnet, welches man aufgelesen und schön lieblich Brot daraus gebacken hat.

85. Die eiserne Jungfrau in der Breslauer Kaiserburg.

1. Wo jetzt die Universität steht, stand einst die kaiserliche Burg. Lange vor ihrem Abbruch ging hier die Sage von der eisernen Jungfrau in ihrem Keller. Man hielt sie für ein Geisterwerk, sie sitze da vermöge eines dunklen, schrecklichen Gerichts, das über ihren Erbauer ergangen, daß dieser, der Erlösung harrend, die Lebendigen in die Arme der Verderberin führen müsse und erst erlöst werden könne durch eine unbekannte Bedingung. Oft höre man zur Nachtzeit ein dumpfes Geräusch wie von vielen Mühlenrädern von dorthier. Niemand betrat das abgelegene Seitengebäude, wo der Sage nach in einer weiten Halle gespenstische Wesen ihren Spuk trieben.

2. An anderer Stelle wird ausgeführt:

In der ehemaligen ehrwürdigen Kaiserburg zu Breslau soll in einem unterirdischen Raume eine eiserne Jungfrau gestanden haben. (Unter diesem Namen hatte man im Mittelalter Maschinen mit verborgenen Räderwerken, welche, wenn sie durch den Tritt eines Menschen in Bewegung gesetzt wurden, diesen zermalmten und töteten, indem die eiserne Jungfrau den Unglücklichen mit ihren Armen umschlang und an sich drückte. Man sagte von einem solchen Verurtheilten spöttisch, er müsse die eiserne Jungfrau küssen. Ähnliche Maschinen fand man auch in den Inquisitionsgewächsen.) Man hörte oft nachts dort ein

dumpfes Geräusch wie von Mühlrädern, und jeder vermied sorgfältig diese Gegend des Schlosses.

* Dies verschiedene Formen der wirklichen Volksage. Nun ist aber die Volksage mit ihren dunklen Andeutungen durch künstliche Erzählung ausgesponnen worden. Zuerst im Breslauischen Erzähler 1805 durch Eingliederung eines Liebesromans mit bestimmten namhaft gemachten Persönlichkeiten. Die Ausführung ist in behaglicher Breite vorgenommen. Ziehnert hat diese Erzählung mehr zusammengedrängt, und darum soll sie hier ihren Platz finden:

3. Zu jener Zeit war Werner von Brunck Verwalter der Burg, der eine Tochter, namens Maria, hatte, welche leiblich und geistig die schönste Jungfrau in Breslau war. Der Tempelbund war aufgehoben, und dessen Güter sollten verteilt werden. Dies veranlaßte einen jungen Ritter des Deutschen Ordens, Konrad von Salza, der später der berühmteste Hochmeister desselben war, in der Breslauer Burg auf längere Zeit seine Wohnung zu nehmen. Er sah Maria und blieb für ihren hohen weiblichen Wert nicht unempfindlich, und auch auf diese machte der sehr stattliche Ritter einen angenehmen Eindruck. Hätte er des Mädchens Liebe genährt, so wäre es von ihm unedel gewesen, da er sie nicht ehelichen konnte; er würde sie dadurch nur unglücklich gemacht haben, und das konnte und wollte der wackere Konrad nicht und dachte darauf, die Burg ehestens zu verlassen. Am Abend vor seiner Abreise schrieb er noch einen Brief an Werner und einen an dessen Tochter und ging dann hinaus ins Freie. Bei seiner Rückkehr hatte er das Mißgeschick, sich in der weitläufigen Burg zu verirren, und kam, statt in sein Gemach, auf einen Gang, an dessen Ende ein Licht schimmerte. Er ging darauf zu und kam ganz unerwartet in eine Halle mit steinernem Fußboden, links und rechts mit Türen. An der Decke hing eine Lampe, die nur ein düsteres Licht verbreitete. Ringsum herrschte die tiefste Stille. Der Ritter erinnerte sich nicht, jemals in dieser Halle gewesen zu sein, und wollte eben wieder umkehren, als die Burrglocke die Mitternachtsstunde verkündete. Un-



Die Kaiserburg

willkürlich dachte er an die eiserne Jungfrau, und es wurde dem tapferen Ritter doch etwas unheimlich. Aber er hatte sein Schwert an seiner Seite und blieb. Plötzlich schien im und ums Gemach her Leben zu werden. Die Mauern bebten, Türen trachten auf und zu, der Fußboden geriet in eine zitternde Bewegung, und unter ihm rauschte ein Räderwerk in gewaltigem Getriebe. Darauf pffte ein Windstoß durch das Gemach, der die Lampe abwechselnd zu löschen drohte und stärker entflammte, und zu seinem lauschenden Ohre drang das klägliche Wehgeschrei einer weiblichen und der wilde Verfolgungsruf einer männlichen Stimme. Es kam näher, und plötzlich stürzte ein Weib mit blutigem Gewande und fliegenden Haaren herein, und ihr folgte auf dem Fuße ein Ritter, durch dessen zerquetschten Harnisch das Blut strömte. Beide Gestalten durchheilten die Halle und zu einer von selbst aufspringenden Thür hinaus. Kaum war die Erscheinung dem Auge Konrads entschwunden, da hörte er ein dumpfes Räderrauschen und Wimmern, das nach einigen Sekunden schwächer wurde und endlich ganz schwieg. Aber mit dem Verhallen des letzten Jammerlautes traten die Gestalten wieder durch die erste Thür ein, und es schien sich die ganze erste Szene wiederholen zu wollen. Da zog Konrad sein Schwert und stellte sich mit dem Rufe: Wer seid ihr? ihnen entgegen. Die Gestalten blieben stehen, hefteten ihre Blicke, wie es schien, besonders auf das Kreuz seines Mantels und schwiegen. Konrad wiederholte die Frage, und statt aller Antwort deutete das starre Totengesicht des Mannes an, daß er ihnen folgen solle. Da dies dem Ritter etwas bedenklich schien, wurde der Blick des Gespenstes flehender, und Konrad hüllte sich tiefer in seinen Mantel und folgte den Gestalten. Plötzlich sah er sich am Rande einer erleuchteten Tiefe, in der er die Riesengestalt der eisernen Jungfrau sitzend erblickte. Wie eine Rasende stürzte die weibliche Spulgestalt vor seinen Augen hinab und ihr nach die männliche, das schreckliche Rauschen der Räder wiederholte sich mit dem darauffolgenden Wimmern und Köcheln. Von unnennbarem Entsetzen ergriffen, trat

Konrad in die Halle zurück, und wiederum standen die beiden Gestalten vor ihm, ihr Blick aber hatte etwas so ängstlich Flehendes, daß er sie fragen mußte, ob er etwas für sie tun könne. Da wies die männliche Gestalt mit ihrem Arme auf eine flammende Schrift über der Thür zu dem Schreckensort. Da standen die Worte: „Entsagung bringt Erlösung!“ Im Augenblicke durchzuckte den Ritter der Gedanke an seinen eigenen Zustand, er war entschlossen, zu entsagen. Konnte er damit den beiden gepeinigten Seelen Erlösung bringen? „Ihr seid erlöst!“ rief Konrad mit fester Stimme. Da hellte sich die Miene des gespenstischen Mannes auf, er zog unter seiner blutigen Rüstung ein Buch hervor und überreichte es dem Ritter. In dem Augenblicke aber, wo die kalte Totenhand ihn berührte, geschah ein so heftiger Knall, daß die Lampe erlosch, die Mauern wankten, das ganze Gebäude zusammenstürzte und Konrad das Bewußtsein verlor.

Als er wieder zur Besinnung kam, befand er sich in seinem von innen verriegelten Gemache, und es war heller Tag. Er hätte die ganze Erscheinung für ein lebhaftes Traumbild gehalten, wenn er nicht das seltsam geformte Buch vor sich liegen gesehen hätte. Er wußte nicht, ob er es öffnen sollte oder nicht, und indem er noch stand und nachdachte, meldete ihm sein Knappe, daß das Seitengebäude der Burg, wo sich die eiserne Jungfrau befand, in der letzten Nacht eingestürzt sei und in Schutt und Trümmern liege. Dieses neue, wundersame Ereignis bestimmte ihn nun, das Buch zu öffnen, welches in lateinischer Handschrift die Lebensgeschichte eines früheren Besitzers des eben zusammengefallenen Gebäudes enthielt. Er las: „Sterblicher, den der Himmel zum Retter erkor, es gibt ein höheres Gut als Liebe und Besitz eines geliebten Weibes. Wehe den Männern, die Pflicht und Beruf dem Undank eines Weibes opfern.“ Er hatte genug gelesen, er schlug das Buch zu und rief: „Recht hast du, Unglücklicher, es gibt einen höheren Männerberuf als ein Weib zu lieben.“ Er verließ Breslau, nachdem er seine Geschäfte abgewickelt, und ging großen Taten und hohem Ruhm entgegen. Maria aber war nur einige

Zeit traurig; sie fand bald das Glück, das sie suchte, und als Konrad nach Jahresfrist wiederkam, sah er sie jung vermählt.

4. Dagegen hat Robert Bürkner (Vespertinus) eine Form, die zwar in der Grundlage auf den Breslauischen Erzähler zurückgeht, aber sie nicht unbeträchtlich erweitert hat, auch hat er zum Theil andere Namen gewählt. Die Erweiterungen bestehen erstens in einem Traum, den der Ritter Konrad von Salza (anfangs Hermann v. S. genannt) nach einigem Verkehr mit Bertha, der Tochter des Schloßvogts Walther von Brunek hat. Er träumte, daß er mit Bertha am Ufer der Oder lustwandle, da riß ein plötzlicher Wirbelwind das Mädchen von seiner Seite und stürzte sie ins Wasser. Er war wie festgebannt und suchte vergeblich ihr nachzuspringen. Neben Bertha aber erhob sich ein Weib aus den Wellen, ähnlich wie die Meerweiber sind, und winkte ihm, zurückzubleiben, und als sie seine Anstrengungen sah, zu Hilfe zu kommen, zückte sie einen blitzenden Dolch nach Berthas Herzen. Da schrie er vor Entsetzen auf und erwachte. Aber nun hörte er wachend einen Klagelaut und sah jenes blasse Weib wirklich einige Schritte von sich entfernt stehen; schmerzlich blickte sie auf ihn, schwang den blitzenden Dolch und winkte ihm, er solle fliehen. Nun folgt die zweite Erweiterung. Als Konrad mit Bertha zusammentrifft, erzählt er den nächtlichen Vorfall, und der alte Diener Gottfried bemerkt dazu, das sei die Todesjungfrau, die ihm erschienen sei, und es müsse wohl etwas Besonderes bevorstehen. In dem Theile des Schlosses, der die Gefängnisse enthalte, sitze sie seit langen, langen Jahren. Elsbeth heißt sie und sei einst die Tochter des königlichen Verwalters dieser Burg gewesen. Der aber sei ein grausamer Mann gewesen, der die Gefangenen schändlich peinigen und töten ließ. Seine Tochter liebte ihn darum nicht und war mit ihm zerfallen. Als nun eines Tages ein schöner Jüngling vorgeführt und zum Tode durch die Schreckensmaschine in dem Burgteller verurteilt war, empfand Elsbeth Mitleid mit ihm und beschloß, ihn zu retten. Als der Vater schlief, schlich sie sich in sein Schlafgemach, um ihm die Schlüssel zum Gefängnis zu entwenden.

Aber der Vater erwachte, sprang wütend auf, faßte einen Dolch und stürzte der fliehenden Tochter nach. Sie wandte sich nach dem Gange zu den Gefängnissen. Aber schon hatte er sie ergriffen und an den Haaren zu Boden gerissen, und wollte ihr eben den Dolch in die Brust bohren. Da stieß sie mit letzter Kraftanstrengung den Vater zur Seite, er taumelte und geriet auf die Falltür, die zur eisernen Jungfrau hinabführte. Noch im Falle rief ihr der Vater einen schrecklichen Fluch zu; sie solle von nun an lebend an der Stelle der eisernen Jungfrau sitzen als ein Werkzeug der strafenden Gerechtigkeit. Als man am nächsten Tage Vater und Tochter vermiste, glaubte man, beide seien aus Unvorsichtigkeit hinabgestürzt. Seit jener Zeit haust Elsbeth dort unten und tötet in ihrer Umarmung die verurteilten Verbrecher. So erzählte der alte Diener. Und jetzt verläuft die Handlung wie oben. Konrad von Salza erlöst durch sein Eingreifen Vater und Tochter aus der ewigen Wiederholung ihres ersten entsetzlichen Ringens.

86. Die eherne Jungfrau zu Breslau als Kinderschreck*).

Faust, der in der Luft fliegt, sieht eine schöne Stadt, die nicht weit von Prag lag, etwa 24 Meilen, und das war Breslau in Schlesien; als er sie betreten hatte, schien es ihm, als wäre er im Paradiese, so schön und sauber waren die Straßen und so prächtig die Gebäude. In dieser Stadt sah er nicht viele Wunder, ausgenommen die eherne Jungfrau, die auf einer Brücke über dem Wasser steht, unter der sich eine Mühle befindet, die einer Mehlmühle gleicht. Diese Mühle ist dazu gemacht, die ungezogenen Kinder der Stadt hinzu-richten, die so wild sind, daß ihre Eltern sie nicht bändigen können. Wenn bei den Kindern irgendein schlimmes Ver-

*) Sehr merkwürdig ist es, daß die Sage von der eisernen Jungfrau bereits 1592 weitab von Breslau als Kinderschreck auftaucht. — Ich verdanke diese Sage Herrn Professor Dr. M. Hippe.

gehen entdeckt wird, das den Eltern mit der Verwandtschaft zur Schande gereicht, so werden sie hingebracht, um die Jungfrau zu küssen, die dabei ihre Arme öffnet. Wenn die Person, die zur Hinrichtung bestimmt ist, sie küßt, schließt sie ihre Arme mit solcher Gewalt, daß sie der Person den Atem benimmt und ihr den Leib zerbricht, so daß sie stirbt. Ist sie tot, so öffnet die Jungfrau wiederum ihre Arme, und läßt den Körper in die Mühle fallen, wo er zu kleinen Brocken zerstampft wird, die das Wasser mit sich fortführt, so daß kein Teil davon wieder gefunden wird.

87. Der Turmwächter von St. Elisabeth und das Kirchhofsgespent.

Vor langer, langer Zeit saß zu Breslau in einer Bude unter den sogenannten Feinwandreißern eine gar böse Frau, die nie einen Gottesdienst besuchte und von allen ihren Zunftgenossen wegen ihres lasterhaften Wandels und um ihres zänkischen und betrügerischen Wesens willen gemieden ward. Sie hatte in ihrer Jugend, da sie hübsch war und sich gut zu verstellen wußte, einen reichen, braven Mann betört, daß er sie heiratete. Aber bald nach der Hochzeit zeigte sie sich, wie sie war. Sie lebte heimlich mit einem rohen Kriegsknechte und verpraßte mit ihm das Vermögen ihres guten, arglosen Mannes. Als dieser endlich hinter ihre Schliche kam, machte er ihr Vorstellungen und bat sie inständig, den Mann laufen zu lassen. Als aber alles nichts nützte, nahm er Gift, weil er das Leben nicht länger ertragen konnte. Nun hatte sie erst recht freies Spiel. Aber bald bekam sie der Buhler satt, und eines schönen Morgens war er mit dem besten Theil ihrer Kostbarkeiten verschwunden. Zwar tobte und wütete sie fürchterlich, allein das half alles nichts, er hatte sich wohl vorgesehen und war längst über alle Berge, und sie hatte das Nachsehen.

Von diesem Augenblicke an war die Frau wie umgewandelt, sie haßte alle Männer, und an die Stelle rasender Verschwen-

dung trat ebenso große Habsucht und schmutziger Geiz. Sie saß beständig in ihrer Bude, plagte ihre Dienstleute, betrog alle Leute durch falsches Maß und trieb den schändlichsten Wucher. So brachte sie auf ebenso abscheuliche Art ihr Hauswesen wieder hoch, wie sie es früher heruntergebracht hatte. Aber auch ihr Stündlein kam, und an einem trüben Abend ertönte das Sterbeglöcklein hoch vom Turme, die allgemein verhaßte Frau war aus dem Leben geschieden.

Aber sie fand im Grabe keine Ruhe, wie man es ihr schon bei Lebzeiten prophezeit hatte. Der Wächter auf dem Elisabethturme war es, der das bemerkte. Damals lag noch um die Kirche herum der Friedhof mit seinen zahlreichen Gräbern. Er sah, wie beim Beginn der Geisterstunde die Verstorbene sich aus ihrem Grabe erhob, ihr Sterbekleid quer über den Hügel legte und hastig ihrer Bude zuschritt. Während alles schlief und Totenstille in der ganzen Stadt herrschte, stand sie als Gespenst an der Stelle, wo sie früher immer gestanden; eine ganze Stunde lang wurden Stückchen Leinwand ohne Ende gemessen und gemessen und immer gemessen, bis ihr der Schweiß in dicken Tropfen auf der Stirn stand und die Augen bluteten. So ging es jede Nacht.

Als der Wächter wieder einmal gesehen hatte, wie sie ihr Sterbekleid auf das Grab legte und sich zu ihrem nächtlichen Geschäfte begab, stieg er vom Turme herab, ging zu dem Grabe, nahm das Leinengewand an sich und eilte wieder zum Turme zurück. Als er das Pförtlein gerade zumachen will, um die Wendeltreppe hinaufzusteigen, da fällt ihm plötzlich ein, das Pförtlein dreimal mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes zu bezeichnen. Für alle Fälle, denkt er. Dann schließt er das Türlein und steigt, das kalte Sterbegewand im Arme, schnell die Treppe zu seiner Kammer hinauf. Er wirft das Gewand an einen kleinen hölzernen Hausaltar und tritt ans Fenster, um zu sehen, was geschehen werde.

Es war im letzten Viertel der ersten Stunde nach Mitternacht, da kehrte das Gespenst zum Grabe zurück. Kaum hat es bemerkt, daß das Sterbekleid weg ist, da richtet es scharf seinen Blick nach dem Fensterlein, aus dem der Wächter

schaute. Die Wut im Gesichte der Toten war unbeschreiblich. Er sieht, wie sie hastig zum Turme schreitet. Jetzt ist sie am Pförtlein. Da gewahrt sie das heilige Zeichen und prallt zurück. Der Wächter hat sich weit aus dem Fenster gebeugt, und da sieht er mit Schauern, wie sie anfängt, am Mauerwerke des Turmes emporzuklimmen, Zug um Zug. Da ergreift ihn die Todesangst, seine Glieder sind wie erstarrt, er kann nicht fort vom Fenster, er muß zusehen, wie sie näher und näher kommt. Schon kann er deutlich ihr verzerrtes Gesicht erkennen, das der bleiche Mond wie mit Tageshelle übergießt. Seine Haare sträuben sich vor Entsetzen, als sie die Galerie erreicht hat. Schon will sie sich über die Brüstung schwingen, da schlägt es eins. Im gleichen Augenblicke lassen die dürrn Knochenhände das Geländer los, die hageren Beine lösen sich von den Säulen, die sie umklammert hatten, krachend stürzt das Gerippe hinab auf den harten Boden des Kirchhofes.

Am anderen Morgen fand man dort den furchtbar verunstalteten und kaum noch zu erkennenden Leichnam des bösen Weibes. Der Wächter lag nach der ausgestandenen Angst schwer krank auf seinem Lager und schwebte in Todesgefahr. Als die Kunde von dem nächtlichen Ereignisse sich verbreitete, geriet das Volk in die größte Aufregung. Man litt nicht, daß das Weib wieder in geweihte Erde käme. Der Henker mußte kommen; mit einem Grabschert ward ihm der Kopf abgestoßen und auf einer Kuhhaut ward der Leichnam zum Galgen geschleppt und dort verscharrt. Der Wächter überlebte die gräßliche Nacht nicht lange, aber das Gespenst ward nicht mehr gesehen.

Von einem Künstler ward die Begebenheit in Metall graviert und neben einem der Türme der Elisabethkirche angebracht, ganz versteckt an der Seite in der Mauer. Dort konnte man es noch bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts sehen.

88. Die Tote fordert Gericht.

Als die Schlacht auf dem Weißen Berge (1620) geschlagen war, die für Böhmens König Friedrich V. von der Pfalz, den sogenannten Winterkönig, so unglücklich endete, mußte auch seine Gemahlin, die schöne Tochter Jakobs I. von England, so schnell sie konnte, aus dem Lande fliehen. Sie kam nach Breslau, das von Flüchtigen überfüllt war. Ihre Freundin und Hofmeisterin, eine Frau von Reizenstein, fand deshalb in dem Gasthause, wo die Königin abgestiegen, keine Unterkunft mehr. Der Wirt erklärte ihr aber, im Nachbarhause sei noch Platz, aber sie dürfe sich nicht fürchten. Niemand wolle dort wohnen, auch der eigene Besitzer, ein Fleischer, sei ausgezogen, weil ein Poltergeist allnächtlich darin umgehe. Die Dame lachte und meinte, mit dem wolle sie es wohl aufnehmen. So richtete sie sich dort häuslich ein, ließ sich das Abendbrot wohlschmecken und legte sich getrost zum Schlafen nieder.

Die Mitternachtsstunde schlug, ein Rasseln entstand auf den Treppen, und es stieg jemand von unten herauf. Die Dame war erwacht und hatte sich im Bett aufgerichtet. Da sprang die Thür auf, und herein trat ein bleiches Weib mit verbundenem Haupt. Frau von Reizenstein empfand ein leises Beben, sprach aber herzlich: „Wer bist Du, und was willst Du zu so später Stunde?“ Eine hohle Stimme ließ sich vernehmen: „Ich war einst Herrin dieses Hauses. Sechzehn Jahre zählte ich, da vermählten mich meine Eltern mit dem Besitzer des Hauses, einem Fleischer, und ich liebte ihn. Er hätte auch mich lieben sollen, denn ich brachte ihm alles, Schönheit, Tugend und Reichthum, in sein Haus. Allein er hatte es nur auf mein Geld abgesehen, bald merkte ich, daß er eine andere Buhlerin hatte. Ich war ihm im Wege, und eines Nachts überfiel er mich im Schlaf und spaltete mein Haupt mit einer Art. Den Leuten hat er vorgelogen, ich wäre eine Nachtwandlerin und des Nachts aus dem Fenster gesprungen, dabei hätte ich mir den Kopf zerschellt. Ich habe

aber keine Ruhe im Grabe, erst muß er erhalten, was ihm gebührt, sein Mörderhaupt muß der Henker vom Kumpfe schlagen. Jede Nacht bin ich, als er hier im Hause wohnte, vor sein Bett getreten und habe Rechenschaft von ihm gefordert. Da ist er ausgezogen, und morgen wird er sich mit seiner Buhle vermählen. Ich bitte Euch, edle Dame, seid meine Rächerin. Seht hier, wie die Wunde an meinem Kopfe blutlos klappt. Gebt mir den Goldreif von Eurem Finger, daß ich ihn in die Wunde lege. Was ich Euch enthüllt habe, das zeigt morgen der Obrigkeit an, und laßt mein Grab öffnen, Ihr werdet den Ring an derselben Stelle meines Leichnams finden, und das wird Euch und Allen beweisen, daß ich die Wahrheit gesprochen habe." Das Gespenst verschwand. Am andern Tage machte Frau von Reichenstein dem Räte Mitteilung von dem, was sie in der Nacht erlebt hatte. Man wollte ihr anfangs nicht glauben, denn der Fleischer galt als ehrenhafter Mann, dem man so etwas nicht zutrauen könne. Als aber auf ihr Drängen das Grab und der Sarg geöffnet wurde, da entsetzten sich die Umstehenden: der Ring steckte im Haupte der Leiche, er trug das Familienwappen derer von Reichenstein. Da war kein Zweifel mehr. Der Fleischer wurde verhaftet in dem Augenblicke, wo er mit seiner Braut das Haus verlassen, um sich in der Kirche trauen zu lassen. Er wagte nicht zu leugnen und büßte seine grauenhafte That auf dem Rade.

89. Gespensterprozessionen.

In der bösesten Zeit des Dreißigjährigen Krieges, als Breslau durch Plünderungen der Schweden und Sachsen und eine vernichtende Pestepidemie unsäglich litt, im Jahre 1634, sollen seltsame Gespensterprozessionen, Kerzen haltend, die Stadt durchzogen haben. Die eine bewegte sich von St. Abalbert bis zu St. Maria-Magdalena, die andere von St. Dorothea aus mit vielen geharnischten Rittern, die dritte von St. Vinzenz aus, von schwarzen Hunden begleitet.



Carl Bach, Original. Kunst. Meissel delinirte.

Das Rathaus zu Breslau gegen Morgen.

90. Das Todeszeichen.

Wenn das Bild einer Person ohne ersichtliche Ursache von der Wand fällt, so stirbt sie bald.

Als Bischof Franz Ludwig von Breslau das letzte Mal vor seinem Tode in Meisse war, legte er sich nach beendeter Tafel ins Fenster. Da fiel sein Abbild von der Wand herunter, ohne daß jemand es berührt hatte. Der Bischof deutete dies sofort für ein Anzeichen seines Todes, der auch bald darauf eintrat.

91. Ein Spuckhaus auf der Ohlauer Straße.

Unter dem Ohlaurischen Schwibbogen (am Christophori-Platz) wohnte ein Branntweinbrenner im Hinterhause, zu dem man über den Hof gehen mußte. Die Leute sagten, im Hofe zur linken Seite unter dem Gange wäre es nicht richtig, dort höre man manchmal in der Nacht Geld zählen, und zuweilen sprühe es auch mit Feuer.

M. Adam Bernd, der 1690 als Gymnasiast im Hinterhause wohnte, sah das Feuer im Winkel sprühen, und das Geldklitschen hat er mehr wie einmal in der Nacht gehört. In demselben Winkel befand sich der Abort, der einmal ausgeräumt werden mußte. Im ganzen Hause ging die Rede, daß die Schinderknechte, die mit dem Ausschöpfen beschäftigt waren, von Gespenstern nicht wenig belästigt worden wären. Als Bernd im Jahre 1693 noch eine Nacht in diesem Hause herbergte, hat er fast die ganze Nacht im Hofe Geld zählen hören.

92. Das Gespensterhaus auf dem Ringe.

Das Ringhaus neben dem „Goldenen Hunde“ (Ecke Ring und Albrechtstraße) hat sehr oft seinen Herrn gewechselt, man sagte immer, es sei da nicht geheuer. Zu einer gewissen Stunde am Abend hörten die Bewohner stets ein Pochen und Sägen, wie wenn ein Tischler dort seine Werk-

statt hätte. Es war, als ob es vom Laden käme. Gingen aber beherzte Leute hinauf, da ist es gewesen, als wäre es unter ihnen. Man hat nie etwas entdecken können, zuletzt hat man sich daran gewöhnt. Als Friedrich der Große in diesem Hause wohnte, soll es ihm die Feder aus der Hand gezogen und den Stuhl weggenommen haben.

Heute ist es ganz umgebaut und damit der Spuk wohl verschwunden.

96. Gespenstischer Gesang und Musik in den Kellern zweier Häuser in Breslau.

Von den im Jahre 1866 abgebrochenen Hause „Zum grünen Nautenkrantz“ auf der Nicolaigasse zu Breslau wurde folgendes erzählt: Jedes Jahr um die Adventszeit vernahmen die Bewohner dieses Hauses einen wunderbaren tausendstimmigen Gesang, der aus der Tiefe heraufstömte. Alsdann wagte sich niemand in die Kellerräume hinab, die sich unter dem Hause in hohen Wölbungen hinzogen; denn es ging die Rede, das Haus sei vor vielen hundert Jahren einmal ein Kloster gewesen, und „das wären die Stimmen von all den längst verstorbenen Nonnen, die einst in dem Kloster gelebt hatten, welche jetzt aus dem Kloster heraufdrangen; die Nonnen hielten dann ihren alljährlichen Umzug und sangen dazu die alten Lieder, die sie bei Lebzeiten zu solchen Veranlassungen gesungen hatten.“

Ein anderes uraltes Haus hinter der St. Maria-Magdalenenkirche auf der Altbüßerstraße zu Breslau hat von einer ähnlichen Sage seinen noch heutigen (1866) Namen „Zur stillen Musik“ empfangen. Auch hier vernahmen — aber nur in früheren Zeiten — die Bewohner alljährlich zu gewisser Zeit eine eigentümliche geisterhafte Musik, die aus den Kellern zu kommen schien. Man forschte nach, indem man hinabstieg. Aber die Musik verstummte nicht, nur klang sie im Keller aus noch größerer, unergründlicher Tiefe herauf, bis sie später von selbst aufhörte.

* Aus anderer Gegend ein ähnlicher Fall:

Aus Friedersdorf, Kr. Neustadt, berichtet der Seminarist Johann Verch 1910, daß dort in einem Hause um Mitternacht eine kleine Flamme unangezündet brannte, und der Geist ein Lied sang und dann verschwand.

94. Gespenstische Erscheinungen in einem Ringhause.

Auf dem Ringe lag das Haus des Kommerzienrats Nummel, das außer von ihm nur noch von einer Familie bewohnt war. Von der altertümlich verzwickten Bauart, den Korridoren und Seitentrepfen, von der Tür mit der alten verschlungenen Inschrift „Gottes Wort bleibt ewig“ ist nichts mehr vorhanden, das ganze Haus ist zu Geschäftszwecken umgebaut. Von diesem Hause wurden allerlei Spukgeschichten erzählt.

Da war ehemals die Tür eines Zimmers mit Kugeln gespielt. Es hieß, zwei junge Grafen hätten hier gehaust und sich im Schießen geübt. Die eine Kugel sei fehlgegangen und habe den einen getroffen, daß er tot zusammenbrach. Ob es aus Zufall geschehen oder absichtlich, darüber mußte man nichts Gewisses. Aber niemand mochte das Zimmer betreten. Es hieß, eine schwarze Gestalt husche umher und stelle sich mit ausgebreiteten Armen vor das Zimmer, um den Zugang zu wehren. Den Kindern hatte man vorgeredet, das sei ihr Schutzgeist, um ihnen die Furcht zu nehmen.

Auf der Halbtreppe mündete ein Fenster mit eisernem Laden; dies führte in einen langen, niedrigen, finsternen Raum, in den man durch eine Falltür aus einem Zimmer des ersten Stockwerks steigen konnte. Während der Belagerung im Jahre 1806 wurden hier die Wertsachen der Familie untergebracht und das Fenster vermauert. Nach der Übergabe der Stadt lag feindliche Einquartierung in jenem Zimmer, aber niemand bemerkte die Falltür, die zu den Schätzen führte.

Von dieser Wohnung mußte man, wenn man zum Abort wollte, eine Treppe hinab und dann über einen langen Säulengang schreiten. Auf einer bestimmten Stelle verlosch

jedesmal das Licht. Auch als man eine sogenannte Spibubenlaterne anschaffte und das Türchen schloß, nützte es nichts, auf der bestimmten Stelle ging das Licht aus. Auf dem Abort aber hörte man stets ein Flüstern von Stimmen und hinter einer vermauerten Thür ein Klopfen und Kraken, so daß man schließlich einen anderen Ort herrichten ließ.

95. Die weiße Frau auf der Schuhbrücke.

Auf der Schuhbrücke, gegenüber der alten Kirche von St. Matthias (Gymnasialkirche), liegen alte Häuser (Nr. 45 und 46), die lange Zeit einem Besitzer gehörten. Dort erschien alle Jahre in der Adventszeit eine hohe, lichte Frauengestalt in einem weißen, langen Gewande. Sie schritt, so oft sie erschien, durch alle Räume der beiden Häuser, verschlossene Türen öffneten sich von selbst. Auf dem linken Arme trug sie ein kleines Kind, in der linken Hand hielt sie eine Geldschwinke, aus der sie mit der rechten unaufhörlich Geld raffte und umherstreute. Am andern Morgen war aber von diesem Gelde nichts mehr zu finden. Sie trug auch einen großen klirrenden Schlüsselbund am Gürtel und öffnete jeden Schrank oder Kasten, um nachzusehen, ob Ordnung darin sei. Sonst störte sie niemanden — außer durch ihre Erscheinung.

Eine alte Frau, die mehrere Jahre lang durch dieses Gespenst erschreckt worden war, rief endlich einen Geistlichen, der die Zimmer mit Weihwasser besprengte. Genützt hat es nichts, die weiße Frau erschien nach wie vor, und endlich gewöhnte man sich an sie.

96. Der Wilde Jäger.

In Schlesien wird er gewöhnlich der Nachjäger genannt und erscheint hauptsächlich in Gebirgs- und waldreichen Gegenden. Aus Breslau finde ich nur eine kurze Bemerkung über ihn.

Die Bewohner von Polnisch-Neudorf, das ist das alte Dorf im Zuge der Michaelisstraße, vernahmen in den sogenannten Zwölften (den 12 Tagen von Weihnachten bis zum alten Neujahr), wie der Wilde Jäger im Sturm über die Fluren des Waschteiches und Mittelfeldes dahinfuhr.

97. Eine Breslauer Geschichte vom Feuermann.

Im 18. Jahrhundert gab es in Schlessien außer den Irren noch ein anderes leuchtendes Nachtgespenst, den Feuermann, der anzusehen war wie eine brennende Schütte Stroh. Mancher Landmann, der spät abends heimkam, sah plötzlich auf dem Schobendach seines Hauses eine hell aufwirbelnde Feuerfäule, und wenn er im ersten Schreck ein Zetergeschrei erhob und die Nachbarn um Hilfe anrief, war mit einem Male die Brunst verschwunden, und die Leute wußten, was die Uhr geschlagen hatte. Ein anderer sah wenige Tage vor der Ernte von seinem Heuboden aus draußen auf dem Felde sein Getreide in lichten Flammen stehen, und wenngleich der Spuk auch hier wieder unschädlich vorüberging, so brachte er doch den Besitzer des Ackers, auf dem er sich öfters sehen ließ, in böse Nachrede, denn die Bauern waren und sind noch heute der Meinung, daß habfüchtige Abpflüger, d. h. solche Landbesitzer, die alltäglich beim Pflügen eine Furche der Nachbaräcker ihrem eigenen Areal schändlicher Weise einverleiben, nach ihrem Tode verdammt sind, als Feuermänner nachts den unrechtmäßig vergrößerten Ackerfleck zu besuchen.

Solche und ähnliche Streiche verübte der Feuermann als ein Erzschalk, und nur ein einzigesmal tat er etwas Gutes, das zugleich ihm selbst zugute kam.

Im Südwesten Breslaus, wo jetzt eine schöne Kunststraße über Zobten nach Schweidnitz führt, gab es im 18. Jahrhundert einen wahren Mordweg, namentlich zwischen den Dörfern Kleinburg und Klein-Tinz. Die Meile vom letztgenannten Dorfe an hieß seit alter Zeit die schwarze, vielleicht wegen der unzähligen Flüche und Verwünschungen aus dem



C. Bach, Dirigeb. v. Matzke, delin. 1827.

Die Grüne-Baum Brücke.

Munde der Fuhrleute, die mit ihren schweren Frachtwagen auf dieser einzigen Meile oft zwei Tage zubrachten und zufolge einer schlesischen Redensart das schwarze Vaterunser beteten oder fluchten, daß alles schwarz wurde. Auf dieser „schwarzen Meile“ ward einst ein Schweidnitzer Fuhrmann, der an einem nebligen, naßkalten Novemberabende auf drei dreispännigen Wagen Kalk und Mühlsteine nach Breslau fuhr, von der Finsternis plötzlich überfallen. Sonst war er immer glücklich durchgekommen, diesmal aber waren die Wagen plötzlich bis an die Achsen im Sumpfe, als wäre die Erde eingesunken; weiß der Himmel, hatte er geschlafen oder war es ihm „gemacht“, d. h. durch einen bösen Geist beschieden worden. Mittlerweile war es stockdunkel geworden, man sah nicht drei Schritte weit. Hier bleiben war unmöglich, es wäre für die Pferde der Tod gewesen. Er rief seine Knechte an, sie sollten mit Hebeln und Winde helfen, aber es war zu dunkel, sie glitten aus, fanden sich nicht zurecht, und bald mußten sie einsehen, hier war nichts zu machen. Auch aus dem nächsten Dorfe Laternen und Hilfe zu holen, war unmöglich, denn niemand wußte, wo man sich eigentlich befand. Da brach der Fuhrmann in Verwünschungen aus. Aber was nützte das! Da rief er mit lauter Stimme: „Ich wünschte, der Feuermann käme, dieses verfluchte Gespenst, und leuchtete uns zu der neunundneunzigmal verfluchten Dreckerei!“

Die Knechte erschrafen über diesen Fluch. Nach drei Sekunden stand der Feuermann, wie aus der Erde gewachsen, vor ihnen und schüttelte sich, daß die Funken nur so um ihn sprühten. Auch der Fuhrmann erschrak jetzt, bald aber faßte er sich und rief seinen Knechten zu, die weithin leuchtende Helle zu benützen und die Wagen herauszuheben. Schweigend gehorchten sie. Alle faßten an, und nach einiger Anstrengung brachten sie die Wagen vorwärts. Keiner sprach ein Wort, man hörte nur das Geräusch der Arbeit und den saufenden Wind über der Ebene. Der Feuermann huschte stets nach der Stelle, wo er am nötigsten war, und begleitete den Wagen, der eben fortgezogen wurde, hüpfte

auch seltsamlich in die Höhe, wenn ein Fuhrwerk geborgen war, als freute er sich wie ein Kind. Und als walte ein Segen über diesem Tun, so schnell waren die Wagen auf die Steinrillen gebracht, die allein die Weiterfahrt ermöglichten. Der wunderbare Instinkt der Pferde tat das übrige. Aber den Knechten bangte vor der Bezahlung. Doch der Herr blieb ruhig, und die Pferde, die sonst schweissen und zittern bei unheimlichen Dingen, sie zogen ohne alle Furcht an. Da blieb der Feuermann vor dem ersten Wagen stehen, als erwarte er eine Belohnung. Und der sonst so rohe Fuhrmann sprach mit dankbarer Rührung: „Feuermann, ich habe Dich mit einem Fluche herbeigerufen, weil ich Dich für den Satanas hielt, aber Du hast uns geholfen wie ein guter Geist. Du bist vielleicht ein Gebannter, der für seine Sünden büßen muß. Gold und Silber kann Dich nichts nützen, und ich habe auch keins. Vielleicht hilft es Dir, wenn ich Dir sage: Deinen Liebesdienst bezahle Dir Gott der Vater, Gott der Sohn, Gott der Heilige Geist, damit Du Vergebung erlangst und eingehst in die ewige Seligkeit. Amen!“

Da sank der Feuermann lang zu Boden, streckte ein Flammenpaar zum Himmel und sprach mit leiser Menschenstimme: „Dank Dir im Namen des dreimal Heiligen, dessen Namen ich vor Deinem Amen nicht aussprechen durfte. Ich wandte schon 500 Jahre im Feuer und verzweifelte schon an meiner Erlösung. Ich war ein böser Mensch, ein Ritter dieses Landes, frevelte an allem Heiligen und trieb Spott mit dem Ehrwürdigen. An den Jammerlauten alter Bettler erfreute ich mich, die die Not in mein Schloß trieb. Mit falscher Freundlichkeit nahm ich sie auf, um heillose Tücke an ihnen zu üben. Ich wies sie durch eine Thür in ein angebliches Zimmer, wo sie ein Mahl finden würden und ein weiches Lager. Gingen sie hinein, so krachte die Eisentür hinter ihnen zu, sie standen in einem langen, finsternen Gange, an dessen äußerstem Ende ein kleines Fenster ihnen einen Strahl des Tages zeigte. Mühsam tappten sie vorwärts, sich an Ecken stoßend und über künstliche Unebenheiten stolpernd.

Kamen sie ans Fenster, so wich der Boden unter ihnen, und sie stürzten drei Ellen tief in den Teuf des Schloßgrabens, in den die Kloaken mündeten. Ich aber stand und spottete ihrer: „Nun liegst Du weich! Nun hast Du ein gutes Mahl!“ Fast keiner hatte die Kraft, sich emporzuarbeiten, und hatte ich mich lange genug an ihrer Qual geweidet, dann schickte ich zwei abgerichtete starke Doggen, die sie packten und unter dem rohen Gelächter meines Gefindes, das aus den Fenstern mit mir zusah, zum jenseitigen Rande hinausschleppten und liegen ließen. So trieb ich es viele Jahre und ward in der ganzen Gegend so bekannt, daß zuletzt fast gar kein Bettler mehr zu mir kam. Nur einmal klopfte spät abends wieder ein hochbetagter Mann an, mit weißem Haar und Bart, wie es schien, ein Pilgrim aus fernem Lande. Ich sah mit lustigen Kumpanen beim Gelage und beschloß, es einmal mit dem Alten recht großartig zu treiben, d. h. die Grube mit Fackeln und Pechpfanne zu erleuchten, um mein Opfer recht in Verwirrung zu bringen. Als er in die Tiefe stürzte wie die andern, trank ich ihm einen lauten Willkommen mit meinen Zechbrüdern zu. Da war das Maß voll. Der Pilgrim wälzte sich nicht im Kote, sondern wuchs zu einem Riesen aus dem Graben empor und rief mit Donnerstimme: „Ich bin gekommen, Dir Dein Strafgericht anzukündigen. Deine Sünden schreien zum Himmel. Dafür, daß Du sie mit Feuer beleuchtet hast, sollst Du als feuriger Unhold allnächtlich spuken und die Menschen schrecken, in Flammen brennend, aber nicht verzehrt. Solange sollst Du als Feuermann nachtwandeln, bis Dich einst ein Mann, an dem keine Blutschuld haftet, in nebelvoller Nacht zur Hilfe herbeiruft und Dich dafür segnet mit dem Zeichen des dreieinigen Gottes. Der Schrecken vor Dir wird aber bei den kommenden Geschlechtern so groß sein, daß sie Dich nahezu für den Teufel halten werden, und Jahrhunderte werden vergehen, ehe sich der Kühne finden wird.“ Bald darauf starb ich, und ich geleitete meinen Leib als Feuermann zu Grabe. Die Begleitung stürzte davon und warf meinen Leib auf freiem Felde weg, wo ich mich nun selbst vergrub. Vergebens

suchte ich seither den Schrecken, den ich einflößte, durch gute Thaten zu bannen. Ich scheuchte manchem Förster den Wild-
dieb vom Reviere, manchem Bauer den Marder vom Tauben-
hause, den Fuchs vom Hühnerstalle, den Räuber aus seinem
Verstecke aus der Ackerfurche, stürzte manche Leiter um, daß
der Verführer eines Mädchens herunterfiel und das Bein
brach. Aber nirgends erntete ich Dank, man warnte vor mir
und hielt mich für den Gefellen des Teufels. Jahrzehnte,
Jahrhunderte gingen. Da ward ich wütend und übte allerlei
Schabernack. Jetzt aber hast Du mich erlöst, und Gott wird
es Dir vergelten im Jenseits."

Immer matter hatten unterdessen die Flammen des Feuer-
mannes geleuchtet, und jetzt umgab tiefe Finsternis die drei
Fuhrwerke und ihre Begleiter. „Mit Gott vorwärts!" rief
der Fuhrmann. Die letzten Worte des Feuermannes tönten
ihm noch in den Ohren, er war wunderbar bewegt und ver-
ändert. Plötzlich ertönte der Ruf „Halt!" vor ihm, er
befand sich am Schlagbaume des Zollhauses, unweit des
Schweidnitzer Thores bei Breslau. Er hatte also ganz un-
merklich während des Gesprächs des Feuermanns den andert-
halb Meilen langen Weg bis hierher zurückgelegt. Er zog
still und tiefsinnig in die Herberge ein, die er auf eigenen
Füßen nicht mehr verließ. Am vierten Tage begrub man ihn
auf dem Barbarafriedhofe. Die Knechte erzählten, der
Feuermann habe ihren Herrn getötet, sie sagten aber auch,
daß er ihm versprochen: Gott werde es ihm vergelten im
Jenseits.

98. Der Doppelgänger.

Ein Breslauer Arzt, der jetzt schon lange tot ist, pflegte
öfter ein sonderbares Vorkommnis zu erzählen, das
ihm selbst begegnet war und das auf alle, die es hörten, einen
unheimlichen Eindruck machte. Wollte man das, was er
sagte, bezweifeln, so erwiderte er regelmäßig, er sei doch ein
gebildeter Mann und keineswegs zum Aberglauben geneigt.

Als er noch ein junger Arzt war, wohnte er auf der Scheitniger Straße, und als ihn einmal seine Praxis bis in die späte Nacht außer dem Hause gehalten hatte, so kehrte er, sehr ermüdet, erst spät abends in seine Wohnung zurück. Wie er so die Straße entlang schreitet, da merkt er, daß ein Mensch ihm gegenüber auf der anderen Seite der Straße immer gleichen Schritt hält. Das fällt ihm auf, und er hält inne, der andere bleibt ebenfalls stehen. Als er zu ihm hinüberblickt, sieht er, daß der Mensch ihm vollkommen gleicht, denselben Rock trägt, denselben Hut und genau dieselben Bewegungen macht wie er selbst. Er geht wieder, der andere ebenfalls, er greift sich an den Kopf, ob er noch bei Sinnen sei, der andere tut dasselbe. Er fängt an zu laufen, der andere läuft ebenfalls. So kommen sie an den Eingang des ehemaligen Wintergartens. Da sieht er, wie der andere quer über die Straße auf das alte Häuschen zugeht, wo er (der Doktor) bei einer Witwe wohnte. Er sieht, wie er den Schlüssel aus der Tasche zieht, die Haustür aufschließt, wieder zuschließt, und er hört ihn die alte gebrechliche Treppe hinaufsteigen. Er tritt gegenüber auf die Straße und sieht, wie der andere in seinem eigenen Zimmer Licht anstreicht und wie es hell wird. Da steht ein Baum gegenüber, den ersteigt der Doktor, um zu sehen, was in seinem Zimmer vorgeht. Die Wirtin ist eingetreten und bringt ihm das Abendbrot, als wäre er es selbst, er plaudert mit ihr, und als sie zur Thür hinausgeht, ruft er ihr noch nach, wann sie ihn wecken solle. Er sieht, wie der Mann sich entkleidet, sich in sein eigenes Bett legt und das Licht auslöscht.

Das alles kam dem Doktor höchst unheimlich vor, und wenn er auch nicht an einen Spuk dachte, so glaubte er doch, es könne am Ende auf sein Leben abgesehen sein. Einige Häuser zurück wohnte ein Freund von ihm, und er beschloß, diesen aufzusuchen und bei ihm zu übernachten. Etwas anderes zu unternehmen, verbot ihm die späte Nachtstunde, seine Müdigkeit und eine gewisse Zaghastigkeit. Der Freund behält ihn natürlich mit Freuden bei sich; dem erzählt er nun die ganze sonderbare Geschichte. Beide denken, der andere

Tag werde schon eine Aufklärung bringen. Er brachte sie auch. Früh am Morgen, sie lagen beide noch im Bette, kommt des Doktors Wirtin mit allen Zeichen der Aufregung herübergelaufen zu dem Freunde, pocht lebhaft, und als er öffnet, schlägt sie die Hände über dem Kopf zusammen: „Um Gottes willen,, denken Sie doch, der Doktor ist erschlagen! Die Decke ist in der Nacht heruntergebrochen und auf ihn gefallen!“ „Beruhigen Sie sich, liebe Frau,“ sagte der Freund, „der Doktor ist bei mir! Wollen Sie ihn sehen?“ „Aber scherzen Sie doch nicht,“ sagte sie, „ich habe ja gestern abend mit ihm gesprochen, als ich ihm das Abendbrot brachte. Heute früh wollte ich ihm den Kaffee ins Zimmer tragen, da sah ich, daß die Decke unten lag und gerade auf seinem Bette. Er ist tot, alle Leute im Hause sagen, der Doktor ist erschlagen.“ Da mußte wohl der Doktor selbst hervortreten in seinem Nachtgewande, um die erregte Frau zu beruhigen. Aber auch sein persönliches Erscheinen brachte keine Klärung in die Sache. Wer war der Mann gewesen, mit dem sie gestern Abend gesprochen hatte? Als man die Trümmer der Decke wegräumte, fand man natürlich das Bett leer. Ohne diesen merkwürdigen Vorfall wäre der Doktor ein Kind des Todes gewesen.

99. Das sich aufrollende Bild.

Die Armen Schulschwestern in Breslau haben einmal von einem reichen Geizhalse ein Schloß testamentarisch geschenkt bekommen mit der Bestimmung, dort eine Niederlassung zu gründen. Als die Schwestern eingezogen waren, ließ sich jeden Abend ein Poltern und Kettenrasseln auf dem Korridore wahrnehmen, und ächzend und stöhnend kam etwas daher gegangen. In dem Zimmer, wo die Schwestern wohnten, hing ein Josephsbild über der Thür, und sobald es 12 Uhr schlug, rollte sich das Bild nach oben auf mitsamt dem Rahmen. Um 1 Uhr aber rollte es wieder herab und war wie vorher. Eine Schwester, die das mit angesehen hatte, erschrak dermaßen, daß ihr alles Blut aus dem Ge-

sichte mich und sie von da ab weiß war wie eine Leiche. Da riet einst der Pfarrer den Schwestern, sich in der Kapelle zu versammeln, die vom Korridor aus zugänglich war. Um Mitternacht zeigten sich wieder die bekannten Erscheinungen, das Poltern, Kettenrasseln und Ächzen. Und während die Schwestern in der Kapelle bei geweihten Kerzen beteten und der Pfarrer sich bei ihnen befand, kam es den Korridor entlang und blieb an der Kapellentür stehen. Da öffnete der Pfarrer die Tür und sah eine ganz unkenntliche weiße Gestalt. Nun nahm er seine Beschwörungen vor, und die Gestalt flog und ist nie wieder erschienen. Die Leute im Dorfe aber sagten, das sei der reiche Geizhals gewesen, der nicht habe Ruhe finden können im Grabe.

100. Von den Freimaurern.

Bei der Aufnahme in den Bund der Freimaurer sind merkwürdige Gebräuche üblich. Der Aufzunehmende muß sich in einen Sarg legen, dann treten alle anwesenden Freimaurer heran und setzen ihre Schwerter auf seine Brust. Man glaubt auch, er würde wirklich durchstochen, ohne daß es ihm schädete. Einen am Abend vorher aufgenommenen Freimaurer fragte seine Frau am nächsten Morgen, er solle ihr doch zeigen, wohin ihn die Freimaurer gestochen hätten. Einen anderen bat ein jüngerer Freund immer wieder, er solle doch einmal mit ihm baden gehen. Als der so Gebetene erstaunt fragte, warum denn, erklärte er schließlich verlegen: er möchte doch gar zu gern seinen durchstochenen Körper sehen.

Was die Freimaurer eigentlich treiben, weiß man nicht recht. Wer sie belauscht, dem geht es schlecht. Ein Breslauer Bürger, der in der Vereinigten Loge etwas zu bestellen hatte, geriet dabei in einen finsternen Saal, in dessen Mitte ein Sarg stand. Als er neugierig auf diesen zuging, erhielt er plötzlich von unsichtbarer Hand eine so fürchterliche Ohrfeige, daß er nicht nur zum Saale hinaus, sondern noch die Treppe hinunterflog. Wenn ein Freimaurer die Ge-

heimnisse seines Ordens verrät, so wird er hingerichtet. Das geschieht dadurch, daß man sein in der Loge hängendes Bild mit einem Dolche durchstößt, dann muß er sterben. Darum tötet sich ein solcher Verräter lieber selbst, wenn er glaubt, der Meister habe von seinem Verrate erfahren. Stirbt jemand ganz plötzlich, so heißt es, er sei von den Freimaurern getötet worden.

Ein Gutsbesitzer aus Hartlieb fuhr mehrmals in der Woche mit zwei Kappen zu den Versammlungen der Loge nach Breslau. Der Kutscher durfte nachts, wenn er an den Pferden oder am Wagen etwas Ungewöhnliches bemerkte, sich nicht umdrehen, es würde ihm sonst sofort der Hals gebrochen. Schwißten und zitterten die Pferde und ging der Wagen nicht von der Stelle, so mußte er ihn stehen lassen, die Ziehblätter durchschneiden und die Pferde allein nach Hause treiben. Der Herr stieg dann aus und ging zu Fuß nach dem Schlosse. Am andern Morgen holte man den Wagen nach. Das Geheimnis erklärt sich dadurch, daß sich die Freimaurer dem Teufel verschrieben haben, der sie überallhin begleitet. Die Freimaurer tragen ihren höllischen Geist nicht selten bei sich, in irgend einem Gegenstande verschlossen. In Breslau meinte man, sie trügen ihn an den Uhrketten, in den goldenen Kugelberlocks versteckt. Man bedauert sie bisweilen, daß sie in die Hände des Teufels gefallen seien. Eine Bedienungsfrau meinte, es sei wirklich schade, daß ihr Herr Freimaurer sei und in die Hölle kommen müsse, er sei doch immer so freundlich.

Wenn jemand reich wird oder sich aus schwieriger Lage durch unbekannte Mittel emporarbeitet, so sagt man in Breslau: „Der wird wohl Freimaurer sein.“ In Lilienthal hatte sich ein reicher Freimaurer ein Gut als landwirtschaftliche Musterwirtschaft eingerichtet. Knechte und Mägde, die eine solche Fülle von Vorräten und ausgezeichneten Gerätschaften noch nicht gesehen hatten, erzählten alsbald, der Herr habe einen „Getreidebrachen“, der ihm das Getreide, und einen „Geldbrachen“, der ihm immer neues Geld zutrüge.

Freimaurer können nie völlig verarmen. Ein Mühlenbesitzer in Breslau schloß sich jeden Abend, wenn alle anderen zu Bett gegangen waren, in seiner Stube ein. Dort hörte man ihn bis morgens früh 4 Uhr angestrengt arbeiten. Ein Dienstmädchen war neugierig und lauschte einst nachts am Schlüsselloche; da vernahm sie Geräusche wie von Sägen, Hämmern und Pochen. Alle Freimaurer müssen nämlich neben ihrem Berufe ein Handwerk treiben. Wenn ihr anderes Geschäft zusammenbricht, sind sie dann immer imstande, sich wieder emporzuarbeiten.

Die Freimaurer sind geheime Zauberer, die mit Geistern in Verbindung stehen. Bei der Wirtschafterin eines Freimaurers erkundigte sich einst der Haushälter, ob sie sich denn nicht beim Aufräumen des Zimmers fürchte; sie müsse doch Zeichen von „Umgehen“ gemerkt haben. Sie haben auch eine Geheimschrift, die sie mit der linken Hand schreiben. Der Unberufene, der ihnen dabei zusieht, muß erblinden. Wegen ihrer geheimen Zauberkünste lassen sie darum niemanden in ihr Zimmer. Man betrachtet sie mit Scheu, und wegen ihrer Macht behandelt man sie mit Ehrerbietung. Ein Dienstmädchen, das gegen alle andern Familienmitglieder keck und dreist war, begegnete doch dem Hausherrn stets auffallend höflich. Dieser fragte einst scherzend nach der Ursache ihres Benehmens, da sagte sie: „Nu, seh'n Sie, Sie sind halt doch Freimaurer.“

Die Freimaurer müssen alle Jahre etwas bauen, und wenn sie nur einige Ziegeln übereinanderlegen. Diese Verpflichtung hat ihnen der Teufel auferlegt, sonst dreht er ihnen den Hals um.

Endlich aber sind sie doch dem Tode verfallen. In Breslau erzählt man, daß die Freimaurer in der Silvesternacht mit „rollenden schwarzen und weißen Kugeln spielen.“ Wer dabei verliert, muß im kommenden Jahre sterben. Der Meister dreht das Bild des zum Tode Bestimmten um, dann weiß er, was ihm bevorsteht. Der Tod tritt stets plötzlich bei ihnen ein, daher sagt man: „Wer plötzlich, ohne vorher krank zu sein, stirbt, der ist ein Freimaurer gewesen.“ Ein



Der sogenannte Hauptthurm in der Hauptstadt.

Freimaurer kann auch nicht im Bette sterben, sondern nur sitzend oder stehend. In ihrer Not versuchen sie wohl, auch einen anderen statt ihrer zu opfern. Sie fangen ein unschuldiges Menschenkind, um es zu schlachten. Eine Brezel-frau aus Breslau erzählte, ihr Schlafstellenmädel sei beinahe einmal von den Freimaurern geopfert worden. Sie schweben überhaupt in beständiger Todesgefahr. Jeder Freimaurer muß wenigstens ein neues Mitglied gewinnen, wenn an ihn die Reihe kommt; gelingt es ihm nicht, so muß er sterben. Jedes Jahr fordert der Teufel sein Opfer. Eine Breslauer Sage schildert das Verfahren der Freimaurer beim Auslosen des Bruders, der im nächsten Jahre als Opfer sterben muß. Da kommen sie zusammen und stecken die Lose mit den Namen in einen hohen schwarzen Hut. Als bald kommt eine große schwarze Kaze und zieht mit ihrer Pfote das Todeslos heraus. Wenn der Schwarze den Freimaurer holt, bricht plötzlich ein furchtbarer Sturm aus, und wenn der Satan mit seinem Opfer durch den Schornstein fährt, hageln die Ziegeln nur so vom Dache herunter. Daher sagt man bei plötzlich entstehendem Sturmwinde: „Da muß ein Freimaurer gestorben sein.“ Manchmal erscheint der Teufel auch in Schlangengestalt. Da war ein Freimaurer plötzlich gestorben. Ein Dienstmädchen aber hatte durch das Schlüssel-loch gesehen und bemerkt, daß eine große Schlange langsam auf ihn zu gekrochen war, ihn umwickelt und erwürgt hatte. Darauf aber ist etwas an die Thür gekommen, vor der die Lauscherin stand, und hat so furchtbar daran geschlagen, daß sie voller Entsetzen davonlief. Auch in anderer Tiergestalt kommt der Teufel. So sprang im März eines Jahres auf dem Magdalenenfriedhofe bei einem Begräbniße ein auf-gescheuchter Hase in das offenstehende Grab und konnte von den Totengräbern nur mit Mühe herausgetrieben werden. Sofort hörte man munkeln, der Tote müsse wohl Freimaurer gewesen sein.

VI

Die Umgegend der Stadt

101. Der Wechselbalg.

Im Jahre 1580 hat sich folgende wahrhaftige Geschichte begeben: In der Nähe von Breslau hatte ein Edelmann ein Gut mit großen Wiesenflächen. Da war immer viel Heu und Grummet aufzumachen, was seine Tagelöhner besorgen mußten. Darunter war auch ein Weib, das kaum acht Tage im Kindbett gelegen hatte; aber da der Junker es haben wollte und sie sich nicht weigern konnte, so nahm sie ihr Kindlein mit hinaus und legte es auf ein Häuflein Gras. Sie ließ es dort liegen und ging zum Heumachen. Sie hatte eine gute Weile gearbeitet und ging, um ihrem Kinde die Brust zu reichen, das schon lange nach ihr schrie. Sie hatte sich eben niedergelassen und das Kind an die Brust gelegt; da steht sie es an, schreit auf, schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen und jammert laut: „Das ist nicht mein Kind! So gierig und geizig, und das unmenschliche Geheule! Das bin ich an meinem Kinde nicht gewohnt.“ Sie behielt es trotzdem etliche Tage, aber das Kind benahm sich so ungebührlich, daß es die gute Frau beinahe zugrunde gerichtet hätte. Da klagte sie es dem Junker. Der sagte: „Frau, wenn Ihr glaubt, daß dies nicht Euer Kind ist, so tut eines: tragt es auf die Wiese, wo Ihr das vorige Kind hingelegt habt, und haut es mit einer Rute, aber so derb Ihr könnt. Da werdet Ihr Wunder sehen.“ Die Frau folgte dem Junker, ging hinaus und strich den Wechselbalg mit der Rute so arg, daß er schrie, wie wenn er am Spieße steckte. Da kam schon der Teufel mit ihrem gestohlenen Kinde und rief: „Da hast's!“ und nahm sein eigen Kind hinweg.

Diese Geschichte soll in und um Breslau landkundig gewesen sein.

102. Das Steinkreuz bei Gabitz.

Am Eingange in das ehemalige Dorf Gabitz, am Graben rechter Hand, der Besitzung Nr. 1 schräg gegenüber, stand einst ein Steinkreuz. Nach Anlegung der Friedrichstraße befand es sich am Ausgange dieser Straße nach Gabitz zu. Es war schon sehr eingesunken und schief. Über seine Errichtung wurde verschieden erzählt. Es soll bei einer Kirmesfeier ein Kräutersohn einen Totschlag hier verübt haben, andere sagten genauer, er habe seine Braut ermordet. Infolgedessen sollen die Kräuterdörfer das Recht verloren haben, die Kirmes zu feiern. Es wurde 1875 erneuert, ist aber jetzt ganz verschwunden.

103. Der Schäfer von Groß-Mochbern.

Während des großen Sterbens im Jahre 1517 ward zu Groß-Mochbar der Schäfer mit seinen Kleidern begraben. Die hat er im Grabe gefressen und dabei tüchtig geschmauset. Darum hat man ihn aufgegraben und die Kleider blutig in seinem Maule befunden. So hat man ihn den Hals mit einem Grabscheit abgestochen und den Kopf vor den Kirchhof gelegt. Darauf hat das Sterben im Dorfe aufgehört.

* Der Schäfer war ein sogenannter Vampir, ein Nachzehrer. Diese sind nach dem Tode nicht tot, sondern leben ein anderes Leben, das darauf ausgeht, die Menschen zu schädigen. Die Leiche wird beim Ausgraben frisch und rot gefunden, weil sie sich von dem Blut lebender Menschen nährt, die sie nächtlich überfällt. Daher das große Sterben. Das Abstechen des Kopfes mit dem Grabscheit ist dann das gewöhnliche Mittel, einen Vampir unschädlich zu machen.



Die Brücke nebst der Ruine des ehemaligen Nicolai-thors.

104. Die drei Kreuze bei Groß-Mochbern und das Elende Kreuz vor dem Nikolaitor.

An der alten Neumarkter Straße, 20 Minuten hinter Groß-Mochbern, dicht bei Kentschlau, stehen auf einer künstlichen Erdauffschüttung, die im Volksmunde „Der Feldherrnhügel“ genannt wird, heute noch zwei Steinkreuze. Ursprünglich waren es ihrer drei, und die Höhlung des dritten ist noch zu sehen. Diese drei Kreuze soll Peter Rindfleisch, der 1496 mit Herzog Heinrich von Liegnitz als Ritter das Gelobte Land besuchte, hier aufgestellt haben zur Erinnerung, daß von hier aus bis zum Beginn der Vorstadt dieselbe Entfernung sei wie vom Golgathahügel bis Jerusalem.

Nach anderer Meinung sollen die drei Kreuze als ein Grenzmal der Stadt aufgerichtet worden sein, wo den Königen von Böhmen bei ihrem Einzuge zur Huldigung die Stadtschlüssel überreicht wurden.

Wieder eine Meinung ist, die drei Kreuze seien zum Andenken an die Zusammenkunft dreier Könige gesetzt worden. Am 16. November 1474 trafen sich an dieser Stelle König Matthias Corvinus von Ungarn, Kasimir von Polen und Wladislaw II. von Böhmen, um über den Besitz Breslaus zu verhandeln.

Am Anfange der Neumarkter Straße stand früher bei dem Dorfe Tschepine (Ende der Friedrich-Wilhelm-Straße, ehemals Sandstraße genannt) ein anderes steinernes Kreuz, von dem es hieß, die Hussiten hätten 1428 bei ihrem vergeblichen Angriffe auf Breslau in ihrer Wut den Heiligenfiguren an dem Kreuze mit ihren Spießen die Köpfe abgeschlagen, so daß es nun verunstaltet dastand und das „Elende Kreuz“ genannt wurde. Dieses Kreuz soll das Endziel gewesen sein, bis zu dem auf der Neumarkter Straße von den drei Kreuzen her das ehemalige Ochsenrennen stattgefunden habe. Diese Ochsenrennen waren eine alljährliche Veranstaltung des Magistrats, bei der der Preis ein Ochse war. Sie sollten auf einer alten Stiftung beruhen. Die drei

Kreuze bei Groß-Mochbern waren der Ausgangspunkt und mußten bleiben, jedesmal, wenn sie umfielen, mußten sie von neuem aufgerichtet werden.

* Auf meiner Wanderung zur Erkundung der drei Kreuze erfuhr ich durch Kentschkauer Schulkinder, die von Groß-Mochbern kamen, daß ihnen wohlbekannt war, daß hier einst drei Könige zusammengekommen wären, die um Schlessien sich stritten. Sie sagten auch, daß das dritte Kreuz jetzt auf der anderen Seite von Groß-Mochbern an der Breslauer Straße (5 Minuten vom Dorfe) oder, wie ein Knabe sagte, auf dem Engelberge stehe. Warum es aber dorthin gesetzt sei, wußten sie nicht. Danach bestätigt sich Kirchners Annahme.

105. Johann Cicero von Brandenburg bei Groß-Mochbern.

An die Zusammenkunft der drei Könige bei Groß-Mochbern knüpft sich folgende Sage:

Breslau war von König Matthias von Ungarn besetzt, und er dünkte sich der rechtmäßige Herr von Schlessien. Doch wurde ihm das Land streitig gemacht von Kasimir, König von Polen, und Wladislaw, dem Könige von Böhmen. Die beiden lagen draußen vor der Stadt, hatten das Land im weiten Umkreise geplündert und verheert und litten nun Hunger und Not, während Matthias in der Stadt in Hülle und Fülle lebte. Diese Fehde störte aber den Handel Brandenburgs empfindlich, und Kurfürst Albrecht Achilles sandte seinen Sohn Johann, um den Streit beizulegen. Johann, der den Beinamen Cicero führte, verstand nicht bloß Latein, sondern konnte auch reden wie sein Namensvetter im alten Rom. Er war aber auch klug und vorausschauend, drum nahm er sich 6000 Reiter mit. Er lud die drei streitenden Könige zu einer Zusammenkunft an der Stelle ein, wo dann die drei Kreuze aufgerichtet wurden. Johann Cicero redete und riet zum Vergleich. Als aber

keiner sich dazu bequemen wollte, da wies er auf seine 6000 Reiter hin, die würden sofort einhauen, wenn nicht sofort Waffenstillstand geschlossen würde. Das schlug durch, und die drei Herren reichten sich die Hände und baten Johann Cicero, den Schiedsspruch zu fällen. Der entschied für Matthias, und willig fügten sich die beiden andern. Johann hatte seinem Namen Ehre gemacht.

106. Die Schwedenschanze bei Oswitz.

Noch vor 100 Jahren wurde der Name Schwedenschanze von den Bewohnern des Dorfes Oswitz bei Breslau folgendermaßen erklärt:

Im Dreißigjährigen Kriege soll in einem Winter eine kleine Abteilung schwedischer Reiter daselbst ihr Lager aufgeschlagen haben. Die Schweden, unter dem Befehle Torstensons stehend, verlangten von den Breslauer Bürgern Lebensmittel und Geld, was ihnen aber verweigert wurde. Daraufhin zogen sie nach dem Dom und der unter der Kreuzkirche gelegenen Bartholomäuskirche. Zu Beginn des darauffolgenden Winters verließen die Schweden die Gegend beim Herannahen der Oesterreicher.

Kundige Leute wollten sogar noch die Stelle zeigen können, wo die Kanonen der Schweden gestanden haben sollen.

* Daß aber die Schwedenschanze keineswegs, wie die Volksmeinung annimmt, den Schweden ihren Ursprung verdankt, sondern viel älteren Ursprungs ist, ist durch die im Kriege erfolgenden Ausgrabungen von seiten des Breslauer Altertumsvereins zur Gewißheit geworden. Sie ist überhaupt kein künstlicher Hügel, sondern eine natürliche Bodenwelle, die allerdings künstlich erhöht, befestigt und bestedelt worden ist in einer Zeit, die vor alter Geschichte liegt.

Eine Ahnung, daß auf der Schwedenschanze eine Siedlung untergegangen ist, spricht sich in der Sage aus, wenn es heißt: Auf der Schwedenschanze soll es umgehen, doch hört man nichts Gewisses. Im Mittelalter soll die heilige Hedwig hier die ersten Weinreben angepflanzt haben.

107. Das Marienbild auf dem Heiligen Berge bei Dswik.

Einige tausend Schritt östlich von der bekannten „Schwedenschanze“ bei Dswik liegt der Stadt näher ein anderer Hügel, jetzt der Heilige Berg genannt. Ehemals führte er den Namen Krotke-Berg (vermutlich von poln. krótki, klein, eig. kurz, der kleine, kurze Berg, im Gegensatz zum großen Berge, der Schwedenschanze). Jahrhunderte lang wenig beachtet, erhielt er durch eine Begebenheit, die wahrscheinlich in das Jahr 1724 zu setzen ist, eine größere und dauernde Berühmtheit.

Balzer, Sänger beim St. Matthias-Kloster zu Breslau, war plötzlich sehr krank geworden, hatte den Gebrauch des Gesichts verloren und fühlte sich am ganzen Körper gelähmt. Alle versuchten Mittel gewährten weder Besserung, noch selbst Linderung. Da träumte er in einer Nacht: er liesse sich auf den kleinen, oben erwähnten (Krotke-) Berg tragen, auf dem, wie an so vielen Orten, an einer Eiche ein Marienbild hing. Dieses Bild (es ist dasjenige, welches jetzt auf dem Altare in der Kapelle sich befindet) flehte er im Traume um Hilfe an und erhielt sie auch. Was ihm im Traume widerfahren, sollte sich in Wachen bewähren. Seine Familie brachte ihn mit vieler Mühe hinaus auf den Hügel. Dort schlief er, nachdem er zur heiligen Jungfrau vor dem Bilde gebetet, ein, und als er erwachte und die Augen öffnete, konnte er nicht allein sehen, sondern auch seine Kräfte fühlte er wieder gestählt. Er stand auf und ging in die Stadt zurück, um das an ihm geschehene Wunder des Marienbildes allenthalben zu verkündigen. Noch drei Jahre lang lebte er nach diesem Ereignis, indem er am 1. August 1727 das Zeitliche segnete.

Diese schnelle Wiederherstellung verfehlte nicht, den bedeutendsten Eindruck in der Stadt zu machen; viele Kranke und Schwache pilgerten fortan hinaus, um Erleichterung oder gar völlige Heilung von dem neuen Wunderbilde zu erflehen. Die damalige Abtissin des Klarenklosters zu

Breslau, Frau Moxsia von Kroskau, trug daher ihrem Kanzler auf, eine Kapelle auf jenem Hügel erbauen zu lassen, und unter dem 10. April 1725 erfolgte die Erlaubnis des Fürstbischöflichen Administrationsamtes, daß eine Kapelle dort gegründet und geweiht werde und daß darin Messe gelesen werden dürfe. Nach ihrer Fertigstellung ward sie von ganzen Feierzügen aus den benachbarten katholischen Dörfern besucht, sowie von einzelnen Personen, besonders Frauen, welche ihre Niederkunft erwarteten, die eine glückliche Entbindung dort zu erfliehen glaubten, und eine Menge kleinerer und größerer Bildchen, sowie Weihgeschenke, waren Zeugen der geglühten Erhörung.

Als im Jahre 1810 die Klöster in Schlesien aufgehoben wurden, traf auch dieses Los das Klarenkloster zu Breslau, und im Jahre 1811 wurde Oswig an den Kaufmann und Buchhändler Joh. Gottl. Korn verkauft (dessen Familie noch heute den heiligen Berg besitzt). Korn hat nicht nur viel zur Verschönerung des umliegenden waldigen Geländes getan, sondern hat auch, als die baufällig gewordene alte Kapelle durch einen Neubau ersetzt werden mußte, die Baukosten für eine schöne, neue Kapelle bestritten, die heute noch die Zierde des Berges ist. Am 30. September 1824 wurde sie mit aller Feierlichkeit geweiht.

108. Das alte Räuberschloß bei Pöpelwitz.

Bei Pöpelwitz liegt nicht weit von der Oder auf einer Erderhöhung das sogenannte Schloß. Nicht dieses, sondern ein anderes Haus, das südöstlich davon, etwa 150 Schritt entfernt liegt, wird von den Bewohnern das „alte Räuberschloß“ genannt. Es steht dicht am Damm, und hat anscheinend einmal bessere Tage gesehen, jetzt ist es Arbeiterhaus. Von hier soll noch ein unterirdischer Gang ausgehen, der aber verfallen ist; der im Keller befindliche Eingang wurde vermauert. Die Leute sagen, in dem Schlosse drüben auf dem Erdhügel habe der Räuberhauptmann, in dem „alten Räuberschlosse“ aber hätten seine Gefellen gewohnt.



Die Ohlauer Brücke am Schmibbogen.

108. Die Schlacht bei Hundsfeld.

Es gibt zwei Überlieferungen von ihr. Kaiser Heinrich V. bekriegte den Polenherzog Boleslaw III., den man auch den „mit dem schiefen Munde“ nannte. Erst belagerte er die feste Stadt Glogau, konnte aber nichts ausrichten. Nun erzählt die Sage, der Kaiser sei an der Oder aufwärts nach Breslau zu gezogen. Bei Breslau sei er im Jahre 1109 auf das Heer des Herzogs getroffen, und es sei zur Schlacht gekommen an der Stelle, wo heute das Städtchen Hundsfeld liegt, wo aber damals nur eine weite Ebene ohne menschliche Wohnungen war. Da heißt es nun:

1. Der Herzog Boleslaw sei durch Verrat vom Kaiser gefangen genommen worden, und viele Polen seien in der Schlacht gefallen. Seitdem hätten die Polen den Ort der Schlacht Hundsfeld genannt, um den Deutschen eine Schmach anzutun, indem sie sie Hunde nannten.

2. Nach einer anderen Überlieferung soll Herzog Boleslaw die Schlacht gewonnen haben. Als der Kaiser gemerkt habe, daß er geschlagen werde, habe er alle kaiserliche Zier (die Reichskleinodien) von sich geworfen, damit man ihn nicht erkennen sollte, und sei Hals über Kopf nach Deutschland zurückgeflohen. Boleslaw soll sich gefreut haben, daß der Kaiser so viel Goldeswert in seinem Lande gelassen habe. Haufenweise hätten die Deutschen erschlagen auf dem Felde gelegen. Als nun die Polen das Schlachtfeld aufräumten, hätten sie zwar die gefallenen Polen beerdigt, die Leichen der Deutschen aber habe man liegen lassen, den Hunden und Vögeln zum Fraße. Vom Blutgeruche angelockt, hätten sich bald darauf Scharen von Hunden eingefunden, welche die toten Deutschen hin- und hergezerrt und aufgefressen hätten. Sie seien auch lange Zeit dageblieben, seien ganz verwildert und zu Raubtieren geworden. Kein Mensch habe gewagt, sich noch dem Schlachtorte zu nähern, denn die Hunde hätten raubgierig jeden angefallen, den sie auch nur von ferne erspähten. Daher hätten die Polen den Ort Psiepole, d. i. Hundsfeld, genannt.

* Die Hundsfeldsage ist jedenfalls im Volke viel verbreitet gewesen, wie Klose, Dokum. Geschichte I, 1781, S. 194, andeutet. Sie ist auch heute noch nicht vergessen oder als dunkle, kaum kenntliche Erinnerung geblieben. So erzählte mir in Patzschau ein Mann aus dem Volke im Jahre 1907:

Hundsfeld sei von den Hunden so genannt, als Friedrich der Große einmal eine große Schlacht geschlagen habe. Er wisse aber nicht genau, ob damals eine „Hundekälte“ gewesen oder ob es „Hunde auf dem Felde“ gehabt habe. Es sei aber eine alte Sage.

110. Der Name Scheitnig.

Der Name unseres vielgerühmten und besuchten Ausflugsortes Scheitnig ist im Laufe der Zeit hinausgerückt über die alte Oder. Das ursprüngliche Dorf Scheitnig lag diesseits zwischen Fürsten- und Ziergartenstraße und ist slawischen Ursprungs, der Name bedeutet „Schildmacherdorf“. Hier wohnten also die herzoglichen Schildmacher, später waren es Fischer, auch Ziegelmacher. Seit aber Fürst Friedrich Ludwig Hohenlohe-Ingelfingen draußen über der Oder einen Garten angekauft und zwischen den Jahren 1780 und 1784 einen prächtigen Park angelegt hatte, richteten die Breslauer mit Vorliebe hierher ihre Spaziergänge, da ihnen der Fürst volksfreundlich den Eintritt gestattete. Seitdem haftete der Name Scheitnig vorzugsweise an diesem schönen Park.

In dieselbe Zeit geht auch die Volkserzählung von der Entstehung des Namens Scheitnig zurück.

Ein Breslauer Ritter Voliel liebte seine Gattin innig, hatte aber keine Kinder mit ihr. Darüber war er sehr betrübt und beschloß daher, ins Heilige Land zu ziehen, um durch dies gottgefällige Opfer eine Wendung seines Familienstandes herbeizuführen, der beiden Ehegatten so sehr am Herzen lag. Ehe er zu der großen Fahrt aufbrach, erging er sich mit seiner Gattin noch einmal vor den Toren der Stadt.

Sayon lag der Trennungsschmerz auf beider Seele, und schon suchte die Gattin ihn zum Bleiben zu bewegen. Und auch er wird wankend angesichts der Schönheit der heimatlichen Flur. Sie beschließen beide, die Rede des ersten Menschen, der ihnen begegnen würde, als ein Vorzeichen zu betrachten, ob reisen oder nicht. Ein eisgrauer Mann sitzt am Wege, den fragt der Ritter, wie die Gegend heiße, die sie vorher noch nicht gesehen. „Scheitnig“, sagt der Alte. „Scheid nicht,“ verstanden sie, und der Ritter blieb daheim.

* Die Sage entstammt offenbar dem Kreise der Gebildeten. Ins Schlichtbürgerliche übertragen erscheint sie in folgender Fassung:

Herr Bügel und seine Frau lebten erst glücklich in ihrer Ehe, dann aber langte es nicht mehr, und er machte ihr Vorwürfe, daß sie schlecht wirtschaftete. Da trat eine Verstimmung zwischen den Ehegatten ein, und sie mieden einander. Getrennt gingen sie einst, jedes für sich, nach Scheitnig. Zufällig aber begegneten sie einander, und betroffen wollten sie schon vorübergehen, da rief ihr kleines Töchterchen Konfordia, auf den schönen Lustort deutend: „Ach, Scheitnig!“ Das nahmen sie als eine Mahnung aus Kindermund und versöhnten sich wieder miteinander.

* Eine kirchenfeindliche Umgestaltung hat die Sage bei Goedsche: In der Nähe von Breslau stand im Mittelalter eine Ritterburg, bewohnt von einem jungen, glücklichen Paare. Allein der Burgpfaffe hatte sein Auge auf die hübsche Rittersfrau geworfen und stellte ihr nach. Als aber seine Bemühungen an der Treue des jungen Weibes scheiterten, versuchte er den Glaubenseifer des Ritters anzufeuern, um ihn zu entfernen. Er beredete ihn, sich dem damals gerade unternommenen Kreuzzuge anzuschließen, und der Ritter hatte nicht übel Lust dazu. Aber seine Gattin war bemüht, ihm diesen Plan auszureden, wenigstens brachte sie ihn dahin, es dem Zufall zu überlassen, ob er ziehen solle oder nicht. Die Sage endet dann so, wie es bei Fülleborn erzählt ist. Ein Bauer, den sie auf ihrem Spaziergange treffen, gibt ihnen auf ihre Frage, wie der kleine Weiher vor ihnen

heiße, die Auskunft: „Scheitnig“. Sie halten das für einen Spruch des Schicksals, daß sie nicht scheiden sollen. So bleibt der Ritter, baut den Ort weiter an und jagt den Burgpaffen zum Teufel.

111. Die Schulze von Cawallen.

Der Hohenlohesche Park in Scheitnig war nach dem Geschmack der damaligen Zeit mit Büsten und Statuen durchsetzt, die aus dem Grün der Anpflanzungen hervorschimmerten und die Aufmerksamkeit der lustwandelnden Breslauer Bürger erregten. Es waren Nachbildungen antiker Kunstwerke, freilich von geringem künstlerischen Werte, nur aus Holz gefertigt und mit weißer Farbe überstrichen, um Marmor vorzutäuschen. Da stand auch die von dem Breslauer Bildhauer Stein geschnitzte Nachbildung des sterbenden Galliers aus dem kapitolinischen Museum zu Rom. Was den schlichten Besuchern besonders auffiel, war „das zu sträubige Haar, der bei den Alten ungewöhnliche Stuchbart und der Strick um den Hals“. Fülleborn, dem die letzten Worte entlehnt sind, hat in seiner Wochenschrift (1800) eine gute Abbildung davon gegeben. Was wußte der gewöhnliche Mann von Haar- und Barttracht oder der Torques (Halskette) der Gallier! Er sah nur einen kraftlos Niedergesunkenen mit dem Strick um den Hals. Nun stand unweit von dieser Holzfigur ein Venusbild, in dem das Volk nichts als ein schönes nacktes Weib sah. So reimte man sich denn folgende Geschichte zusammen:

Ein reicher Schulze von Cawallen bei Breslau hat an dieser Stelle ein Mädchen überfallen und gewaltsam zu seinem Willen zwingen wollen. Dabei hat er die sich Sträubende durch einen unvorsichtigen Schlag oder Druck getötet. In welcher Weise das geschehen ist, wurde sehr verschieden erzählt. Er wurde verhaftet und vor Gericht gestellt. Da aber der Totschlag nicht beabsichtigt war, so hat man ihn nur zu einer Gefängnis- und Geldstrafe verurteilt. Er mußte aber zeitlebens einen Strick um den Hals tragen zum

Zeichen, daß er eigentlich verdient hätte, gehängt zu werden. Als soeben Verurtheilten hat man ihn dann an der Stätte seiner That dargestellt, und das Mädchen nicht weit davon in seiner vergewaltigten Blöße. Die Breslauer Spaziergänger ließen ihren Zorn an dem bösen Cavaller Schulzen dadurch aus, daß sie ihre Stöcke in die angefaulten Stellen des Holzwerks immer tiefer hineinbohrten.

Eine andere Form der Sage ist: In Cavallen lebte einst ein reicher Schulze. Dessen Sohn liebte ein schönes, aber armes Mädchen aus dem Nachbardorfe; aber der geldgierige, hartherzige Vater gab trotz aller Bitten nicht seine Einwilligung zur erwünschten Ehe. In einem Anfälle von Verzweiflung erhängte sich der unglückliche Liebhaber, und seine Geliebte, die sich in den Dorfbach gestürzt hatte, zog man als nackte Leiche heraus. Zu spät erkannte der erschütterte Vater, was er durch seine Härte angerichtet hatte, und stiftete reuig die beiden Denkmäler im Scheitniger Park. Diese Fassung der Sage war alten Breslauer Bürgern noch im Anfange dieses Jahrhunderts bekannt.

112. Der Schlangemann im Hohenloheschen Parke.

Dort, wo jetzt das Denkmal Eichendorffs im Scheitniger Park steht, befindet sich ein aufgeschütteter Erdhügel, von dunklen Coniferenpflanzungen umgeben, auf den ein Weg hinaufführt. Es ist der Schlangenberg. Der Name rührt daher, daß hier der Fürst Hohenlohe eine Laokoongruppe aufgestellt hatte, Laokoon mit seinen Söhnen von Schlangen umwunden, ein Werk des Bildhauers Chetler.

Das große Publikum verstand die Bedeutung der Gruppe nicht, es nannte sie schlechtthin den „Schlangemann“, und erfand folgende Geschichte, die Fülleborn 1801 berichtet:

Dieser Mensch da, hört er einen wichtigtuenden Mann erzählen, ist eigentlich ein Jude gewesen. In alten Zeiten hat der mit seinen beiden Söhnen nicht weit von Breslau einige Reisende grausam erschlagen, ihre Eingeweide herausgenommen und mit anderen Feinden der Christenheit verzehrt.

Dafür hat man ihn in eine tiefe Grube voll Schlangen und Ottern geworfen, die ehemals hier an diesem Plage gewesen ist. Darin hat er jämmerlich umkommen müssen, und das von Rechts wegen.

Eine andere Gestalt der Sage lebt noch heute (1907) unter alten Breslauer Bürgern. Danach wohnte in Camallen ein gottloser Bauer, der mit seinen beiden Söhnen öffentlich zu baden pflegte, sogar am heiligen Sonntage. Da erschienen einst, um ihn zu bestrafen, zwei gewaltige Schlangen mitten aus dem Wasser heraus, umwanden die drei Frevler, die vergebens zu entfliehen suchten, und fraßen alle drei auf.

Beide Sagenformen sind bei Menzel zu einer dritten zusammengeschmolzen. Hier ist Laokoon ein reicher Jude, der Besitzer des Gartens. Weil er mit seinen beiden Söhnen im Schwarzwasser gebadet hatte, so wurde er zur Strafe von Schlangen gefressen.

Es liegt die alte Anschauung zugrunde, daß Baden im Freien eine schwere Sünde sei, weil es schamlos den nackten Körper den Blicken preisgibt.

113. Der kleine Prinz Hohenlohe von Hunden zerrissen.

In dem Waldbestande des Scheitniger Parkes, der sich hinter der Parkschänke bis zum Fürstengarten hinzieht, befindet sich die Grabstätte des kleinen Prinzen Wilhelm Ludwig Eduard Hohenlohe, der am 18. Dezember 1789 geboren und am 9. Februar 1790 am Keuchhusten gestorben war, war also kaum zwei Monate alt geworden. Dem Umstande, daß auf dem Grabstein die Ziffern 9 und 0 schwer voneinander zu unterscheiden sind, ist es zuzuschreiben, daß man 1780—1790 oder 1789—1799 las und dem Prinzen ein Alter von 10 Jahren zuschrieb.

Die in Breslau weit verbreitete Sage berichtet: Das zehnjährige Söhnchen des Fürsten ist in einem unbewachten Augenblicke einem furchtbaren Schicksale verfallen. Die wütenden Jagdhunde seines Vaters fielen über das Kind her

und zerrissen es buchstäblich. Die trostlosen Eltern ließen die Überreste des Knaben an dem Orte des Unglücks beisetzen.

Die Sage ist jüngeren Ursprungs, denn sie ist in den Chroniken und Beschreibungen der Stadt bis 1840 (Roland) nicht zu finden.

114. Die Säule bei der Schweizerei.

Wer an der Schweizerei im Scheitniger Parke vorüberkommt, sieht jenseits des großen Rasenplatzes eine hoch aufragende gemauerte Säule, mit dem Bildnis eines behäbigen Mannes auf seiner Spitze. Die Figur stellt den König Friedrich Wilhelm II. dar, den Freund des Fürsten Hohenlohe, der ihm dieses Denkmal gesetzt hat. Es ist das einzige außer dem Berliner. Mancher Blick richtet sich neugierig in die Höhe, denn nur wenige wissen, was das Bildnis darstellt.

Daher hat sich im Volke die Sage gebildet, der Mann da oben sei der reiche Bankier Scheitnig, der den Park der Stadt geschenkt habe. Dafür habe ihm die Stadt aus Pflicht der Dankbarkeit dieses Denkmal aufgerichtet.

115. Man soll nicht um einen Toten weinen.

Die Tränenkrüge.

Es kann schon 40 bis 50 Jahre her sein, da starb in Groß-Nädli ein Knabe von 12 Jahren, das einzige Kind seiner Eltern. Die Mutter war untröstlich und weinte Tag und Nacht. Bald traten im Hause eigentümliche Erscheinungen ein. Die alte Köchin und das Dienstmädchen, die zusammen in einem Zimmer schliefen, hörten in der Nacht ein Geräusch, wie wenn jemand unter dem Bette Wasser schöpfe, und dabei ließ sich das unverständliche Murmeln einer Kinderstimme vernehmen. Ein weißer Strahl stieg mit leisem Zischen zur Decke empor und verschwand in halber Höhe. Ein alter Mann teilte der unglücklichen Mutter mit, Gustel (das verstorbene Kind) sei ihm erschienen und habe ihn

gebeten, er solle seiner Mutter sagen, sie solle nicht so viel um ihn weinen, er befinde sich an einem sehr schönen Orte, aber er könne sich nicht wie die anderen Kinder freuen, weil er immer im Sumpfe waten müsse. Verschiedene Leute wollten das Kind gesehen haben, wie es ganz naß über eine Wiese herübergekommen sei, um ihnen zu sagen, daß es keine Ruhe finden könne; denn die Mutter weine so sehr, sie solle doch das Weinen lassen.

Eines Tages kam eine Frau ins Schloß und forschte bei der Dienerschaft, ob die gnädige Frau noch so weine. Sie solle das nicht tun. Sie habe unter fünf Kindern nur ein einziges Mädchen gehabt, und gerade das sei ihr gestorben. Da sei sie untröstlich gewesen und habe Tag und Nacht geweint. Einst sei ihr im Traume ein langer Zug von Kindern erschienen, in lichten, glänzenden Kleidern, immer paarweise, und ihre Gesichter hätten gestrahlt vor seliger Freude. Und in einem großen Zwischenraume sei ihr eigenes Kind gekommen, mit großer Mühe an zwei schweren Krügen schleppend, und habe flehentlich die Mutter gebeten, sie solle doch aufhören zu weinen, es könne die Krüge schon gar nicht mehr fortbringen; denn darin seien alle die Tränen, die die Mutter weine. Es sei ja wunderschön dort, wo es jetzt sei, wenn es nur nicht so schrecklich zu schleppen hätte.

116. Gespenstischer Leichenzug.

Wer nachts um 12 Uhr auf dem Wege von Groß-Nädlig nach Meleschwiz wandert, kann auf eine seltsame Erscheinung treffen. Von Zindel her kommt quer über die Straße ein Leichenzug in feierlicher Stille und verschwindet bei den Oleschen im Walde. Wer das erlebt, dem sträuben sich die Haare.

* Auch bei Linz soll öfters ein Leichenzug gesehen worden sein, vornehmlich in der Advents- oder Fastenzeit, ein Zug, der sich durch seine riesige Länge auszeichnete. Vier feuer-speiende Rappen ohne Köpfe zogen den Sarg, und das lange Gefolge bestand aus schwarzen, kopflosen Gestalten.

117. Brand der Muttergottesleiche bei Ottwisch und Rettung des Muttergottesbildes.

An einem Sonntage des Jahres 1905 wurde die uralte Muttergottesleiche oder Bildeiche zwischen Neuhaus und Ottwisch, von deren Alter und Berühmtheit bereits zu Beginn des vorigen Jahrhunderts einige Breslauer Chronisten berichteten, durch Bubenhände in Brand gesetzt. Sie wurde von den katholischen Bewohnern von Neuhaus, Ottwisch, Treschen, Althofnash und anderer Ortschaften wegen des an ihm befindlichen Bildes der heiligen Gottesmutter allezeit mit Verehrung betrachtet. Ihr ungeheurer Stamm war ausgehöhlt und die Höhlung so groß, daß bequem eine kleine Familie darin hausen konnte. Hoch oben am Stamme hingen mehrere altertümliche fromme Bilder, darunter auch das erwähnte Muttergottesbild, dem Wunderkräfte zugeschrieben wurden. Eifrige Muttergottesverehrerinnen wanden im Frühling und im Sommer Kränze und ließen damit durch ihre Liebhaber oder durch ihre Männer die Bilder schmücken, wobei hohe Dachleitern benutzt wurden. Die abgenommenen alten Kränze legte man in die Höhlung. Nichtsnutzige Gesellen fanden oft ein Vergnügen daran, den Haufen des vertrockneten Blumenzeuges anzuzünden und vom nahen Waldgebüsch aus zuzusehen. Aber die Brände beeinträchtigten die unverwüßliche Lebenskraft des Baumes nicht, obwohl sein Stamm bis hoch hinauf angekohlt war. Im Frühjahr bekleidete er sich immer wieder mit frischem Grün, und es war darum kein Wunder, daß sich die Sage bildete, er sei unzerstörbar.

Bei dem letzten Brande dagegen gelang es den Flammen, morsch gewordene Holzteile zu erfassen und bis hinauf zum Wipfel zu klimmen. Die Bewohner von Ottwisch und Neuhaus eilten herbei, Spritze und Löschheimer wurden in Tätigkeit gesetzt, aber es war alles vergeblich, das gefräßige Feuer war nicht zu besiegen. Es galt nur noch, das heilige Bild zu retten. Ein Knecht vom Dominium Ottwisch kletterte auf einer



Das alte Wettreiten in Breslau.

schlanken, gebrechlichen Leiter hinauf, unten weinten, schrien und besetzten die Dörflerinnen. Sein Bart brannte, auf dem Rücken brannten die Kleider, die Leiter fing Feuer, er wich nicht zurück. Mit dem Rufe: „Mutter, deine Kinder retten dich!“ erreichte er das Bild, riß mit übermenschlicher Kraft den schweren Holzrahmen los und gelangte glücklich auf den Erdboden. Die Frauen meinten, die Muttergottes habe ihn durch ein Wunder gerettet. Vom Baume aber stürzte Ast auf Ast herab, bis ein Regen den Brand löschte.

118. Die drei Jungfern und der Jungfernsee bei Kottwitz.

Die Sage liegt in zwei Gestalten vor:

1. Südöstlich von Breslau, am linken Oberufer, liegt unweit des Dörfchens Kottwitz im Forste verborgen der Jungfernsee, der wegen seiner landschaftlichen Schönheit viel von den Breslauern besucht wird. In einer ganz fernen Zeit, so geht die Sage, als noch der weite Wald und die Wiesen ringsum dem Sandstift in Breslau gehörten, stand an dem Damme, der jetzt zur Oberförsterei führt, eine Kapelle, deren Glockenklänge oft zu frommem Gebete luden. Da waren nun auch drei schöne Jungfrauen, die nicht gern zur Kirche gingen, sondern Spiel und Tanz dem Worte Gottes vorzogen. Als nun an einem Sonntage die Glocken wieder zur Andacht riefen, schmückten und pukten sie sich, als ob sie zur Kirche gehen wollten; sie wanderten aber nur abseits in den Wald, und als sie einen freien Platz fanden, fingen sie an zu tanzen. Doch dem Frevel folgte die Strafe auf dem Fuße: ein Blißstrahl fuhr vom heiteren Himmel hernieder, die Waldwiese barst trachend auseinander, und der Abgrund verschlang die Jungfrauen. Wasserfluten drangen hervor und füllten die Tiefe zum Teiche. Noch heute steht gerade in der Mitte des Sees, dort, wo die Unseligen hinabgefahren sind, ein großes Schilfbüschel. Wem es gelingt, es mit der Wurzel herauszureißen, der wird die armen Seelen aus der Hölle erlösen.

2. Im Wald soll einst ein alter, grimmiger Mann gelebt haben, der drei wunderschöne Töchter hatte. Den lebenslustigen Mädchen behagte es wenig in der Einsamkeit; sie lockte das Dorf mit seinen frischen Burschen, und nur allzu gern und oft erschienen sie dort abends beim lustigen Tanze. Aber der mürrische Alte wollte diesen Verkehr nicht leiden und untersagte ihnen das Vergnügen mit schwerer Drohung. Als sie nun sein Verbot immer wieder übertraten, übermannte ihn der Zorn, so daß er alle drei, als sie wieder einmal spät in der Nacht nach Hause kamen, mit einem breiten, scharfen Messer niederstieß. Da öffnete sich plötzlich unter ihrem roten Blute die Erde, dunkle Wassermassen drangen hervor und breiteten sich zum weiten See aus. Den Alten und seine Töchter hat niemand mehr gesehen. Nur im Dämmer des Abends soll es am See nicht geheuer sein, und der späte Wanderer tut gut, ein Stößgebet zu sprechen und seinen Schritt zu beschleunigen.

119. Die Heiligenbilder im Turm zu Eckersdorf bei Breslau.

Etwa $1\frac{1}{4}$ Meilen südlich von Breslau liegt das kleine Dorf Eckersdorf, dort steht esenumrankt ein alter Turm, der bis 1411 urkundlich nachweisbar ist, von einem Wassergraben rings umschlossen. Dieser Turm gehörte seit Ende des 14. Jahrhunderts dem Breslauer Domkapitel. In seinem Erdgeschoß befindet sich ein kapellenartiger Raum, der wohl zu gottesdienstlichen Zwecken gedient hat.

Von diesem Turme erzählen sich die Eckersdorfer Wunderdinge. Als man in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts alte Heiligenbilder heraus schaffte und den „unnützen Kram“ in den Wassergraben warf, hat das Wasser zu freischen angefangen, wie wenn es kochte, und sich nicht eher beruhigt, als bis man die Bilder wieder herausgefischt und an ihre alte Stelle im Turme zurückgebracht hat. Das Volk wurde über dies Wunder sehr aufgeregt und meinte, das

komme daher, weil der Sohn des Besitzers Stachelrot, der die Bilder hatte ins Wasser werfen lassen, nichts glaube. Er war nämlich Doktor, und die glauben ja nichts.

Dieses Kochen soll sich wiederholt haben, als man eine Tonfigur, die einen alten Ritter darstellt, ins Wasser warf. Die Leute hätten die Figur kaum heben können, so schwer sei sie gewesen. Sie wollte also offenbar von ihrem Plaze nicht fort.

* Die Sage beruht auf dem Glauben an ein geheimnisvolles Leben der Bilder. Am deutlichsten spricht sich dieser Glaube in der Sage vom laufenden Nikolausbilde zu Greifswald aus. Ein Dieb wollte den Gotteskasten in der dortigen Kirche berauben, scheute sich aber vor dem St. Nikolausbilde, das über dem Kasten hing. Da forderte er den St. Nikolaus zu einem Wettlaufe auf; wer gewinne, dem solle das Geld gehören. Und siehe! St. Nikolaus stieg herab, lief und gewann die Wette.

120. Der Schleuderstein des Teufels bei Wirrwitz.

Dem Teufel ist von jeher der Bau christlicher Kirchen zuwider gewesen, und er hat sie zu vernichten gesucht. Auch in Breslau war eine Kirche — es muß wohl eine der ersten gewesen sein, etwa die Magdalenenkirche oder der Dom, aber man weiß es nicht —, die dem Teufel ein Dorn im Auge war. Er stand auf dem Gipfel des Zobten, da pakte ihn die Wut, er riß einen gewaltigen Felsbock los und wollte die Kirche mit einem Wurf zertrümmern. Aber der Wurf hatte nicht genug Kraft. In Wirrwitz fiel die Steinmasse zu Boden. Dort hat sie gelegen bis in die 70er Jahre des 19. Jahrhunderts, und zwar in dem Erlengebüsche, das hinter dem alten Erbscholtiseigarten liegt und jetzt den Anfang des herrschaftlichen Wildparks bildet.

121. Das Bild des bösen Grafen im Schlosse zu Deutsch-Lissa.

Im Schlosse zu Deutsch-Lissa hing ein großes Bild von dem Grafen (Firnau), vor dem hatten die Leute Angst. Der Graf saß da auf einem Pferde und hatte eine Peitsche in der Hand. Mit der knallte er manchmal so, daß man es im ganzen Hause hörte. Und dann sah er alle, die in den Saal kamen, auch immer mit seinen bösen Augen an. Wenn jemand das Bild anrührte, gab es einen fürchterlichen Lärm. Das war so, daß die Kinder davon träumen mußten. Als der Graf Lottum das Schloß gekauft hatte, war es auch noch so. Und als es immer keine Ruhe gab, befahl er, daß das Bild weggenommen würde. Da kamen Leute und stellten ein Gerüst auf. Aber wie sie eben hinaufstiegen und das Bild abnehmen wollten, stürzte es mit einem furchtbaren Krach von selbst herunter. Es wurde dann aus dem Schlosse fortgebracht, und da gab es dann Ruhe. Dort, wo das Bild gehangen hatte, wurde dann später ein großer Wandspiegel angebracht.

122. Die Mordtat des letzten Grafen Firnau zu Deutsch-Lissa.

Früher gehörte das Schloß zu Deutsch-Lissa den Grafen Firnau. Der letzte von ihnen war ein sehr böser und gewaltthätiger Mensch. Einmal hatte er einen Streit mit einem seiner Leute. Den hat er erstochen und durch das offene Fenster hinausgeworfen. (Als das Unglücksfenster wurde mit Bestimmtheit ein Fenster des zweiten Stockwerks links über dem Schloßthore bezeichnet.) In dem Zimmer, dort, wo das Blut an die Wand gespritzt ist, war ein großer, roter Fleck geworden. Der Graf ließ ihn wegmachen, aber er kam immer wieder.

123. Vorgänge nach dem Tode des Grafen Firnau zu Deutsch-Lissa.

Als der Graf Firnau gestorben war, haben sich die Leute sehr gefreut. Sie liefen alle mit auf den Kirchhof hinaus, um zu sehen, wie er unter die Erde kam. Aber als sie ins Schloß zurückkamen, sahen sie den Grafen oben in seinem Zimmer zum Fenster hinausschauen. Er rief sie an: „Nu, Leute, wo kommt Ihr denn alle her?“ Da bekamen sie Angst und wollten nicht in das Schloß hineingehen. Aber schließlich mußten sie es doch tun, und da war der Graf wirklich und blieb auch da. Er war ganz lebendig (wie ein Lebender) und schimpfte und wetterte wie immer. Einmal verschwand er, und da hat ihn keiner mehr gesehen. Da war er auf dem Quarkberge, und eine Magd mußte ihm alle Tage Essen bringen. Sie mußte aber ganz pünktlich um 12 Uhr da sein und das Essen hinstellen und durfte sich nicht umsehen. Wenn sie dann den Topf holte, da lag auf der Stürze immer ein Geldstück. Einmal hat sie sich aber verspätet. Es schlug schon zwölf, und sie war noch nicht ganz da. Da sah sie, wie es immer so im Gebüsch rauschte. Da lief sie ganz schnell; aber wie sie hinkam, kriegte sie eine furchtbare Ohrfeige und fiel um. Als sie wieder aufwachte, lief sie weg und mochte nie wieder hingehen. Sie starb dann auch bald, und andere wollten auch kein Essen nach dem Quarkberg tragen, und da hat sich dann auch nichts mehr von dem Grafen spüren lassen.

* An diese Sage, die in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts bei den alten Leuten in Deutsch-Lissa noch lebendig war, fand sich — wie Boehlich feststellt — in der neueren Zeit nur noch in Wilren eine spärliche Erinnerung (die Gemarkungen von Lissa und Wilren grenzen aneinander). Als nämlich während des Krieges Truppen auf den Dörfern verteilt lagen, ritt ein Leutnant von K. im Laufe eines Vormittags ausgestellte Posten ab. Er verfehlte zwischen Lissa und Wilren den Weg und äußerte sich über

seinen Irrtum gegenüber seinem Quartiergeber, einem bejahrten Bauern. Dieser entgegnete, er wisse sehr wohl, wo sich der Leutnant verritten habe; das sei am Quarckberge gewesen. Dort sei es unheimlich, und die Leute verirrten sich da gerade in der Mittagsstunde sehr oft, wenn sie in der Gegend auch noch so gut Bescheid wüßten. Daran sei der alte Lissaer Graf schuld, der dort begraben liege.

Die Sage knüpft offensichtlich an die eigenartigen Umstände an, unter denen Horatius von Forno beerdigt wurde. Der Kammerpräsident verstarb in Breslau (1654) in seinem Hause auf dem Ringe und wurde in St. Marien auf dem Sande beigesetzt, aber unter aufregenden und zu allerhand Weiterungen führenden Umständen. Der Rat der Stadt Breslau legte der feierlichen Beisetzung Fornos Schwierigkeiten in den Weg, dergestalt, daß er „ohne gesang vnd Christlichen Ceremonien, vnd bey Nächtlicher Weile in die Kirche geschleppt vnd allda begraben werden müssen.“

124. Die Schlacht auf dem Kirchhofe zu Deutsch-Lissa.

Auf dem Kirchhofe zu Deutsch-Lissa ist es nicht geheuer. An der einen Stelle, dicht an der Mauer, wo die Erbbegräbnisse sind, hat es schon oft Leute verjagt, da rührt es sich immer in der Erde, auch am Tage. Manchmal in der Nacht hat man „welche“ dort aufstehen sehen. Es war dort einmal eine große Schlacht. Da sind „sie“ auf den Kirchhof geflüchtet und alle umgebracht worden. Sie sind auch nicht begraben worden, denn es war wohl niemand mehr dazu da. Aber sie sind dann „versunken“. Und nun können sie keine Ruhe haben. Manche sagen, sie werden noch einmal wiederkommen, und dann werden sie sich rächen.

* Boehlich setzt die Sage in Beziehung zu einer Untat, die Lucae in Schlesiens curiösen Denkwürdigkeiten 1689, S. 1738, berichtet: „Sonderlich verübten die Römisch-Catholischen eine Meile von Breslau / auff des Cammer-Praesidenten / Freyherrn von Forno seinem Gut ein erbärm-

liches Procedere. Auff die 50 Bauren dieses Orts erhielten Kundschaft / daß man sie mit Gewalt überfallen vnd zum Römisch-Catholischen Glauben zwingen wolte / vnd retirirten sich mit Weib vnd Kind auff den Kirchhoff: als nun die Bekehrer heran marschirten / vnd die Bauren auff ihre harte Ermahnung sich nicht bald accomodirten / gaben jene eine starke Salve / erlegten acht Bauren / beschädigten die übrigen fast alle / von denen viel an ihren Wunden starben / auch viel Weiber mit ihren Kindern ins Wasser springende ersoffen."

125. Die unheimliche Stelle in der Weistritz bei Deutsch-Lissa.

In der Weistritz bei Deutsch-Lissa ist eine gefährliche Stelle; dort sind schon oft Leute, die gebadet haben, ertrunken. Das Wasser macht dort immer Wirbel und ist auch ganz dunkel. Manchmal war dort ein schwarzer Vogel. Der schwamm immer herum und schrie. Das war aber kein gewöhnlicher Vogel. Nämlich früher einmal lebte im Dorfe ein sehr schönes Mädchen, es hieß wohl Else. Der stellte der junge Herr vom Schlosse nach. Das war damals, als dort noch die Grafen wohnten. Einmal wollte er sie packen. Da lief sie weg und immer weiter, als er ihr nachkam. Beinahe hatte er sie schon erreicht, und sie konnte nicht weiter, weil sie durch den Wald schon an die Weistritz gekommen war. Erst blieb sie stehen, aber wie er sie greifen wollte, sprang sie in das Wasser. Da ging sie unter und ertrank, und dann war der Vogel da.

126. Die Schazentdeckung des Junkers Heinrich Wenzel.

Ein schlessischer Abenteurer, Heinrich Wenzel mit Namen, dessen Vater Rittmeister gewesen war, hatte mit leichtfertigen Edelleuten das vom Vater ererbte Vermögen so ziemlich durchgebracht. Das väterliche Gut, in der Gegend

von Breslau gelegen, war mit seinen Baulichkeiten in so schlechtem Zustande, daß er unbedingt bauen mußte, sollte ihm das Haus nicht über dem Kopfe zusammenbrechen. Aber woher Geld nehmen? Mit diesem Kummer hatte er sich eines Abends gegen Mitternacht aufs Bett geworfen, die Nachtlampe brannte auf dem Tische, alte Brieffschaften und Rechnungen lagen daneben. Da überfiel ihn eine Angst, wie wenn ihn der Alp drückte. Er stand auf, verriegelte die Thür und legte sich wieder nieder. Endlich schlief er ein. Da träumte ihm, nach dreimaligem Anklopfen käme sein verstorbener Vater herein, setze sich zur Lampe, durchschaue die Rechnungen, nehme sie in die linke Hand, das Licht in die rechte, trete an das Bett des Sohnes und rufe dreimal kläglich: „Weh, Weh, Weh!“ Dann verschwand er, und der Junker erwachte. Er erzählte den Traum der Verwalterin, als sie ihm das Frühstück brachte. Sein Beichtvater, ein Hofprediger, traf zum Morgengruß ein. Auch dem teilte er die Sache mit und bekam von ihm eine gehörige Schärfung des Gewissens zu hören. Der Eindruck war kein tiefer, denn damit konnte das Gut nicht aufgebaut werden. Er beratschlagte darüber mit seinem Verwalter, und einige Tage vergingen. Inzwischen ließ der Verwalter zu einem neuen Stalle den Grund ausheben und fand in einer Ecke, da, wo an der Wand ein W eingekraßt war, etliche ineinandergesetzte Töpfe, in deren Innerstem Gold verborgen lag. Der Verwalter überlegte, ob er den Schatz für sich behalten solle oder ihn dem Junker offenbaren solle, als dieser unvermutet dazu kam. Dessen Freude war groß, und er kam auf den Gedanken, W sei der Schlüssel, wo seine väterlichen Schätze verborgen lägen. Man durchkroch alle Winkel, ob irgendwo ein W zu entdecken sei. Im Garten, an der Planke hinter der Scheune, fand man in der That in einer hohlen Grenzeiche, die neben einem Rußbaum stand, verschiedene Kostbarkeiten verborgen, die durch ein W angemerkt waren. Die beiden einzigen Zeugen, der Junker und sein Verwalter, beschlossen, um allen Verdacht abzulenken, den großen Aufbau zu unterlassen, das alte Hauswesen notdürftig einzurichten und Geld

und Geldeswert sicher zu verschließen, bis anderwärts ein größeres Gut gekauft werden könnte. Der Verwalter erhielt seinen Anteil als Schweigegeld. Der Herr verkaufte ihm endlich das Gut und kaufte sich in einem anderen Fürstentum an. Der Verwalter mag sicher noch manches gefunden haben, denn er beherbergte den schwarzen Georg, einen Zigeuner von der polnischen Grenze, oftmals bei sich und brachte das schlechte Vorwerk in so ausgezeichneten Stand, daß es dem besten Rittersitz gleichkam.

Literarische Nachweise und Anmerkungen

1. Gründung Breslaus. Nic. Pol, Jahrbücher, I, S. 3. Daniel Gomolcty, Merkwürdigkeiten, 1. Teil (1733), S. 1 f. Goedsche, 1839/40, S. 22. (Übersicht über diese Zeit bei Schmude, Breslau, S. 65.)

2. Eichelberg und Rathaus. Daniel Gomolcty, Merkwürdigkeiten, 1. Teil (1733), S. 1 u. 208. Menzel, Chronik, 1805, S. 19. H. Goedsche, 1839/40, S. 22.

3. Altes Rathaus mit Mönch und Nonne. Menzel, Chronik von Breslau, 1805, S. 136. Roland, Typographie, 1839/40, S. 88.

Sage. Büsching, Volksagen, 1820, S. 54. H. Goedsche, 1839/40, S. 32. Gräffe, II., 1871, S. 182. Grabinski, 1886, S. 8. Dichterisch behandelt von Scharnweber, Schles. Balladen 1898 u. Kirchner, S. 23.

4. Untergang Breslaus. Kühnau, Schles. Sagen, III., 1913, S. 507. Bernaleken, Mythen und Bräuche, 1859, S. 111.

5. Agidikirche und Martinikirchlein. Erdmann, Beschreibung der Kathedralkirche ad St. Joannem, 1850, S. 139 u. 140.

6. Weiße Rose im Dom. Über die allgemeine Sage Gomolcty, Merkwürdigkeiten, 1734, S. 57. Über Bischof Laurentius Eurens, Gentis Silesiae Annales, 1571, S. 65. Nic. Pol, Hemerologium, 1612, S. 259.

Weiße Rose des Bischofs Laurentius. Von Vespetinus. Selt, Sagen aus Breslaus Vorzeit, 1833, S. 18 f. zusammengefaßt. Kurz angedeutet von Gräffe, I., 1871, S. 170. Einige Abänderungen, die der Phantasie der Dichter entstammen, in dem Gedicht von Julie von Großmann bei Kern, 1867, S. 280, und Kirchner, 1922, S. 35. Andere Bearbeiter, die den Stoff meist nur wenig verändern, zusammengestellt von Kirchner a. a. O., Anm. S. V. Gedicht (ohne Verfasseramen) bei Grabinski, 1886, S. 2.

Rosen des Bischofs Strachwitz. Aus Rob. Stettens Handschriften-Sammlung bei Kern, 1867, S. 318. Nach dem dortigen Gedicht. Ein altes Bild befindet sich in der Klosterkirche zu Leubus, das sich auf die vorstehende Sage bezieht. Enderwisch, 1921, S. 37.

7. Weiße Rose des jungen Priesters. Nach dem Gedicht von E. Duller bei Kern, 1867, S. 285. Kirchner, 1922, S. 41. Dazu Anm. VI über andere Bearbeitungen desselben Stoffes.

8. Domglocke zu Breslau. Gomolcty, Merkwürdigkeiten, 1734, S. 5. G. schreibt die lateinischen Verse ganz fehlerhaft ab. Sie lauten richtig (Breslauer Erzähler, 1801, S. 319, und Büsching, Volksagen, 1820, S. 394) so:

Mors venit et nescis aderit ubi quomodo quando.
 Saepe deus signis hanc properare docet,
 Quippe ut dissolvi debeat Canonicus illic,
 Pulsus agit templum, murmura dira strepunt.
 Credite his verbis, monitor attente tuorum
 Martyr Vincenti, numen inesse tuum.
 Sed quoniam colitur venerabilis hic tua cervix,
 In mortis luctu, poscimus, affer opem. (Rechts.)
 Res est praedigna, quam signa mente benigna:
 Cunctis Praelatis et Canonicis sodalitatis
 Stallo sit pulsus, cum quis vadat moriturus.
 Martyr Vincenti, facis hunc clangore recenti,
 Quos cum Baptista parce salute pia. (Links.)

G. fügt hinzu, es scheint, daß die Prodigia sich jedesmal am Tage Vincentii (22. Januar) ereignet hätten. Die Reliquien des heiligen Vincenz brachte Peter Wlast von dem Hoflager des Hohenstaufen Konrad, wo er Weihnachten 1144 weilte, für das von ihm gegründete Vincenzkloster auf dem Elbing mit. St. Johannes Baptista ist der Schutzheilige des Domes.

Sargträger und Domglocke. Nach E. W. Peschel, Volksagen und Märchen aus Schlessen, 1830, S. 121–140. Peschels langatmige Ausführungen liegen einem Gedicht von Johannes Kern zugrunde, das in Kern, Lieder und Sagen, 1847, S. 165, und wiederholt in Kern, 1867, S. 272, mitgeteilt ist.

9. Steinerne Kopf am südlichen Domturm. Erste Form bei Selt, Sagen aus Breslau Vorzeit, 1833, S. 57, in breiter, novellistischer Ausführung. Geschichter bei Ziehnert, Preussens Volksagen, I., 1839, S. 18. Darauf fußend in dem Aufsatze „Städtewahrzeichen“ in der Illustrierten Zeitung, Bd. 30, 1858, S. 226. Gräffe, II., 1871, S. 165. Enderwisch, II., 1922, S. 30. In gewandter metrischer Darstellung Kirchner, Breslauer Balladen, 1922, S. 44, unter dem Titel „Karl Tausen“. Über die unwesentlichen Veränderungen des Stoffes, darunter auch der Namen, die willkürlich erfunden sind, Kirchner, Anm. VI.

Zweite Form H. Goedsche, 1840, und nach ihm Gräffe, II., 1871, S. 167. Grabinski, 1866, S. 7. Die drei verheerenden Brände des Doms 1540, 1633 und 1759, die auch die Türme in Mitleidenchaft zogen, mögen in Verbindung mit dem rätselhaften Steinkopf zur Entstehung der Sage beigetragen haben, erst in einfachster Form, wie sie im Volke lebendig geblieben ist, dann zur Zeit der Romantik durch Hinzudichtung besonderer Namen und Umstände, wie sie in der Sage von Karl Tausen vorliegen.

10. Bau der Kreuzkirche. Die älteste Nachricht enthält Barthel Stein, Beschreibung von Schlessen, 1513 (ed. Markgraf, S. 35). Er sagt: Während der Legung der Grundmauern fand man unter der Erde ein aus einer Wurzel gewachsenes wunderbares Kreuz,

das den gekreuzigten Christus mit lang herabhängendem Bart- und Kopfhaar und daneben gewachsen die Bilder der Maria und des Johannes zeigte. Das gab den Anlaß, die Doppeltkirche zu errichten. Zimmermann, Beschreibung von Schlessen, 1794, XI., S. 95 u. 96. H. Goedsche, 1839/40, S. 26. Gräffe, II., 1871, S. 182 (der sich auf Phil. Jac. Sachs a Loewenheim in der Ephem. natural. Curios. Dec. I. Ann. I. Observ. 116 p. 169 beruft, was mir nicht zugänglich war). Auch in dem Aufß. „Städtewahrzeichen“ in der Illustrierten Zeitung, Bd. 30, 1858, I., S. 242. Enderwih, 1921, S. 40.

Wenn nach Friedr. Wilh. Erdmann (Beschreibg. der Kathedraalkirche, 1850) außer der Wurzel und einem vertrockneten Leichnam (S. 166 und 155) auch zwei bleierne Kästchen mit Reliquien (S. 167) beim Graben des Grundes gefunden worden sind, so ist vielleicht Professor Welzels Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß hier der zweite Dom, der des Bischofs Walther, erbaut um 1158, hier gestanden und die romanischen Bauteile der Sakristei noch überbleibsel seien. Prof. Dr. Welzel, Der Dom des Bischofs Walther, Sonntagsbeilage der „Schles. Volksztg.“ v. 13. Februar 1921.

Zimmermann abgeürzt. Der Breslauische Erzähler, 1805, S. 582 f. Dieselbe Sache wird von der Peterskirche in Görlik erzählt.

11. Dohle an Kreuzkirche. Gomolck, Merkwürdigkeiten, 1734, S. 87. Er hält diese Geschichte für falsch und meint, sie habe sich vielmehr zu Pittschen in der großen Kirche zugetragen, laut eines Manuskriptes, allwo ein Junge auf dem Kirchengewölbe Dohlen ausnimmt und durch ein Loch im Gewölbe fällt, aber ein untenstehender Kalkstößer habe ihn im Fallen aufgefangen, und er sei unbeschädigt auf die Füße gekommen.

Übrigens deutet er den Vogel an der Kreuzkirche als den polnischen Adler. Seitdem ist er der polnische Adler geblieben in vielen Nacherzählungen, so im Breslauischen Erzähler, 1801, S. 317; Krebs, Wanderungen durch Breslau, 1836, S. 343; Geyer, Geschichte und Sagen, o. J., S. 118; Breslauer Generalanzeiger v. 15. Januar 1911 (Fallmantelabsturz), wo aber ein Adlernest (nicht Dohlenest) von den Ministranten ausgeraubt wird.

Ohne diese Erklärung erzählen die Sage: H. Goedsche, 1839/40, S. 27; Gräffe, II., 1871, S. 174; Heide Erner, Schles. Sagen, S. 13; Enderwih, 1922, S. 34; Kirchner, 1922, S. 56.

Die Deutung, daß das Steinbild der polnische Adler sei, beruht wohl darauf, daß man den Adler im Siebel (der allerdings schwarz, nicht weiß ist, wie es der polnische Adler doch sein soll) genommen hat für die Dohle, die auf dem Simse sitzt. Darauf weist der Aufß. „Städtewahrzeichen“ in der Illust. Zeitung, Bd. 30, 1858, I., S. 242, hin.

12. Sandkirche. H. Goedsche, 1839/40, S. 23. Gräffe, II., 1871, S. 181. Enderwih, 1921, S. 39.

13. Turmwächter von St. Elisabeth. Roland, Topographie, 1839/40, S. 200.

14. Übergaskirchlein an Elisabethkirche. Roland, Topographie, 1839/40, S. 258.

15. Gräber von St. Elisabeth. Schmude, Breslau 1921, S. 81.

16. Elisabethkirche evangelisch. Roland, Topographie, 1839/40, S. 203. Breslauischer Erzähler, 1805, S. 583.

Daß die Sage in der mitgeteilten Form sinnlos ist, sagt Roland selbst. Ich möchte aber hinzufügen, daß bei Volksäußerungen begriffliche Unklarheiten unterlaufen. Dann fährt Roland fort: So viel steht fest, daß der Pfarrer zu St. Elisabeth, Gregorius Quicker, und Erhard Scultetus trotz der heftigen Protestation des Domkapitels dem Magistrat die Kirche wirklich und freiwillig abgetreten haben. Vielleicht war die Stelle durch Übertritt der Gemeinde so schlecht geworden, daß der Pfarrer sich nicht mehr halten konnte. Vielleicht hat auch der Magistrat mit einem Geschenke an beide nachgeholfen.

Messe zu St. Elisabeth. Breslauischer Erzähler, 1805, S. 584. Die Sage beruht darauf, daß nach Übergabe der Kirche an die Lutheraner die gestifteten Messen nunmehr in der Domkirche gelesen wurden, daß aber jeder Geistliche von der Altaristen-Kommunität, wenn er sein Amt antrat, bei seinem Altar in der Elisabeth- oder Magdalenenkirche installiert wurde. Die Installation geschah bei geschlossenen Türen, der Altar wurde mit einem Tuche bedeckt, und der Altarist verrichtete bei angezündeten Kerzen einige Gebete. (Klose, Beschreibung der Stadt Breslau, 1794, S. 193.)

17. Absturz des Elisabethturmes. Menzel, Chronik, 1805/06, S. 467. Krebs, Wanderungen durch Breslau, 1836, S. 93 f. Roland, Topographie, 1839/40, S. 200. Aufsatz „Städterwahrzeichen“ in Illustrierten Zeitung, Bd. 30, 1858, I., S. 274.

18. Magdalenen-türme. Breslauischer Erzähler, 1807, S. 46. Wochenschrift „Der Hausfreund“, 1832, S. 333.

19. Glockenguß zu Breslau. Wir haben eine ausgezeichnete Untersuchung über die Sage vom Glockenguß zu Breslau von Mar Hippe, Zwei Breslauer Sagen, im VI. Bande, 1904, der Mitt., Heft 11, S. 90 f. Es genügt dem, der sich eingehender mit der Entwicklung der örtlichen Sage und mit den auswärtigen Formen desselben Sagenmotivs befassen will, auf diese Abhandlung zu verweisen. Hier nur folgende literarische Angaben.

Die älteste Form der Breslauer Sage enthält der „Ungarische oder Dacianische Simplicissimus“, S. 43; 1683 in Ungarn gedruckt, der auf mündliche Überlieferung zurückgeht, wie sie im 17. Jahrhundert in Breslau umging. Aus ihm schöpfen die Gebrüder Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 126, 1816. Von hier entnahm Wilhelm Müller den Stoff zu seiner Ballade. Eine Erweiterung des Stoffes nimmt Julius Krebs vor, Wanderungen durch Breslau, 1836, S. 202. Er

führt das Liebesverhältnis zwischen dem Lehrling, Ludwig, und der Tochter des Glockengießers, Anna, ein und schafft eine kleine Novelle. Diese Form ist weitergeleitet in der Illustrierten Zeitung, 30. Bd., 1858, I., S. 194, und Gräffe, I., 1871, S. 163. Wiederum weitergestaltet findet sich die Sage bei H. Goedsche, 1839/40, S. 33. Hier ist die Sage mit der früheren vom steinernen Kopfe am Domturme verschmolzen (s. Nr. 9), was jedenfalls auf vollstümliche Erzählung zurückgeht.

Auch Kirchner, 1922, S. 60, hat den Stoff aufs neue dichterisch bearbeitet unter der Überschrift „Michael Wilden“. Er hätte es nicht tun sollen.

20. Schweidniger Pförtchen. Gomolcty, Merkwürdigkeiten, I., 1733, S. 209. Fülleborn im Breslauischen Erzähler, 1800, S. 503 f. Menzel, Chronik, 1805, S. 53. H. Goedsche, 1839/40, S. 36 u. 37.

21. Gertrudiskapelle. Menzel, Chronik, 1805/06, S. 506.

22. Ezeslaus' Feuerwunder. Das Wunder von den Feuererscheinungen bei der Belagerung der Tataren wird zuerst von Dlugosz († 1480) erwähnt. Hist. Polon., V II, S. 676. Er scheint es nicht erfunden zu haben, obwohl es ihm zuzutrauen wäre, sondern er mag sich auf eine schon vorhandene Volksmeinung stützen, die wohl ihren Ursprung im Dominikanerkloster zu Breslau hatte. Nach Dlugosz, der von einer *columna ignea, quae coelo divinitus super caput eius descendit et universum territorium atque locum civitatis Vratislaviensis stupendo atque inenarrabili fulgore illustravit*, erzählt, berichten den Vorfall mit mancherlei Abweichungen: Michovius, † 1523, in Ann. Polon., III c. 39, Eromerus, De orig. et reb. gest. Polon. 1558, VIII ad a. 1241, Eurus, Gent. Siles. Ann., 1571, S. 69, Bzovius Tutel. Siles. 1608, S. 19–21, Nic., Pol. Jahrbücher, I., S. 57, u. Hemerolog. 1612 ad. d. 1. April, Henelius Ann. Siles., 1633, S. 249, Naso Phoenix, 1667, S. 105, Sinapius Curios., I., 1720, S. 579, Klose, Dokum. Geschichte, 1781 II., S. 452, Zimmermann, Beschr. Schles., 1794, XI., S. 149 u. a.

Die Annal. Monaster. (St. Adalbert) sprechen nach Bzovius von einem *globus igneus*, einer Feuerkugel, die über dem Haupte des Ezeslaus erschienen sei. Manche Schriftsteller deuten das Wunder in auffallende Gewittererscheinungen um. Solignac, Allgem. Gesch. v. Polen, VII., S. 263, spricht von *coeli ardores*, oder nach Meinung des Pöbels als in der Luft schlagenden Heeren.

Von der Verbrennung Breslaus berichtet der gleichzeitige Boguphal, † 1253, im Chron. Polon., II., S. 41, überhaupt nichts, Roger im Carmen miserabile bei Endlicher Mon. Arpad., I., 267, daß die Stadt durch die Mongolen in Brand gesteckt worden sei. Erst über 100 Jahre später wird in den Annal. Siles. (nach 1457), der auch

Diugoss folgte, gesagt, daß die Bürger von Breslau selber die Stadt ansteckten.

Von Neuereu wird die Begebenheit erzählt im Breslauischen Erzähler, 1802, S. 284, nach Polius' Hemerologium. Dann von H. Goedsche, 1839/40, S. 28, und nach ihm Grässe, II., 1871, S. 183. Andere s. bei Kirchner, 1922, Anm. IX., X. In Gedichtform behandelt von dems. Kirchner S. 75. Weniger gelungen im Hedwigsblatt, 1860, abgedr. bei Knoblich, Leben d. hl. Hedwig, 1860, S. 219.

Es befindet sich im Martinikirchlein eine Abbildung, die eine ähnliche Begebenheit aus dem Leben des heiligen Martinus darstellt. H. Goedsche bezieht das Bild auf das Ceslaus-Wunder, und andere wiederholen seine Ansicht. Das tut auch D. Wolff, Geschichte der Mongolen, 1872, S. 170. Recht hat vielleicht Carl Blasel, Der selige Ceslaus, 1909, S. 12, daß diese Darstellung überhaupt den Anlaß für die Ceslaus-Sage gegeben hat.

23. Ezeslaus' Mantelwunder. H. Goedsche, 1839/40, S. 30, und nach ihm Grässe, II., 1871, S. 182.

Zugrunde liegt die Erzählung des Abraham Byovius, Tutelarior Silesiae seu de vita rebusque B. Ceslai comm., 1608, S. 16, dem die Klosteraufzeichnungen von St. Adalbert vorlagen.

Die Sage setzt den heutigen Oberlauf voraus, sie kann also erst entstanden sein, als durch den Durchstich von 1555 das Dorf Scheitnig vom linken auf das rechte Ufer verlegt wurde.

Wie sehr die Sage in Dominikanerkreisen ihren Ursprung hat, erseht man daraus, daß ein gleiches Mantelwunder vom hl. Hyazinth, dem leiblichen Bruder des seligen Ezeslaus, ebenfalls Dominikaner, erzählt wird. Als er bei Wiscogrod an einen stark angeschwollenen Nebenfluß der Weichsel kam, fand er kein Fahrzeug. Er ermutigte und segnete seine Begleiter, zog seinen Mantel ab und breitete ihn auf das Wasser. So kamen alle wohlbehalten, wie auf einer Brücke, hinüber. Knoblich, Lebensgeschichte der hl. Hedwig, 1860, S. 222.

Über die Weiterleitung und kleinen Verschiedenheiten der Sage bei den neueren Schriftstellern s. Kirchner, 1922, Anm. X., dazu desselben Ballade „Das Stromwunder“, S. 78.

24. Nikolaus als Retter. Nic. Pol. Jahrbücher, II., S. 180, der hinzusetzt, daß sie endlich doch noch ersäuft worden sein soll. Breslauischer Erzähler, 1803, S. 49, u. 1804, S. 604. Roland, Topographie, 1839/40, S. 192, mit dem Zusatz: Nach anderen soll ihr das Leben geschenkt worden sein, und ihr roter Rock soll Wunder gewirkt haben.

Der Vorfall wird immer wieder von den Schriftstellern erzählt, indem einer den andern nachschreibt.

Der hl. Nikolaus galt von jeher als der Retter aus Wassersnot. Seine Legende hat grundlegend untersucht Prof. D. Anrich, Strassburg, 1919 (Teubner).

25. Tempelgründungen. Zimmermann, Beschreibung von Schlessen, 1794, XI., S. 219 (Barbarakirche). Roland, Topographie, 1839/40, S. 188 (Corpus-Christi).

26. Kelch auf der Bernhardinkirche. Menzel, Chronik, 1805/06, S. 542.

27. Austreibung aus St. Bernhardin. Sibiger, Das in Schlessen gewaltthätig eingerissene Lutherthum, 1. Teil, 1722, S. 55. J. setzt hinzu, er wolle es auf sich beruhen lassen, ob es sich wirklich so zugetragen, und es nicht für eine evangelische Wahrheit ausgeben. Menzel, Chronik von Breslau, 1805/06, S. 547. Krebs, Wanderungen, 1836, S. 185.

28. Elftausend Jungfrauen. Breslauischer Erzähler, 1805, S. 582.

29. Stadtmauer. Chronik. Princip. Polon., 1390, S. 48.

Erniedrigung. Zuerst bei Dlugosz, VII., S. 888. Über diese Sage und ihre literarische Weiterverbreitung, Klose, Dokumentierte Geschichte, 1781, I., S. 588 f.

30. Odetor. Gomolck, Merkwürdigkeiten, 1734, S. 2. Zimmermann, Beschreibung von Schlessen, 1794, XI., S. 21. Breslauischer Erzähler, 1800, S. 517.

Menzel, Chronik von Breslau, 1805, S. 51. Menzel hält dafür, daß die Steine wo anders her, etwa von einem Kirchhofe, genommen sind. Daher das V. D. = vita decessit.

31. Strafbauten. Gomolck, Merkwürdigkeiten, 1734, S. 3. Von den fünf Sinnen sagt Menzel, Chronik, 1805/06, S. 46, daß zu seiner Zeit nichts mehr von ihnen vorhanden war, auch das Hanfgäßel kann er nicht bestimmen. Es habe aber ein Haus an der Käseklumst (etwa an der Stelle des Dominikanerplatzes, an dem die Ohle quer vorüberfloß) Hanfstängel geheissen, die Merkwürdigkeit müßte also dort zu suchen sein.

Ein Strafbau ist auch der Buttermilchsturm auf dem Marienburger Schlosse. Ihn mußten die Bauern zur Strafe bauen, weil sie den Kalk, statt mit Wasser, mit Buttermilch eingemacht hatten. Verdenmeyer, Curieuse Antiquarius, S. 165.

32. Burgfeld. Gomolck, Merkwürdigkeiten, 1734, S. 30.

33. Tatarenpfeile. Gomolck, Merkwürdigkeiten, 1734, S. 30. Menzel, Chronik, 1805/06, S. 159.

Schon Gomolck zweifelte an der Richtigkeit dieser Erklärung. Man hätte, meint er, bei den öfteren Bränden wohl wichtigere Dinge gerettet und sie lieber verbrennen lassen. Es müßten wohl Waffen sein, die durch die Erfindung der Feuerwaffen wertlos geworden und hier aufgestapelt seien. Die Schwerter, meint Menzel, seien in den vielen Kämpfen späterer Zeit erbeutet und als Triumphstücke aufgehängt worden.

34. Ketherberg. Menzel, Chronik, 1805/06, S. 170. Roland, Topographie, 1839/40, S. 64.

35. Alte Sau. Knie und Melcher, Beschreibung von Schlesien, I. (1825), S. 277. Neugebauer, Der Zwinger und die kaufmännische Zwingerschützenbrüderschaft, 1876, S. 24.

Bei Knie und Melcher wird weiter berichtet, daß an diesen Samson (Simson) sich allerlei Unglücksfälle knüpften, wie wenn ein Unstern über ihm walte. Im Jahre 1760 zersprang die Sau beim Feuern.

Ohne die Sage berichtet über die Kartaunen Nic. Pol., Jahrbücher, III., S. 125, und Gomolck, Merkwürdigkeiten, 1733, II., S. 29, woselbst die Inschriften ausführlich mitgeteilt werden. Dort lautet die Inschrift des Samson:

Hilff Gott aus Noth. Der junge Tod.

Offenbar ist diese Inschrift die Veranlassung zu der Sage.

36. Alte Galgen. Roland, Topographie, 1839/40, S. 49, 84, 87, 93. Leipziger Illustrierte Zeitung, 1858, S. 194.

37. Schweidnitzer Keller. Menzel, Chronik, 1805/06. S. 200.

38. Alte Stadtwage. Roland, Topographie, 1839/40, S. 85. Ich habe nur die ganz willkürliche Schreibung geändert, aber die Darstellung in ihrer löstlichen Natürlichkeit unverändert gelassen. In Gedichtform von August Meiken bei Ad. Hoffmann, 1897, S. 138.

39. Blaue Marie. Der Feierabend, Unterhaltungsblätter, herausgegeben von A. Gellrich, Landeshut. Jahrg. 1864, S. 79.

Meerhauser. Kühnau, Schles. Sagen, III., 1913, S. 29.

40. Pferdeköpfe am „Goldenen Engel“. Enderwig, 1922, S. 56. Der „Goldene Engel“ (Nr. 60) und das Haus Nr. 59, ehemals einem Stadtkoch gehörig, sind einem Hause gewichen, das heute das Beerdigungsgeschäft von Ohagen beherbergt.

41. Schildkröte. Enderwig, 1921, S. 66. Roland, Topographie, 1839/40, S. 102.

42. Steinerner Tanz. Der Stoff stammt von dem früheren Obermeister der hiesigen Frieſeurinnung und ist poetisch bearbeitet von der Schriftstellerin Clemens Berg in Zeitschr. „Schlesien“, 4. Jahrg., 1910/11, S. 334. Als Ballade von Kirchner, 1922, S. 28, „Der Herrentanz“.

43. Altbüßerstraße. Gomolck, Merkwürdigkeiten, 1. Teil, 1733, S. 190. Zimmermann, Beschreibung von Schlesien, 1794, XI. S. 35. Knie, Beschreibung von Schlesien, I., 1825, S. 131.

44. Ziegenaſſe. Roland, 1839/40, S. 118. Diese Entstehung des Namens wird sehr oft erzählt.

45. Steinerner Hund und Jungfernkopf. Menzel, Chronik, 1805, S. 62. Vorher schon angedeutet von Zimmermann, Beschreibung von Schlesien, 1794, XI., S. 74; Breslauischer Erzähler, 1801, S. 318. Später Krebs, Wanderungen, 1836, S. 216, und in zahlreichen anderen Schriften.

46. Alte Weinstock. Roland, Topographie, 1839/40, S. 80.

47. Windmühle. Roland, Topographie, 1839/40, S. 80.

48. Weidenstraße. Menzel, Chronik, 1805/06, S. 186.
Schmude, Breslau, 1921, S. 185.

49. Krötemühle. Gomolck, Merkwürdigkeiten, 1734,
S. 57. Menzel, Chronik, 1805/06, S. 77.

50. Barbaragasse. Roland, Topographie, 1839/40, S. 34.

51. Neue Weltgasse. Roland, Topographie, 1839/40,
S. 75.

52. Die Hahnkrähe. Die erste Nachricht von Sagen, die sich an die Hahnkrähe knüpfen, gibt Daniel Gomolcke mit den Worten: „Davon wird unterschiedlich erzählt, jedoch ohne Grund“ (Gomolcke, Supplement — — zu denen — 3 ersten Theilen derer Breslanischen Merkwürdigkeiten, 1734, S. 71). Man kann sogar sagen, daß das Wort „Hankrehe“ in einer Urkunde von 1555 schon für 2 Jahrhunderte früher solche Sagen annehmen läßt. „Unterschiedlich“, sagt Gomolcke, wird erzählt, und in der Tat sind solche Verschiedenheiten zu ermitteln.

Wir haben über die Hahnkrähe eine gründliche Untersuchung von Max Hippe in den Mitteilungen, Bd. VI, 1904, Heft 11, S. 109, die hier zugrunde gelegt ist und stofflich noch etwas erweitert werden konnte.

Leutko u. Henczko von Wiesenburgk. Nach Fülleborn im Breslauischen Erzähler, 1800, S. 388 — 393, in kurzer Zusammenfassung.

Wenn Fülleborn dazu bemerkt: „Diese Volksage ist unter allen denen, die zur Erklärung dieser auf dem Pöpelwitzer Wege stehenden Säule aufgekomen sind, immer noch die zusammenhängendste; die in der Erzählung gemachten Zusätze und Ausführungen wird man leicht von der eigentlichen Sage unterscheiden können“, so bezeugt auch er, wie Gomolcke, daß es noch andere Erzählungen gab. Seine Zusätze und Ausführungen sind in der obigen Zusammenfassung nach Möglichkeit ausgeschieden, nur die Namen, die sicher seine eigene Erfindung sind, wurden beibehalten.

Nachdem Fülleborn die Sage sozusagen in die Literatur eingeführt hatte, sind Dichter und Sagensammler immer wieder auf den Stoff zurückgekommen. Die schlesische Dichterin Agnes Franz hat die Geschichte von der Hahnkrähe in ihren „Erzählungen und Sagen“, 1825, zu einer reizvollen Novelle gestaltet, in der sie den Wunderritt auf einem Kofse, nicht auf einem Hahn erfolgen läßt. Der Hahnen-schrei geht von einem Hahne aus, der von der Mauer eines Meierhofes in der Vorstadt den Morgen begrüßt. Julius Krebs gibt in seinen „Wanderungen durch Breslau“, 1856, S. 287, eine etwas gekürzte Darstellung des Füllebornschen Berichts. Die Leipziger „Illustrierte Zeitung“, Bd. 30, 1858, I., S. 257, veröffentlicht die Sage mit Abbildungen in etwas verworrener Gestalt, und Gräffe druckt in seinem „Sagenbuch des Preussischen Staates“, II., 1871, S. 172, diese Darstellung kritiklos nach.

Merkwürdigerweise taucht die Füllebornsche Sagen-gestalt an einem weitentfernten Orte auf, in Spachendorf im ehem. Österreichisch-

Schlesien. Sie ist vermutlich gelesen und dann mündlich dorthin übertragen worden, wo sie von dem nur in Breslau vorhandenen Denkmal „die Hahnkrähe“ ganz losgelöst ist. Die Sage hat trotzdem den wesentlichen Inhalt der Breslauer Sage beibehalten*), nur mit einer einzigen Ausnahme. Diese Ausnahme knüpft an eine Unklarheit der Breslauer Sage an. Hier muß der Hahn als der Teufel selbst betrachtet werden. Ist er aber das, dann ist nicht zu verstehen, warum der Hahn beim Tagesanbruche kräht und sich in ein edles Roß verwandelt. Die Spachendorfer Sage vermeidet diesen Widerspruch. In ihr ist der Hahn eine arme Seele, die dem Teufel dienen muß, solange es Nacht ist, der Anbruch des Tages entzieht sie seiner Gewalt, der Hahn kräht dem befreienden Licht entgegen, und die arme Seele ist erlöst. Der Ritter muß nun zu Fuß seiner nahen Burg zuwandern. So überliefert die Sage Bernalafen, Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich, 1859, S. 371.

Hablow von Wilburg. Erzählung von R. Bürkner (Wespertinus) bei Selt, Sagen aus Breslaus Vorzeit, 1833, S. 57. Zusammengefaßt.

Das entrissene Kreuzlein. Widar Ziehnert, Preußens Volksagen, 2. Bd., 1840, S. 22. Aufs wesentlichste zusammengefaßt.

Der entrissene Ring. Nach der Ballade von E. Geisheim im „Hausfreund“, 8. Jahrg., 1828, S. 29. Auch abgedruckt bei Kern, 1867, S. 266.

Die mitgeteilten Sagen wurden wohl alle gelesen und bei Neu- darstellungen benutzt, abgeändert, mit Zusätzen versehen, auch in Auswahl verwendet, und so entstanden wieder Sagensdarstellungen anderer Art, bald in Prosa, bald in Poesie. Man kann sagen, keine andere Sage hat so viel Abwandlungen erfahren, wie die von der „Hahn- krähe“. So in den neueren Darstellungen von Gustav Ritter, Schles. Sagen, o. J. (Füllebornsche Grundlage), Maximilian Goerlich, Aus Breslaus Vergangenheit, 1895, S. 3 (nach Selt), Albert Geyer, Geschichten u. Sagen, 1897, S. 44 (nach Fülleborn u. Agnes Franz), P. Scharnweber, Schles. Balladen und Romanzen, 1898, S. 143 (nach Selt), Heide Erner, 1905, S. 5 (im allgem. nach Fülleborn, doch ohne Leutko, statt des schützenden Kreuzleins wirkt das Kreuz auf dem Elisabethturm), Alexander Kirchner, 1922, S. 9 (Auswahl aus Selt, Geisheim, Fülleborn). Eine Zusammenstellung der Verschieden- heiten im einzelnen bei Kirchner, Ann. II.

Auch zeitlich wurde die Sage festgelegt. So Agnes Franz: Heinrich I. und die heil. Hedwig, wie ja wohl auch Fülleborn bei seinem Henczko von Wiesenburg an Heinrichs I. getreuen Ritter Peregrin von Wiesenburg gedacht hat, der ihm einst das Leben rettete

*) Der Name des bösen Leutko bezeugt ihre Herkunft deutlich, der Name des Henczko von Wiesenburt, den Fülleborn zur Erklärung des W erfunden hatte, wird nicht genannt.

Durch Hingabe des seinigen. Andere setzen Heinrich IV. den Miunefänger ein oder schreiben schlechthin Herzog Heinrich.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der vielgelesene Stoff auch wieder in das Volk eindrang und hier in der mündlichen Erzählung neuen Umgestaltungen unterlag. Für diese fehlte leider der Sammler, als sie noch lebendig waren, heute ist es anscheinend zu spät. So haben wir bei dieser Sage den Fall, daß ein aus dem Volksmunde stammender Stoff durch die Literatur fortgetragen und gewandelt wurde, auf diesem Wege aber wieder ins Volk zurückkehrte.

Für eine solche volkstümliche Form auf literarischer Grundlage halte ich die folgende Sage von Grabinski.

Herzog Heinrich u. Ritter Psenburg. Grabinski, 1886, S. 5.

Stellmachergeselle und seine Braut. H. Goedsche, 1839/40, S. 37.

Tataren vor Breslau. Der Breslauische Erzähler, 1808, S. 338 f. Mit Weglassung des nicht zur Sage Gehörigen.

Der Verfasser des Aufsatzes, der sich Kße unterschreibt, bemerkt einleitend, nachdem er die Bildwerke der Säule beschrieben hat: „Man trägt sich über die Absicht dieser Säule mit allerlei Märchen und Gerüchten. In (Fülleborn) legt am oben angeführten Orte (Bresl. Erzähler, 1800, S. 388 f.) eine Volksfage zugrunde, die ihm die beste und zusammenhängendste Erklärung dieser seltsamen Benennung (die Hahnkrähe) darbot. Aber man zweifelt mit Recht an der Wahrheit jener dort erzählten Begebenheit. Am natürlichsten und historisch richtiger ist folgende Erklärung, die wir der gütigen Mitteilung eines Freundes unserer Wochenschrift verdanken.“ Und nun folgt die oben mitgeteilte Sage, die er keine Sage, sondern ein historisches Faktum nennt. Sie ist aber eine Sage wie alle vorhergehenden. Daß sie im Volke verbreitet gewesen sein muß, geht auch aus Roland, Topographie, 1839/40, S. 437, hervor, der bei der Erwähnung dieser Säule hinzusetzt: „Die zum Andenken eines Ausfalls der Breslauer gegen die Tataren hier stehen soll“.

53. D o m p n i g s ä u l e. Leipziger „Illustrierte Zeitung“, Bd. 30, 1858, S. 210, mit Abbildung. Nach dieser Gräffe, II., 1871, S. 164. Schmude, Breslau 1921, S. 187.

54. S i c h d i c h f ü r. Breslauischer Erzähler, 1807, S. 736 f. und 755 f. Sehr gekürzt. Die Geschichte wird dort ein altes Breslauisches Volksmärchen genannt. Gut nacherzählt von Enderwih, 1921, S. 77.

55. K l o ß e l l o r. H. Brosig, Sonntags-Beil. der „Schles. Volkszeitung“ v. 28. November 1920. Stammt aus den Breslauer Märchen von Heinz von Hardenberg, Bd. I, 1905, Nr. 1.

Ich weiß nicht, ob der Scherz recht volkstümlich ist.

56. F u ß t a p f e n d e s h l. A b a l b e r t. Roland, Topographie, 1840, S. 141. Eingehend behandelt von Seger, in Schlessens Vorzeit in Wort und Bild. St. F., V. Bd., 1909, S. 49.

57. *Misica*. Der echte Name des Gründers des Polenreiches ist *Misica*, *Misico*, erst später wird er *Mieczy* *Mieczy*slaus genannt (Schulte in *J. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens*, Bd. 50, 1916, S. 101). Friedensburg weist auf Münzen die Namensformen *Misico* und *Mesco* schon vor 1200 nach (ebenda, Bd. 51, 1917, S. 378).

Die älteste Form der Sage findet sich in *Galli anonymi chronicon Polonorum*, S. 9 u. 10. (Schulte, *Die älteste polnische Nationalsage*, *J. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens*, Band 49, S. 115 f.). *Misico* und *Dombrawa* (wie sie dort genannt ist) sind historische Personen, aber die Erzählung von *Misicos* Blindheit und *Dombrawas* Bedingung für ihre Ehe mit ihm sind sagenhaft. Die Geschichtsforschung schreibt die Einführung des Christentums erst einem nachherigen Einwirken *Dombrawas* auf ihren Gatten zu und stützt sich dabei auf *Thietmar von Merseburg*, † 1018, der der Zeit *Misicos* so nahe stand, daß er die wahren Begebenheiten kennen mußte.

Die gewaltige Persönlichkeit *Misicos* behandelt *Robert Holzmänn* im 52. Bande der genannten Zeitschrift (1918), S. 1 ff. in dem Aufsatz: *Böhmen und Polen im 10. Jahrhundert*. Sein ursprünglicher Name war *Dago*, der ihn als Normannen kennzeichnet. Und diesen Namen setzt *Schulte* in dems. Bande in Verbindung mit der Wurzel *daga* „leuchten, brennen“, der auch unser „Tag“ angehört. „Der Tag ist der Sohn der Nacht“, sagt er und findet in diesem Namen den Ursprung der Sage von der Blindheit *Misicos* und seiner plötzlichen Heilung. „*Misica* hat Polen aus dem Dunkel in das helle Licht des Ruhms und der Nacht geführt“, er ist der Begründer des einen mächtigen Polenreiches nach einer Zersplitterung in Teilsfürstentümer geworden als ein gewaltiger Eroberer. Daneben aber trat dann die geistliche Deutung, daß er durch Einführung des Christentums die Polen aus der Nacht des Heidentums ins Licht des christlichen Glaubens umsetzte, wie es schon in der ältesten *Polenchronik* des *Gallus* ausgeführt wird.

Die *Misicosage* ist von den schlesischen deutschen Schriftstellern in der Regel mit der Bemerkung verbunden, daß die *Lätareumzüge* mit dem *Popelmann* bis auf jene gewaltsame Einführung des Christentums unter *Misico* zurückgehen. Das ist unrichtig. Die Umzüge sind ein alter heidnischer Brauch, schon eine *Prager Synode* von 1384 und eine *Posener Provinzialsynode* von 1420 verboten ihn ernstlich. Ihr Ursprung ist in Deutschland zu suchen und reicht viel weiter zurück, als *Misicos* Einführung des Christentums. Derjenige, der sie an dieses Ereignis anknüpfte, war *Olugosz* († 1480) in *Hist. Polon.*, I., S. 87 f. u. II., S. 91–95. Eine Klärung der Frage vom geschichtlichen Standpunkte bringt *Seppelt* in s. Aufsatz: *Die Einführung des Christentums in Schlesien und das Tob austreiben am Lätaresonntag* („Schles. Volksztg.“ v. 21. März 1917).

Die schlesischen Schriftsteller, die die Sage bringen, sind: *Nic. Pol* († 1632), *Jahrbücher*, I., S. 2 f. *Derf.*, *Hemerologium*, 1612,

S. 90, 92. Lucae, Schles. curiose Dendwürdigkeiten, 1689, S. 42. Er sieht in der Blindheit nur die verfinsterten heidnischen Augen, die die göttlichen Gesetze nicht zu sehen vermochten. Sinapius, Olsnogr., 1707, I., S. 344 f. Wahrensdorff, Liegnitzische Merkwürdigkeiten, 1724, S. 30 f. Köllner, Wolaviogr., 1728, S. 97 f. Stieff, Schles. histor. Labyrinth, 1737, S. 305, 308. Schles. Prov.-Bl., 1812, Bd. 55, S. 495 f. Der Hausfreund, 1. Jahrg., 1821, S. 211 f. Schleierbuch, 1825, S. 5, u. a.

Eine neue Wendung ward der Sage von R. Th. Werwill (Fräulein von Köstrik) gegeben: Miseko bleibt blind, auch als er auf Veranlassung eines christlichen Priesters sich entschlossen hat, um die Christin Dombrowka von Böhmen zu werben. In Breslau treffen sie zusammen, dort, wo in einem heiligen Hain Altäre heidnischer Götter standen. Hier mahnt ihn derselbe Priester, den christlichen Glauben anzunehmen, dann werde die Blindheit von ihm genommen werden. Miseko befolgt den Rat und sieht mit erwachenden Augen Dombrowka in strahlender Schönheit vor sich stehen. Überwältigt von ihrem Anblick zertrümmert er die heidnischen Altäre und gründet an dieser Stelle die Mauern von Breslau. Dombrowka gebiert ihm den Sohn, den er vergeblich von seinen sieben heidnischen (jetzt entlassenen) Frauen erwartet hatte. — Dieser neue Sagenzug hat Aufnahme gefunden in späteren Darstellungen. So bei Geyer, Geschichten u. Sagen, S. 3, Prosig, Die Sage von der Gründung Breslaus („Schles. Volksztg.“ v. 3. Januar 1920), Enderwik, 1921, S. 7, Kirchner, 1922, S. 92.

58. Schlesische Herzöge von Cäsar. Klose, Dokumentierte Geschichte, 1781, III., 1, S. 35.

Erfindung eines Hofhistoriographen.

59. Peter Wlasts Blendung. Nic. Pol. Jahrbücher, I., S. 33, und Gomoloch, Merkwürdigkeiten, 1733, S. 81. Immer wiederholt bis heutigen Tages.

Die Sage ist alt-polnisch, eine der zahlreichen Sagen, in denen der Haß der Polen gegen die Deutschen, namentlich gegen die deutschen Gemahlinnen ihrer Herzöge, hervortritt. Sie findet sich bereits in der Chronica Polonorum des Johannes vom Jahre 1359 (Sommersberg, S. 7) und in der Chronica Principum Poloniae eines Anonymus gegen Ende des 14. Jahrhunderts (Sommersberg, S. 37), wo für Dobiesz nur ein miles Theotonicus genannt wird. Der Name Dobiesz tritt erst bei Dlugosz, Historia Polonica, auf, wo die Geschichte ausführlicher auf S. 463–465 erzählt wird. Dlugosz läßt durch ein göttliches Wunder dem Peter Wlast Augenlicht und Sprache zurückgeben und ihn noch 5 Jahre in Frömmigkeit und Wohltun leben.

60. Woislaw. Kurz angedeutet wird die Sage schon von dem alten polnischen Geschichtschreiber Martinus Gallus im 12. Jahrhundert. In der Chronica principum Poloniae (Sommers-

berg, I., 1729, S. 27), die ihm folgt, wird ein *Sezielaus* genannt comes quidam, der in einer unentschiedenen Schlacht mit den Mähren manum amisit, qua gestabat clypeum — — und Boleslaus pro carnea sibi auream redonavit, und so erzählt auch Dlugosz, Hist. Pol., I., (c. IV), S. 353, der ihn *Zelislau*s nennt, nur ist die abgehauene Hand nicht die Schildhand (linke), sondern die rechte (dextera). Der Vorfall soll im Jahre 1104 stattgefunden haben. Dlugosz nennt auch einen *Moislaus* beim Jahre 1098, der regis Boleslai paedagogus gewesen sei. Das Sagenhafte tritt schon in dieser Zeit durch die Verschiedenheit der Berichte zutage. Die Sage wird von den schlesischen Schriftstellern immer wieder erzählt, manchmal nur andeutend wie im Schles. histor. Labyrinth, 1737, S. 484, bald ausführlich wie bei H. Goebcke, 1839/40, S. 131, bei Kern, 1867, S. 260, in Gedichtform, dann wieder bei Gräffe, II., 1871, S. 272, dem sich obige Darstellung anschließt. Gut erzählt von Enderwiz, 1921, S. 10. Als Ballade bei Kirchner, 1922, S. 96 (vorher schon veröffentlicht im Gemittlichen Schläfinger, 1912, S. 56).

61. *Capistrano*. Klose, Dokum. Geschichte, 1781, II., 2, S. 34, der sich auf die alten Nachrichten, besonders Johann Comorovius, beruft und am Schluß Amand. Hermann, Capistrano triumphans p. 429 zitiert.

Kirchner hat auf Grund dieser Erzählung seine Ballade *Capistrano* (Bresl. Balladen, S. 83) gedichtet, die Enderwiz in Prosa umsetzt (S. 88). Hier wird der verunglückte Sarginlieger Hans Kröger genannt, der zugleich der Urheber des ganzen Planes ist.

62. *Judenfrevel zu Capistranos Zeit*. Roland, Topographie, 1839/40, S. 471.

Kurz erwähnt wird die erste Erzählung von Nic. Pol, Hemerologium, 1612, S. 165, wo er sagt, daß ein Weib zu Langenwiese (bei Sibyllenort) eine Hostie aus der Kirche gestohlen, die sie den Juden verkauft habe, die hätten sie verunehrt. In den Jahrbüchern, II., S. 4, nennt er das Weib Stadtdienerin, die Juden hätten die Hostie in ihrer Synagoge zu Breslau geschmäht, gelästert und durchstochen, da sei lebendig Blut daraus geflossen. Klose, Dokum. Geschichte, 1781, II., 2, S. 39, berichtet auch nur die erste Erzählung und nennt dabei das Dorf Langewiese.

Capistrano untersuchte als Grosinquisitor die Angelegenheit und ließ ein Gutachten an den König abgehen, worauf ein schreckliches Strafgericht über die Juden hereinbrach.

63. *Sühneprozession nach Langewiese*. Philo vom Walde, Schlesien, 1884, S. 35.

Vgl. auch Henelius in Silesiogr. renov. C VII p. 733.

64. *König Ladislaus' Tod*. Nic. Pol, Jahrbücher, II., S. 13.

Lied vom König Lasla. Neue literarische Unterhaltungen, 1774, S. 404. Klose, Dokumentierte Geschichte, 1781, II., 1, S. 530, gibt einige abweichende Lesarten, z. B.:

Auf die Erde haben sie ihn gestreckt;
Mit einem Kuß haben sie ihn erstekt,
Sein Gemächt haben sie ihm durchbrochen;
Des jammert Gott im Himmel hoch,
Wirds nicht lassen ungerochen.

Fülleborn im Breslauischen Erzähler, 1801, S. 92, bringt nur ausgewählte Strophen mit verbindendem Text.

65. Georg von Podiebrad. Adolf Weiß, Chronik der Stadt Breslau, 1888, S. 632. Ein recht mäßiges Gedicht von L. bei Kern, 1867, S. 292, behandelt die Sage. Ebenso Ballade von Kirchner, 1922, S. 115, „Benedikt von Johnsdorf“.

66. Grab Peter Wlasts. Gomolek, Merkwürdigkeiten, 1734, S. 12.

Nach Nic. Pol (Jahrbücher, I., S. 35) sollen auf dem Grabstein die Worte gestanden haben:

Hic situs est Petrus Maria coniuge fretus
Marmore splendente Patre Guilhelmo peragente.

Es ist der Abt Wilhelm, der 1153 an der Spitze des Klosters stand, gemeint, nicht der sagenhafte Vater Peter Wlasts, Wilhelm. Nach Gündel in Schles. Monatsheften, 1926, S. 93, war es Abt Wilhelm I., 1270–1290.

67. Hofer mit dem Bart. H. Goedsche, 1839/40, S. 35, von Gräffe, II., 1871, S. 167, wörtlich übernommen.

Die Sage knüpft an ein hölzernes Epitaph in der Barbarakirche an. Krebs, 1836, S. 118, und Roland, 1839, S. 231, sahen in seinem langen Bart, den sie länger als ihn selber sein lassen, eine Wirklichkeit. Über das Epitaph sagt Roland: Rechts vom Altare hängt ein Bild, Jesum als Freund der Kinder darstellend, 1558 gemacht und zu Ehren des Weißgerbers Franz Hofer aufgestellt. Sein Haus soll Weißgerbergasse 40 sein.

Auf ihn dichtete Kirchner, S. 129, seine flotte Ballade.

68. Heinz Rybisch. Schmude, Breslau, 1921, S. 90.

Über das Ungeschichtliche der Erzählung äußert sich Richard Förster in 3. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens, Band 41 (1907), S. 195. Als Ballade behandelt von Kirchner, 1922, S. 96.

69. Starke Hans. Nach der Erzählung in der Mundart der Landleute in der Gegend um Breslau bei Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, II., 1846, S. 345 ff. Die Sage wurde für Fr. H. von der Hagen von R. H. Hermes aus Breslau aufgeschrieben. Germania, I., 1836, S. 288–290.

70. Der alte Frik. Nach einem Gedicht von D. F. Gruppe, Vaterländ. Gedichte, 1866, bei Kern, 1867, S. 496.

71. Tauenzien. Nach den Gedichten von Graf Paul von Haugwitz und L. Tarnowski bei Kern, 1867, S. 297 u. 295. Ballade von Kirchner, 1922, S. 142. Weitere Quellenangaben bei Kirchner, Ann., S. XIV. Schmude, Breslau 1921, S. 101.

72. Mäuseprinzessin. Nach der Aufzeichnung von H. Brosig in der Sonntags-Beilage der „Schles. Volksztg.“ v. 29. Januar 1922. Gekürzt.

73. Kohlenschüttender Engel. Nic. Pol, Jahrbücher, I., S. 116. Menzel, Chronik, 1805/06, S. 105.

74. St. Anna. Klofes Darstell. der Verhältnisse der Stadt Breslau bei Stenzel, Script. rer. Silesiac., Bd. 3, 1847, S. 102.

Dies eine Stück ist ausgewählt von den zahlreichen dort angegebenen Zaubereien, die mehr dem Volksglauben angehören.

75. Teufel und Flucher. Breslauischer Erzähler, 1804, S. 590. Nach Nic. Pol, Jahrbücher, II., S. 189.

76. Breslauer Schuster. Aus der lateinischen Vorrede des Breslauer Arztes Martinus Weinrichtius zum Strij des Italieners Picus von Mirandola, 1612. Deutsch im Schles. histor. Labyrinth, 1737, S. 352, danach Gräffe, II., 1871, S. 176. Sehr gekürzt. Vgl. Kühnau, Schles. Sagen, I., 1910, S. 162.

77. Mäusekisch. Lucae, Schles. Fürstentkrone, 1685, S. 747. H. Goedsche, 1839/40, S. 45. Gräffe, II., 1871, S. 179. Grabinski, 1886, S. 9.

Die in der Sage enthaltenen Andeutungen reizten zur Ausspinnung, ein Liebesverhältnis durfte auch nicht fehlen. Und so entstanden Darstellungen wie bei Goerlich, Aus Breslaus Vergangenheit, 1895, S. 24, Enderwik, 1921, S. 105, Kirchners Ballade „Johann von Eindal“, 1922, S. 15.

78. Kommunizierender Judenknaube. Caesarius von Heisterbach, Libri VIII Miracul. ed. Meister p. 141 (lib. III, Nr. 13), der die Erzählung so beginnt: In Polen hat sich das ereignet, was ich erzählen will, in einer Stadt, die Breslau heißt. Vgl. Klapper, Erzählungen des Mittelalters, 1914, M. 58 u. Ann.

79. Große Waschkisch. Kühnau, Schles. Sagen, III., 1913, S. 356. Enderwik, 1921, S. 67.

80. Wibernell. H. Goedsche, 1839/40, S. 36.

81. Feuer- und Blutregen. Nic. Pol, Jahrbücher, III., S. 153, und Hemerologium, 1612, S. 115.

82. Luftgeist. H. Goedsche, 1839/40, S. 46.

83. Kornwucherer. Gomolek, Teuerungen, Hunger- und Kummerjahre, 1740, S. 14. Ballade von Kirchner, 1922, S. 133, „Klaus Döring“.

84. Kornregen. Nic. Pol, Jahrbücher, IV., S. 65.

85. Eiserne Jungfrau I. Einleitung der Erzählung: Die Jungfrau der Breslauischen Burg. Volksmärchen von M. im Breslauischen Erzähler, 1805, S. 665.

Eiserne Jungfrau 2. Einleitung der Erzählung: Die eiserne Jungfrau auf der Burg in Breslau. Ziehnert, Preußens Volksagen, 2. Bd., 1840, S. 190. Breslauischer Erzähler, 1805, S. 665–669 u. Forts. S. 678–683.

Eiserne Jungfrau 3. Widar Ziehnert, Preußens Volksagen, 2. Bd., 1840, S. 190. Auch Gräffe, II., 1871, S. 168. Nach der Erzählung im Breslauischen Erzähler, 1805, S. 665 u. 678, von Ml. In wenig veränderter Gestalt bringt diese Erzählung, zur selben Zeit wie Ziehnert, H. Goedsche, 1839/40, S. 39.

Eiserne Jungfrau 4. Franz Selt, Sagen aus Breslaus Vorzeit, 1833, S. 23–49. Breite romanhafte Darstellung.

Dichterisch behandelt ist die ursprüngliche Erzählung (Breslauischer Erzähler, Ziehnert, H. Goedsche) von Hugo Rösner bei Kern, 1867, S. 287.

Neuerdings nach erzählt von Enderwih, 1921, S. 13.

86. Eherne Jungfrau als Kinderschreck. The English Faust Book of 1592 ed. H. Logeman, Ghent 1900 p. 66.

87. Turmwächter zu St. Elisabeth und Kirchhofs-gepenst. Selt, Sagen aus Breslaus Vorzeit, 1833, S. 50. Kern, 1867, S. 270, Anm. zu Goethes Totentanz. Goerlich, Aus Breslaus Vergangenheit, 1895, S. 16. Koschate, im Gemittlichen Schläffinger, 1919, S. 57. Kirchner, 1922, S. 65, unter dem Titel „Hans Glauert“.

Es ist dasselbe Sagenmotiv wie in Goethes „Totentanz“, aber Goethe hatte den Stoff nicht aus Breslau, wie Kern a. a. O. und Heide Exner, S. 10, annehmen, sondern er bekam ihn von seinem Sohne August aus dem nördlichen Böhmen 1807 zugestellt.

88. Tote fordert Gericht. Gräffe, II., 1871, S. 180, in Prosa umgesetzt nach einem Gedicht von Rodnagel in der Abendzeitung, 1833, Nr. 132. Kühnau, Schles. Sagen, I., 1910, S. 129.

Die Sage ist eine Wandersage, die an verschiedenen Orten auftaucht. Sie wird berichtet 1647 von Harsdörffer, Gesprächspiele, 7, 363; 1649 von dems., Mordgeschichten, Nr. 75; 1663 von Kindermann, Buch der Redlichen, S. 375; 1687 von Happel, Relationes curiosae, 3, 522; 1731 in Unterredungen von dem Reiche der Geister, 2, 232; 1737 von Bräuner, Curiositäten, S. 272; 1840 in A. v. Arnim Werke, 3, 124, 127; 1851 von Baader, Volksagen aus Baden, Nr. 91; 1875 von Menzel, Deutsche Dichtung, 2, 171. Die Nachweise verdanke ich Johannes Volte. Im Breslauer Erzähler, X., 1844, S. 155, erscheint sie unter dem Titel: Der Fleischhauer von Jung-Bunzlau (Böhmen).

89. Gespensterprozessionen. H. Goedsche, 1839/40, S. 46, und Gräffe, II., 1871, S. 180.

90. Todeszeichen. Gomoleky, Merkwürdigkeiten, 1734, S. 8.

91. Spukhaus Ohlauer Straße. M. Adam Bernb., Eigene Lebensbeschreibung, 1738, S. 65.

92. Gespensterhaus auf dem Ringe. Goedsche, 1839/40, S. 47. Gräffe, II., 1871, S. 180. Nacherzählt von Enderwich, 1921, S. 61.

93. Gesang und Musit im Keller. Rudolf Drescher im Globus, X., 1866, S. 268. Die erste Aufzeichnung vom „Kautenfranze“ hat Dr. nach der Aussage einer zu seiner Zeit noch lebenden Frau getreulichst niedergeschrieben, die mit den bisherigen Eigentümern des Hauses nahe verwandt war und von Jugend auf dort aus- und eingegangen ist.

94. Gespenstisches im Ringhause. Schles. Prov.-Blätter, 1862, S. 436. Kühnau, Schles. Sagen, I., S. 127.

95. Weiße Frau auf der Schuhbrücke. Philo vom Walde, Schlesien, 1884, S. 19.

96. Wilde Jäger. Schmude, Breslau, 1921, S. 274.

97. Feuermann. Nach Aufzeichnungen seines aus Schlesien stammenden Vaters von Prof. J. Neßler in Prag. Mitt. d. Schles. Gesch. f. Volkst., Heft 17, 1907, S. 104. Kühnau, Schles. Sagen, I., S. 411.

98. Doppelgänger. Kühnau, Schles. Sagen, III., 1913, S. 152.

99. Das sich aufrollende Bild. Kühnau, Schles. Sagen, I., 1910, S. 477.

100. Freimaurer. Berichte aus Breslau bei Olbrich, in Mitteilungen, Heft 12, 1904, S. 61 f., und Festschrift 1911, S. 232 f. Kühnau, Schles. Sagen, III., 1913, S. 243 f.

101. Wechselbalg. Kühnau, Schles. Sagen, II., 1911, S. 158.

102. Steinkreuz bei Gabitz. Schles. Prov.-Bl., 1870, S. 456. Mitteil. von B. v. B., und schriftliche Mitteil. des Herrn Ernst v. Wolkowsky-Wiedau. Wolkowsky hat sich eingehend mit den in Schlesien weitverbreiteten Steinkreuzen beschäftigt. Er bezieht auf das Gabitzer Kreuz eine Bemerkung von Kunisch (Schles. Prov.-Bl., 1837, S. 265), wonach laut einer Urkunde im Breslauer Staatsarchiv vom Jahre 1441 der Mörder (Sigmund von Moys) wegen eines an Peter Hofmann begangenen Mordes der Familie des Erschlagenen angelobt, 30 Seelenmessen für den Toten in der Magdalenenkirche lesen zu lassen, ferner derselben Kirche ein Stein Wachs zu schenken, eine Romfahrt zu tun und endlich ein Kreuz mit einer Marter auf der Stelle des Mordes zu setzen.

103. Schäfer von Groß-Mochbern. Silesia, 1841, S. 112. Älteste Erwähnung bei Nic. Pol., Jahrbücher, III., 1. Teil.

104. Die drei Kreuze bei Groß-Mochbern. Gomoleth, Merkwürdigkeiten, 1734, S. 67. Rundmann, Silesii in nummis.

1738, S. 232. Zimmermann, Beschreibung von Schlesien, 1794, XI., S. 13. Roland, 1839/40, S. 55, 437, 456. Leipziger „Illustrierte Zeitung“, Bd. 30, 1858, I., S. 306. Kirchner, Ann. XIII.

105. Johann Cicero bei Groß-Mochbern. Nach einem Gedicht von August Kopisch, der die Sage wohl als Breslauer erfahren hatte, abgedruckt bei A. Hoffmann, 1897, S. 60. Kirchner, 1922, S. 121.

106. Schwedenschanze. Fris Enderwik, 1921, S. 104. Seger, in Zeitschr. des Vereins f. Gesch. Schles., 53. Bd., Festgabe für Bender, S. 79. H. Goedsche, 1839/40, S. 47. Schmude, Breslau, 1921, S. 69.

107. Heilige Berg in Oswitz. Nach Büsching, Der Heilige Berg in Oswitz, 1824, S. 9 u. 10: Das Wunder Balzers und die ersten Wallfahrten. Ein das Balzersche Wunder behandelndes Gedicht von Kudraß bei Büsching, S. 29, u. Schles. Prov.-Bl., 1824, S. 413. Delsner, in Schles. Prov.-Bl., 1865, S. 275. H. Brosig, in der Sonntagsbeilage der „Schles. Volksztg.“ v. 3. April 1921. Enderwik, 1921, S. 101.

108. Räuberschloß bei Pöpelwitz. Bug, Heidenschanzen, II., 1890, S. 334. Auch Zimmermann, Beschreib. Schlesiens, nennt das Haus ein Raubschloß. Über den Räuberhauptmann Mandube, der hier gehaust, s. Fischer-Studart, Burgrvesten, 1821, I. Heft, S. 302.

109. Schlacht bei Hundsfeld. Die Sage ist eine polnische Erfindung, die aus dem Namen erst die Sage gebildet. Der erste, der sie erwähnt, ist Kadlubek, der in demselben Jahrhundert lebte und Polens erster Geschichtsschreiber ist. Er als Pole gibt Sage Nr. 2 (Chron. regni Pol., III., XIX., 717). Ihn schreibt Boguphalus, † 1253, ab. Dlugosz, der 3½ Jahrhunderte später lebte, schmückt die Geschichte willkürlich aus, u. a. erfindet er das Wegwerfen von Reichsleinodien.

Die Sage Nr. 1 wird in der ersten schlesischen Schrift, der Chronica Polonorum (die 1359 ein gewisser Johannes abschrieb), erzählt. Der Verfasser ist unzweifelhaft ein Deutscher, und ihm folgt der Anonymus der Chronica principum Poloniae, der gegen Ende des 14. Jahrhunderts schrieb und wahrscheinlich auch ein Deutscher war.

Wertwürdigerweise sind die späteren schlesischen Schriftsteller meist der polnischen Fassung, Sage Nr. 2, gefolgt, so Lucae, Fürstenkrone, 1685, S. 35; Sinapius, Curiositäten, 1728, S. 562; Gomolsky, Historia Incendiorum, 1737, S. 5; Schles. Hist. Labyrinth, 1737, S. 484; H. Goedsche, 1839/40, S. 44. Nur Franciscus Faber, Origines Wratislav. erzählt nach Chronica Polonorum die deutsche Sage Nr. 1 und Nic. Pol., Jahrbücher, I., S. 28, gibt beide Fassungen. Der erste lebte im 16., der zweite am Ende des 16. und Anfange des 17. Jahrhunderts.

110. Scheitnig. Voliel. Fülleborn im Breslauischen Erzähler, 1801, S. 338. Sehr gekürzt. Nach ihm Krebs, Wanderungen, 1836, S. 363. Etwas anders gewendet in dem Gedichte von Julie von Großmann, abgedruckt bei Kern, 1867, S. 301.

Bügel. Der Hausfreund, IV., 1824, S. 445 f. Sehr gekürzt. Es ist ja die Zeit, wo man jede einfache Sage literarisch weit auszuspinnen liebte.

Kirchenfeindliche Wendung. H. Goedsche, 1839/40, S. 43. Nach ihm Gräffe, II., 1871, S. 175.

111. Schulze von Cawallen. Fülleborn im Breslauischen Erzähler, 1800, S. 277. Menzel, Chronik, 1805/06, S. 875. Dr. O(lbrich) in der „Schles. Ztg.“, 1907, v. 18. August. Nach-erzählt von Enderwisch, 1921, S. 75.

112. Schlangenmann. Fülleborn im Breslauischen Erzähler, 1801, S. 601. Dr. O(lbrich) in der „Schles. Ztg.“, 1907, vom 18. August. Menzel, Chronik, 1805/06, S. 875.

113. Kleine Prinz Hohenlohe. „Liegniker Tageblatt“ vom 5. Oktober 1909, 2. Beil., nach der „Breslauer Zeitung“. Auch öfter selbst gehört. Bei W. L. Hertslet, Der Treppenwitz der Weltgeschichte, sonst eine reiche Fundgrube, habe ich die Sage nicht gefunden.

114. Säule bei der Schweizerei. Vom Hörensagen.

115. Zuviel Weinen und Tränenkrüge. Kühnau, Schles. Sagen, I., 1910, S. 534.

116. Leichenzug bei Groß-Nädlik. Handschriftliche Mitteilung von Geheimrat A. Hillebrandt aus Groß-Nädlik, 1895. Bei Finz. Kühnau. Schles. Sagen, I., 1910, S. 222.

117. Muttergottesleiche bei Dittwik. „Schles. Volkszeitung“ v. 8. August 1905 nach der „Breslauer Zeitung“.

118. Jungferensee bei Kottwik. Kühnau, Schles. Sagen, II., 1911, S. 267.

119. Eddersdorfer Turm. Schriftliche Mitteilung von Prof. Paul Dittrich in Breslau, 1909. Er fand auf dem Schüttboden des Turmes noch das Bruchstück eines Heiligenreliefs und glaubte, in ihm eine Darstellung des hl. Johannes Baptista zu erkennen, der auch der Schutzheilige der Breslauer Kathedrale ist. Michael Sachs in Alphabet. Hist. v. 383.

120. Schleuderstein des Teufels. Kühnau, Schlesiſche Sagen, II., 1911, S. 628.

121. Bild im Deutsch-Lissaer Schlosse. Ernst Boehlich in Mitteil., Bd. XXVI, 1925, S. 219. Dieses Bild erwähnen auch die Phantastischen Blätter unter der Überschrift: „Das unheimliche Bild von Lissa“ mit folgenden Worten: „Im Schlosse von Lissa in Pr.-Schlesien hängt das Bild eines Ritters Horaz von Forno, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gestorben ist und wegen angeblicher Spukerei später ausgegraben und über der Gemeindegemarkung

eingeschart wurde. Dieses Bild kann nicht von seiner Stelle im Schlosse entfernt werden, ohne daß der größte nächtliche Spuk beginnt."

Der Orchideengarten, Phantastische Blätter, herausgeg. von Karl Hans Strobl, Jahrg. 1 (1918/19), Nr. 12, unter der Rubrik „Das Treibhaus“. Dazu Boehlich, a. a. O., S. 220.

122. Mordtat des Grafen Firnau. Ernst Boehlich in Mitteil., Bd. XXVI., 1925, S. 219. Daß die volkstümliche Form Firnau oder Fernau auf Forno zurückgeht, weist Boehlich, a. a. O., S. 221, nach. Horatius von Forno, aus Böhmen eingewandert, Freiherr seit 1648, seit 1650 Kammerpräsident, kaufte das königliche freie Burglehen Lissa 1651 von den Hörnigischen Erben. Die Familie erfreute sich keiner Beliebtheit und sank in sittlicher Beziehung immer tiefer. 1733 gab der Letzte, Karl Anton von Forno, Lissa an das Matthiasstift zu Breslau ab, unter Umständen, die auf eine geradezu erpresserische und betrügerische Handlungsweise schließen lassen. Boehlich, Seite 223.

123. Tod des Grafen Firnau*). Ernst Boehlich in Mitteil., Bd. XXVI., 1925, S. 219.

124. Schlacht auf dem Deutsch-Lissaer Kirchhofe. Ernst Boehlich in Mitteil., Bd. XXVI., 1925, S. 218.

125. Stelle in der Weiskritz bei Deutsch-Lissa. Ernst Boehlich in Mitteil., Bd. XXVI., 1925, S. 218, der in dem jungen Grafen eine Erinnerung an Karl Anton von Forno (Lebensbild, S. 223) sehen möchte.

126. Ritter Heinrich Wenzel. Kühnau, Schles. Sagen, I., 1910, S. 89. Gefürzt. Dort auch die Quellen.

Quellen und Minnsale.

Kadlubek (Kadlubko), Chronicon Regni Poloniae. Verfaßt zwischen 1218 u. 1223. Ältester polnischer Geschichtsschreiber.

Bei Stenzel, Scriptores rer. Silesiac. I, 1835.

Boguphal († 1253), Chronicon Poloniae. Bei Sommersberg, Siles. rer. scriptores, 1729/30.

Chronica Polonorum. Im Jahre 1359 von einem gewissen Johannes abgeschrieben. Verfaßt am Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts von einem Deutschen. Älteste schlesische Schrift. Bei Sommersberg und Stenzel.

*) Vor dem Kriege hörte ich in Deutsch-Lissa folgendes erzählen: Es soll sich einst ein Fürst Putbus zum Turme des Lissaer Schlosses herabgestürzt haben. Man sehe heute noch die roten Striche.

- Chronica Principum Poloniae.* Von einem Anonymus verfaßt, zwischen 1382 u. 1398, wahrscheinlich von einem Deutschen. Zweitälteste schlesische Schrift. Folgt anfangs dem Kadlubek, später (von Misko an) dem Martinus Gallus. Bei Sommersberg und Stenzel.
- Dlugosz, Johannes († 1480). Joannis Dlugossii seu Longini Canonici quondam Cracoviensis Historiae Polonicae libri XII. I Francofurti 1711. II Lipsiae 1712.
- Stein, Barthel, Beschreibung von Schlessen und seiner Hauptstadt Breslau, 1512. Lat. und deutsch, herausgegeben von H. Markgraf u. Script. rer. Silesiac. Bd. XVII, Breslau 1912.
- Cromeri Martini, De origine et rebus gestis Polonorum libri XXX. Basileae 1558.
- Eureus, Joach., Gentis Silesiae Annales. Wittenberg, 1571. Deutsche Übersetzung von Heinrich Rätel, Frankfurt, 1585 f.
- Bzovius, J. Abraham (polnischer Dominikaner), Tutelariorum Silesiae seu de vita rebusque praeclare gestis B. Ceslai Odrovansii Ordinis Praedicatorum Cracoviae, 1608.
- Henelius ab Hennenfeld, Silesiographia u. Breslographia, Frankfurt, 1613. – Henelii Nicolai ab Hennenfeld Silesiographia renovata. Von M. J. Fibiger, Breslau und Leipzig, 1704.
- Pol, Nicolaus († 1632), Jahrbücher der Schlesier. Herausg. von Dr. Johann Gustav Büsching, Breslau, Bd. 1–4, 1813–1822. Reichen bis 1623.
- Pol, Nicolaus, Hemerologium Silesiacum Vratislaviense. Leipzig, 1612.
- Naso, Ephraim Ignaz, Phoenix redivivus. Breslau, 1667.
- Simplizissimus, Ungarischer oder Dacianischer, 1683.
- Lucae, Friedrich (Lichtstern), Schles. curiose Denkwürdigkeiten. Frankfurt a. M., 1689.
- Schlesische Fürstentrone. Frankfurt a. M., 1685.
- Sinapius, Johannes, Schlesischer Curiositäten erste Vorstellung. 2 Teile. Leipzig u. Breslau, 1720 u. 1728.
- Fibiger, M. J., Das in Schlessen gewaltthätig eingerissene Lutherthum. 1.–3. Teil. Breslau, 1722–24.
- Gomolecz, Daniel, Kurz-gefaßter Inbegriff der vornehmsten Merkwürdigkeiten in der Kayserl.-Königl. Stadt Breslau in Schlessen. 3 Teile. Breslau, 1731–1741. Dazu: Supplement oder Anhang. Ols, 1734.
- Stieff, Christian, Schlessisches historisches Labyrinth. Breslau und Leipzig, 1737.
- Klose, Sam. Benj., Neue literarische Unterhaltungen. Breslau, 4 Bände, 1774–75.

- Klose, Gottlieb Benjamin, Dokumentierte Geschichte und Beschreibung von Breslau, 3 Bde., 1781–1783.
- Zimmermann, Friedrich Albert, Beiträge zur Beschreibung von Schlesien. Bd. 1–10. Brieg, 1783–1794.
- Schlesische Provinzialblätter, 1785–1849. Neue Folge von 1862–1875, herausgegeben von Theodor Delener.
- Breslauische Erzähler, Der, eine Wochenschrift. Herausg. von Fülleborn. 1. Jahrg., 1800. Fülleborn arbeitet nur bis 1803 mit.
- Menzel, Karl Adolf, Topographische Chronik von Breslau. Breslau, 1805–07.
- Büsching, Joh. Gust., Volksagen, Märchen und Legenden. Leipzig, 1812.
- Fischer, Chr. Fr. Em., und Stuckart, E. Fr., Geschichte und Beschreibung der ehemaligen Burgvesten und Ritterschlösser der preussischen Monarchie. Schweidnitz, 1821.
- Franz, Agnes, Erzählungen und Sagen. Leipzig, 1825.
- Peschel, E. W., Volksagen und Märchen aus Schlesien. Bunzlau, 1830 (4. Aufl. 1840).
- Knie, J. G., und Melcher, J. M. L., Geographische Beschreibung von Schlesien. Breslau, 3 Bde., 1825–1830.
- Selt-Wespertinus, Sagen aus Breslaus Vorzeit. 1. Bändchen. Gesammelt und bearbeitet von R. W. Wespertinus (Rob. Büchner). Breslau, 1833. 2 Bändchen. Gesammelt und bearbeitet von J. (Franz) Selt (Mor. Bauschke) u. R. W. Wespertinus. Breslau, 1833.
- Krebs, Julius, Wanderungen durch Breslau. Breslau, 1836.
- Roland, Gustav, Vollständige Topographie von Breslau. Breslau, 1839/40.
- Ziehnert, Widar, Preussens Volksagen, Märchen und Legenden. 3 Bde. Leipzig, 1839/40.
- Goedsche, Hermann, Schlesischer Sagen-, Historien- und Legenden-schatz. Meissen, 1839/40.
- Silesia oder Schlesien in historischer, romantischer und malerischer Beziehung. Herausgeg. vom Vereine Gelehrter und Künstler. Bd. I. Glogau, 1841.
- Klose, Samuel Benjamin, Darstellung der inneren Verhältnisse der Stadt Breslau vom Jahre 1458 bis zum Jahre 1526. Scriptorum rer. Silesiacar. Bd. III. Herausgeg. von Gustav Adolf Stenzel. Breslau, 1847.
- Erdmann, Friedrich Wilhelm, Beschreibung der Kathedrale Kirche ad St. Johannem und der Kirche zum heiligen Kreuz. Breslau, 1850.
- Illustrierte Zeitung. Leipzig, 1. Jahrg., 1843. Insbes. 30. Jahrg., 1858.

- Kern, Joh., Schlesiens Sagen, Legenden und Geschichten. Breslau, 1867.
- Gräffe, J. G. Th., Sagenbuch des Preussischen Staates. 2 Bde. Glogau, 1868 u. 1871.
- Neugebauer, Julius, Der Zwinger und die kaufmännische Schützen-Bruderschaft (Beil. z. XIII. Bande d. Zeitschr. des Ver. für Geschichte und Altertum Schlesiens). Breslau, 1876.
- Schlasinger, Der gemittliche, Kalender. Begründet von Mar Heintel, herausg. von Philo vom Walde, dann von Paul Keller. 1. Jahrg., 1882.
- Philo vom Walde (Johann Reinelt), Schlessen in Sage und Brauch. Berlin 1884.
- Grabinski, Ludwig, Die Sagen, der Aberglaube und abergläubische Sitten in Schlessen. Schweidnitz, 1886.
- Vug, Oskar, Schlessische Heidenschancen. Grottkau, 1890.
- Goerlich, Maximilian, Aus Breslaus Vergangenheit. Breslau, 1895.
- Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. I. Band (Heft 1 u. 2). Breslau, 1896 usw.
- Hoffmann, Adalbert, Schlesiens Geschichte und geschichtliche Sage im Liede. Oppeln, 1897.
- Geyer, Albert, Geschichte und Sagen des alten Schleßerlandes. Leipzig, 1897.
- Scharnweber, P., Schlessische Balladen und Romanzen. Schweidnitz, 1898.
- Goerlich, Maximilian, Aus Schlesiens Vergangenheit. Breslau, 1898.
- Eyner, Heide, Schlessische Sagen. Breslau, 1905.
- „Schlessien“, Illustrierte Zeitschrift für die Pflege heimatlicher Kultur. Breslau und Kattowitz, 1907/08 – 1913/14.
- Kühnau, Richard, Schlessische Sagen. 4 Bde. Leipzig, 1910 – 13. – Sagen aus Schlessen. 2. A. Leipzig, Gohlis, 1925.
- Schmude, Albert, Breslau, Eine Heimatkunde. Breslau, 1921.
- Enderwisch, Fritz, Breslauer Sagen und Legenden. Breslau, 1921 u. 1922.
- Kirchner, Alexander, Breslauer Balladen. Breslau, 1922.
- Peudert, Will-Erich, Schlessische Sagen. Jena, 1923.
- Schlessische Monatshefte, herausg. von Dr. Ernst Boehlich. 1. Jahrg. Breslau, 1924.



Sachregister.

- Abt von Leubus 22 f., 73.
 Abt zu Strzyzn 102.
 Abt des Sandstifts 110.
 Äbtissin des Klarenklosters 173.
 Adalbert, der heilige 15, 95 f.
 Adalbertkirche 47, 146.
 Adelheid,
 Gemahlin Vladislaws II. 102.
 Adler, der schlesische 18, 33.
 Adler, der polnische 18.
 Adventszeit 151, 183.
 Agidiskirche 20.
 Albrecht Achilles 171.
 Albrecht II., König von Böhmen 106.
 Allerheiligste, das 53.
 Almosen, gebettelt 197.
 Altbüßer 74.
 Altbüßerstraße 74, 89, 149.
 Alte Frik 116.
 Alte Galgengäßchen 65.
 Alte Graben 77.
 Alte Sau, eine Kartaune 60 f.
 Anna, die heilige 127.
 Arme Schulschwester 159.
 Armesünberglocke 30, 43.
 August II., König von Polen 18.
 Augustiner-
 Chorherren 34, 110, 186.
 Ausfärgigenhospital 53.
 Backofen und Klöße 94 f.
 Baden, öffentliches 181.
 Balzer, ein Lahmer u. Blinder 173
 Bankier Scheitnig 182.
 Bär, eine Kartaune 62.
 Bärengeßpann 114.
 Barbaragasse 77.
 Barabarakirche 49, 52, 77, 112.
 Bart, langer 111 f.
 Bartholomäus, der heilige 32.
 Bartholomäuskirche 32, 172.
 Beatrix, Tochter Peter Wlasts 34.
 Begräbnisstätte Tauenkiens 117.
 Behr, Johannes 44.
 Beicht vor der Hinrichtung 47.
 Beil, im Fallen eingeschlagen 32.
 „Bernardus“, Hausname 73.
 Bernhardinermönche 52 f., 112.
 Bernhardenkirche 51–53.
 Bibernell 46, 132.
 Bild kehrt sich um 53.
 Bild, zeigt Georg v. Podiebrad in
 der Hölle 110 f.
 Bild wird durchstochen 161.
 Bild, sich selbst auflösend 159.
 Bild, von der Wand fallend 148.
 Bilder, im Wasser kreischend und
 lebend 188, 189.
 Bildbeiche 184.
 Bischof, Hartherziger 130.
 Blaue Marie, Muttergottesbild
 und Gasthaus 70.
 Blendung Peter Wlasts 101 f.
 Blindheit Misficas 99 f.
 Blut, aus den Hostien fließend 105.
 Blut eines Christenknaben 105.
 Blut, aus Wasser verwandelt 130.
 Blut, unverilgbar 189.
 Blutregen 134.
 Blutteich 130.
 Bohuvido,
 böhmischer Priester 100.
 Boleslaus Chabry 101.
 Boleslaus I. von Böhmen 16, 99.
 Boleslaw III., Herzog 101, 176.
 Boliel, Ritter 177 f.
 Bolko I., Herzog von Schweidnitz
 und Jauer 57.
 Brand des Doms 26 f., 30,
 Brand der „Blauen Marie“ 70.
 Brand der Muttergottesbeiche 184.
 Brand der Stadt 29, 127.
 Brücke zwischen den Magdalenen-
 türmen 40.
 Brustgasse 77.
 Brzetislaw, Böhmenherzog 16.
 Buch, in der Hand eines
 Gespenstes 139.

Bügel, Herr 178.
 Burg, die erste Breslaus 15 f.,
 100.
 Burg auf der Dominfel 47.
 Burgfeld 60.
 Burgpfaffe 178.
 Bürste, Bild am Oertor 58.
 Capistrano 52, 103 – 105.
 Cavallen 179, 181.
 Christenknaue
 von Juden getödet 105.
 Christentum angenommen 99.
 Christnacht 24.
 Christophoriplaz 75.
 Corpus-Christi-Kirche 52.
 Czeslaus, der selige 47, 48.
 Danzig 96.
 Degen statt Zepfer 117.
 Deutsch-Lissa 86 f., 189 – 192.
 Diebe in der Domkirche 27.
 Dobiesz, Marschall 102.
 Dohle, steinerne an der Kreuz-
 kirche 33.
 Dom 21 – 30, 95, 172.
 Dombrowka 15, 99 f.
 Domglocke 24 f.
 Dominikanerorden 47 f.
 Dominikanerkirche
 f. Adalbertkirche.
 Dominfel 15, 47.
 Domkapitel 187.
 Dompnigk, Landeshauptmann 90 f.
 Dompnigksäule 89 f.
 Domschüler auf der Kreuzkirche 33.
 Domturm, süblicher 26 – 30.
 Doppelgänger 157 – 159.
 Dorotheengasse 65.
 Dorotheenkirche 146.
 Drei Kreuze b. Gr.-Mochbern 170
 Dumlofische Kapelle 36.
 Ehtler, Bildhauer 180.
 Ekersdorf bei Breslau 187.
 Eherne Jungfrau 141.
 Eichelberg 17.
 Eickeln, steinerne
 am Schweidniger Keller 17.

Eichenburg 17.
 Eichengebüsch 15.
 Eigene Gestalt im Sarge sehen 26.
 Einmauerung als Strafe 19.
 Einsiedler 82, 91 f.
 Einsiedel beim Hundsfelbe 127.
 Eisenfaust 102 f.
 Eiserne Jungfrau 135 – 141.
 Elbing, Vincenz – 15, 102, 111.
 Elende Kreuz vor Nikolaitor 170.
 Elftausendjungfrauenkirche 53 f.
 Elisabethkirche und Turm 35 – 40.
 Elisabethgemeinde 52, 68.
 Elisabethkirche wird evangelisch 38.
 Engel, kohlenbüttend 127.
 Engelberg 171.
 Erbauer der eisernen Jungfrau 135.
 Erbauung der Agibikirche 20.
 Erbauung der Kreuzkirche 30 f.
 Erbauung der Martinikirche 20.
 Erbauung des Oertores 58.
 Erbauung der Sandkirche 34 f.
 Erbauung der Stadtwage 68.
 Ertränken 50.
 „Feldherrnbügel“ 170.
 Feuermann 152 – 157.
 Feuerregen 134.
 Feuerwunder des sel. Czeslaus 47.
 Feurige Erscheinungen 134.
 Fischerhütten 15, 100.
 Fliegen, kleine 134.
 Fluch 154.
 Forno, f. Graf Firnau.
 Forno, Horatius von, Beerdigung
 191.
 Franziskaner 52 f.
 Franz Ludwig, Bischof 148.
 Freiheitskämpfer 1848 begraben 38.
 Freimaurer 160 – 164.
 Friedersdorf, Kreis Neustadt 150.
 Friedrich V., von der Pfalz, König
 von Böhmen 145.
 Friedrich der Große, f. auch Alte
 Friß 149, 177.
 Friedrich Wilhelm II., König 182.
 „Fünf Sinne“ 58.

Fußtapfen, Tapfenstein 95.
 Gabelsürge 118.
 Galgen, der Alte 65.
 Galgen, der auf dem Schweidniger
 Anger 46, 65.
 Galgen, zum Galgen schleppen 144.
 Gallier, sterbender (Bildwerk) 179.
 Gefängnis, städtisches 75, 77, 91.
 Geheimschrift der Freimaurer 162.
 Geld zählen, gespenstisches 148.
 Geld streuen, gespenstisches 151.
 Gemahlin des Winterkönigs 145.
 Georg von Brandenburg, Mark-
 graf 113.
 Georg von Podiebrad 106 f., 110.
 Gertrudiskapelle 46.
 Gesang, gespenstischer 149, 150.
 Gespenster, s. Spuk.
 Gespensterhaus, s. auch Spukhaus
 148.
 Gespensterprozessionen 146.
 „Gierig“, Georg v. Podiebrad 107.
 Glockengießer auf d. Domburm 30.
 Glockenguß zu Breslau 42 f.
 Glogau 102, 176.
 Gnesen 99, 100.
 „Goldene Engel“ 71.
 Goldene Hand 103.
 Goldene Kette als Einsatz 38.
 Goldschmied Frank 27.
 Grab Peter Wlasts 111.
 Gräber unter dem Kirchsteige 36.
 Graf Firnau (Forno) 189–191.
 Graf Lottum 189.
 Grafen, zwei junge 150.
 Graupenturm.
 f. Gute-Graupenturm.
 Greiffenstein, der 25 f.
 Grenzmal 78, 96.
 Grisel, Orden 131.
 Groß-Mohbern 168, 170, 171.
 Groß-Nädliß 182, 183.
 Gründung, s. Erbauung.
 Gründung von Breslau 15 f.
 Gründungen der Templer 50, 52.
 Grüneiche 88, 94.

Guß der Armesünderglocke 43.
 Guß des Samson 62.
 Gute-Graupenturm 59, 93, Bild
 163.
 Haarabschneiden,
 heidnischer Brauch 99.
 Hadlow von Wilzburg 81 f.
 Hahn, Gestalt des Teufels 80.
 Hahn, schwarzer, mit blutrotem
 Kamm 82.
 Hahn (gewöhnlicher) 83, 87, 89.
 Hahn, teuflischer (Seele) 84, 86.
 Hahnenstein 83.
 Hahnträhne 77–89.
 Hanfgäßel 58.
 Hartlieb 161.
 Heidnische Götterbilder 100.
 Heilige Berg bei Oswig 173.
 Heilige-Grab-Kapelle 36.
 Heilige Hedwig 172.
 Hl. Jungfrau reicht eine Rose 22.
 Heiligenbilder 170, 187.
 Heiliger, Michael, Rotgießer 62.
 Heinrich I., der Bärtige 84.
 Heinrich III., Deutscher Kaiser 16.
 Heinrich IV.,
 Herzog von Breslau 30 f., 84 f.
 Heinrich V., Kaiser 176.
 Heinrich V., Herzog v. Breslau 57.
 Heinrich, Herzog von Münsterberg
 und Glatz 110.
 Henczko von Wiesenbuck 78–81.
 Herzog (schlechtin) 78–84.
 Herzoglicher Beamter 82 f.
 Hinrichtung der aufständischen
 Zunftgenossen 38.
 Hinrichtung eines Glockengießers
 43.
 Hinrichtung von Verbrechern 58.
 Hinrichtung von Ketzern 60.
 Hinrichtung eines Mörders 74.
 Hinrichtung einer Jungfer 75.
 Hinrichtung Dompnißs 91.
 Hofer, Weißgerber 111 f.
 Hohenlohe,
 Fürst Friedrich Ludwig 177.

- Hohenlohe,
 Prinz Wilhelm Ludwig 181.
 Holländische Inschrift 73.
 „Hölle“, ein Bild 110.
 Hostie, in die Höhe gehoben 48.
 Hostien geschändet 104 f.
 Hostie, ins Feuer geworfen, bleibt
 unverfehrt 105.
 Hostie, im Strauche vergraben 106.
 Hostie ausgespuckt 106.
 Huldigung
 vor dem alten Frigen 116.
 Huldigung
 vor den böhmischen Königen 170.
 Hund mit Jungfernkopf 75.
 Hunde fressen die Leichen 176.
 Hunde zerreißen den jungen
 Prinzen 181.
 Hundsfeld 134.
 Hundsfeld, Schlacht 176 f.
 Hungersnot 130, 134.
 Hussiten 103.
 Inschrift, holländische 73.
 Inschriften im Domchor 24.
 Inschriften am Oertor 58.
 St. Jakob, Kloster 52.
 Jesuiten 73.
 Johann, König von Böhmen 127.
 Johann Cicero von Branden-
 burg 171.
 Johannes der Täufer 24.
 Johanniter 52.
 Jude, verbrecherischer 180, 181.
 Judenfrevell 104 f.
 Judenknabe, kommunizierender
 131.
 Julia, Schwester Julius Cäsars
 101.
 Julius Cäsar 101.
 Julius II., Papst 101.
 Junger Priester stirbt statt des
 ältesten 23.
 Jungfer hingerichtet 75.
 Jungfern, alte auf der Magda-
 lenenbrücke 42.
 Jungfernsee bei Kottwik 186.
 Kaiser (ungenannt) 65.
 Kaiser, kaiserlicher Hof 68.
 Kaiserburg 135, 141, 137.
 Karfreitag 73.
 Karl V., Kaiser 111.
 Kartanunen 60, 62.
 Kartenspielen zweier Turm-
 wächter 36.
 Kasimir, König von Polen
 170, 171.
 Katharinenstraße 75.
 Kaze erschlagen 39.
 Kaze, schwarze (Teufel) 164.
 Kaken im Bredhause 70.
 Käckelkunst 203, 61.
 Käckelsches Geschlecht 39.
 Kaufmannsheim auf Schuhbrücke
 74.
 Kelch auf der Bernhardinkirche 52.
 Keher hingerichtet 60.
 Keher vertrieben 108.
 Keherberg 60.
 Kentschlau 170.
 Keuschheit, ewige, gebrochen 18 f.
 Kinderhospital Zum Heiligen
 Grabe 36.
 Kinderschreck 141.
 Kirchenbuße 74, 88.
 Kirchhof zu Deutsch-Lissa, Schlacht
 191.
 Kirchhofsgespens 142 f.
 Klarenkloster, Klarenstift 74, 78,
 174.
 Klausgraben, Klausgasse 77.
 Klausnerin vor St. Mauritius
 127.
 Kleinbielau 70.
 Klöße, drei blutfarbene 128.
 Klößeltor 94 f.
 Kloster, ehemaliges 73, 149.
 Kloster versunken 132.
 Kollegiatstift zum hl. Kreuz 32.
 Komet 107.
 Kommunion, heilige 131.
 König von Frankreich 107 f.
 König Lasla 107—110.

- König und der starke Hans 115.
 Kopf, steinerne am Domturm 26 f.
 Kopf abstoßen 130, 144, 168.
 Korn, Johann Gottlieb 174.
 Konrad von Salza 136 f.
 Kornregen 135.
 Kornwucherer 134.
 Kottwitz 168 f.
 Kranz Dombrowkas 100.
 Kränzelmarkt 18.
 Krappesche Kapelle 36.
 Kreuz auf einem Dach der Beherseite 39.
 Kreuz auf dem Mantel 82, 138.
 Kreuz (Feldkreuz) 86.
 Kreuz auf der Moldaubrücke 113.
 Kreuzherren mit rotem Stern 38, 40.
 Kreuzkirche 30–34.
 Kreuzlein, goldenes entrissen 82 f.
 Kreuzlein, geweihtes 84.
 Kreuzzeichen 143 f.
 Kreuzzug gegen Preußen 82.
 Kreuzzug gegen Palästina 177, 178.
 Kröte, Tier und Name eines Mannes 76.
 Kröte-Mühle 76.
 Krotkeberg 173.
 Kruzifix mit natürlichen Haaren 36.
 Kruzifix vor Ursulinenkloster 74.
 Kruzifix, silbernes 80.
 Kruzifix an der Hahnkrähe 78–81.
 Kruzifix an der Dompnigssäule 89.
 Kugel, feurige 48.
 Kunz, Thomas (Inskrift) 58.
 Küssen der eisernen Jungfrau 135, 142.
 Ladislaus, König von Böhmen 106 f.
 Landeck 120.
 Langewiese bei Sibyllenort 105 f.
 Laokoön 180.
 Lätaresonntag 100.
 Laubon 117.
 Laurentius, Bischof 21 f.
 Leichenbegängnis eigenes sehen 26.
 Leichenbegängnis, seinem eigenen zusehen (als Gestorbener) 190.
 Leichenzug, gespenstischer 183.
 Leichnam unter den Granitplatten des Kirchsteiges 38.
 Licht verloscht von selbst 150 f.
 Lehrjunge erstochen 43, 62.
 Lestif, Fürst in Schlesien 101.
 Leubus, Kloster und Mönche 22 f. 73.
 Leutko, Ritter 78–81.
 Lichtersheinungen über der Hostie 106.
 Lilienthal 161.
 Löwe, eine Kartaune 62.
 Löwen brüllen zum Vorzeichen 107.
 Lutko, Ritter 21.
 Magdalenenkirche und Türme 40–44, 74, 146.
 Magdalenenkirchhof 89.
 Magyaren 84, 85.
 Mähren 103.
 Mantel der Muttergottes 131.
 Mantelwunder des sel. Czeslaus 48.
 Margaretenmühle 76.
 Maria von Greiffenstein 24 f.
 Maria auf dem Sande, Unsere liebe Frau 34.
 Maria, Gemahlin Peter Wlastis 34, 102, 111.
 Marienbild bei Oswig 173.
 Marienbild am Schweidnitzer Pförtchen 44.
 Martinikirche 20.
 Matthias Corvinus 90 f., 170, 171.
 Matthias Foyt, Ratsherr 91.
 Matthiaskloster 173.
 Mäuseprinzessin 118–124.

Mäusetisch 130 f.
 Meermauer in der „Blauen Marie“ 70.
 Meerweib 140.
 Meleschwiß 183.
 Messe in St. Elisabethkirche 38.
 Michaeliskirche 105.
 Militisch 127.
 Miesko, Mieslaus, Mistla I. 15, 16, 99 f.
 Mistla, Herzog von Oppeln und Ratibor 30.
 Mittelfeld 152.
 Moibanus, Dr. Ambrosius 40.
 Moldaubrücke 113.
 Mönch und Nonne 18.
 Mongolensturm 40.
 Mühle zur Hinrichtung 141 f.
 Mühle mit dem Teufel 114 f.
 Müller, Wilhelm 42.
 Mustt, gespenstische 149.
 Mustt, Zur stillen 149.
 Muttergottesbild 173, 184.
 Muttergottesseiche 184.
 Nanter, Bischof 127.
 Neisse 148.
 Neuenhof in der Lausitz 122.
 Neue Weltgasse 77.
 Neujahrsnacht 24.
 Neumarkt, Stadt 74, 89.
 Neun Hostien 104.
 Neun Kirchen gebaut 15.
 Neun Töchter 73.
 Niederkunft, erwartete 174.
 Nikolaikirche 50.
 Nikolaistraße 77, 149.
 Nikolaitor 53, 82, 83, 86, 88, 169, 170.
 Nikolaus, Astronomikus zu Prag 107.
 Nikolaus, der heilige 50, 188.
 Nonne (Mönch und Nonne) 18.
 Nonnen 149.
 Ochsenrennen 170, 185.
 Obertor 57 f.
 Ofen, glühender 131.

Oplauer Straße 75, 128, 148, 175.
 Oplauer Tor 75.
 Oplauer Schwibbogen u. Brücke 148.
 Ople 15, 19, 75, 100.
 Ohrenabschneiden 89.
 Obergskirchlein 36.
 Oleschen 183.
 Oppeln 96.
 Ottwiß 134, 184.
 Palisus 18 f.
 Pappelbrunnen 60.
 Paradeplatz (Siebenkurfürstenseite) 39, 66.
 Patzschau 177.
 Pest in Breslau 46, 132, 146.
 Pestbild am Schweidnitzer Pförtchen 44.
 Peta, Chan der Tataren 47.
 Peter Rindfleisch 170.
 Peter Wlast 20, 34, 101 f., 111.
 Pferde bleiben vor der Hostie stehen 106.
 Pferde gehen nicht von der Stelle 161.
 Pferde steigen die Treppe herauf 71.
 Pferde, schwarze (gespenstische) 183.
 Pferdeköpfe am „Goldenen Engel“ 71.
 Pfuhl, ausgetrockneter 15.
 Polnischer Graf 106.
 Polnisch-Neudorf 152.
 Pöpelwiß 89.
 Prag 20, 107 f., 112.
 Prämonstratenser 16, 20.
 Preichau bei Steinau 21.
 Preußen, die heidnischen 82.
 Priester, heidnische 17, 99.
 Priester, junger, findet weiße Rose 23.
 Priester, erhält von Muttergottes die weiße Rose 22.
 Priester, wider Willen 24 f.

Prophezeiung über Breslau und
 Prag 20.
 Psephole 176.
 Quarckberg b. Deutsch-Lissa 190 f.
 Rabenstein 46.
 Radmantel eines Domschülers 33.
 Rat der Stadt 18, 38, 52, 68,
 78, 91, 111, 112, 191.
 Rathhaus, das Alte 17 f.
 Rathhaus, das heutige 15, 17.
 Ratibor 30, 47.
 Ratten und Mäuse (Seelen) 131.
 Räuberschloß b. Pöpelwitz 174.
 Reformation eingedrungen 39, 52.
 Reichenstein, Frau von 145 f.
 Rhinoceros, eine Kartaune 62.
 Riesengebein 32.
 Ring, der Breslauer 17.
 Ring, vom Finger gezogen 18 f.
 Ring (Ehering) entrisen 84, 85.
 Ring, Verlobungsring zerbrochen
 87.
 Ring der Frau von Reichenstein
 146.
 Ringhaus, gespenstisches
 148, 150.
 Ritterburg bei Scheitnig 178.
 Rofhjan, huffitischer Erzbischof
 52, 107 f.
 Rosen, duftende, töten 21 f.
 Rosenfeelen 23.
 Rof, aus einem Hahn ver-
 wandelt 81, 84.
 Roter Rod 50.
 Rotes Wasser 130.
 Rudolf von Habsburg 117.
 Rummel, Kommerzienrat 150.
 Rybisch, Heinrich 38, 112 f.
 Säbel ziehen bei der hl. Messe 100.
 Saganer Heide 103.
 Sägewerke 16.
 Samland 96.
 Samson, ein Kartaune 60 f.
 Sandkirche 34 f., 110.
 Sandkist 191, siehe Augustiner-
 Chorherren.

Sandzeughaus 62.
 Sarg, Mann im Sarge 103 f.
 Sarg und Sargträger 24 f.
 Shadow, Bildhauer 73.
 Schalaune, Schülermantel 33.
 Schak 192 f.
 Scheintote Frau 71.
 Scheitnig, Dorf 177.
 Scheitnig, Überfahrt nach 48.
 Scheitnig, Name 177—179.
 Scheitniger Park 34, 177—182.
 Scheitniger Straße 158.
 Scheitniger Wald 134.
 Schildkröte auf der Schuhbrücke 73.
 Schlangen, Schlängengrube 181.
 Schlange, große (Teufel) 164.
 Schlangenberg 180.
 Schlangenmann 180.
 Schleuderstein des Teufels 188.
 Schmograu 15.
 Schmiede 113 f.
 Schuhbrücke 71, 73, 151.
 Schulze von Cawallen 179.
 Schuß nach dem Marienbilde 44.
 Schuster als Vampir 128—130.
 Schwarze Gestalt, Gestalten
 150, 183.
 Schwarzer Hahn 82.
 Schwarze Hunde 146.
 Schwarze Meile, die 152 f.
 Schwarzer Sarg (gespenstisch) 26.
 Schwarzer Vogel 192.
 Schwarz gekleidete Domherren
 (Gespenster) 26.
 Schwarzwasser 181.
 Schwarzwerden eines Bildes 53.
 Schweden 172.
 Schwedenschanze bei Oswitz 172.
 Schweidnitz 109.
 Schweidnitzer Keller 17, 65.
 Schweidnitzer Pförtchen 44.
 Schweidnitzer Thor 44, 91.
 Schwibbogen, vor der Dorotheen-
 gasse 65.
 Schwibbogen, Ohlauer 75, 148.
 Schwibbogen (Klöfektor) 94.

- Scultetus, Erhard 38.
 Selbstmörder 128.
 Semomistlaus 99.
 Sibirien 87.
 Siebichfür 91 f.
 Sieben Frauen Mistkas 99.
 Sieben Taler 134.
 Siebentes Jahr Mistkas 99.
 77 Kirchen gebaut 102.
 Siegismond, König v. Ungarn 36.
 Siegesgäßchen, Stenplatz 77.
 Soldat, unheimlich starker 115.
 Sperlingsberg 73.
 Spruch an Treppe zum
 Schweidnicher Keller 65.
 Spukerscheinungen 115, 135,
 148 f., 150, 159 f., 172, 192.
 Spukgestalten 138 f., 145 f.
 Spukhaus 148.
 Stadtbrauhaus, das alte 65.
 Stadtmauer niedergerissen 57.
 Stadtmauer an der Ohle 75.
 Stadtmühle (Neumühle) 50.
 Stadtwage 58, 66—68.
 Stange, Stab aus 12 Eisen-
 stangen geschmiedet 116.
 Starke Hans, der 113—116.
 Stein, Bildhauer 179.
 Stein gewordene Jungfrauen 74.
 Steinerner Dohle 33.
 Steinerner Kopf am Domturm
 26 f.
 Steinerne Tanz 73.
 Steinkreuz bei Gabitz 168.
 Stellmachergeselle 87 f.
 Stephan von Baugen, Graf 103.
 Sterbekleid geraubt 143 f.
 Strachwitz, Bischof 22 f.
 Straßbauten 58 f.
 Stufenzahl der Bartholomäus-
 kirche 32.
 Sühneprozession 105 f.
 Sumpf, trockengelegter 17.
 Sumpf, im Sumpfe waten 183.
 Swentoslaus,
 Sohn Peter Wlasts 34.
 Tanzende Jungfrauen 73, 186.
 Tappenstein im Dom 96.
 Taschenstraße 118 f.
 Tataren 47, 60, 88 f.
 Tatarenpfeile 60.
 Tatarensäule 59.
 Tauenzien, Tauenzienplatz und
 Denkmal 117.
 Tauser, Karl 198.
 Taza, Wendensfürst 102.
 Templerorden 50, 136.
 Teufel, böse Geist, Satan 80, 81,
 83, 84, 86, 87, 188.
 Teufel in der Mühle 114.
 Teufel, oberste der 115.
 Teufel pakt einen Glucher 128.
 Teufel holt die Freimaurer 164.
 Thomas I., Bischof 76.
 Thomas II., Bischof 30.
 Tinz, 183.
 Tinz, Klein- 152.
 Tod, angekündigt durch weiße
 Rose 21 f.
 Tod durch die Domglocke 24 f.
 Tod der Freimaurer 162 f.
 Tod austragen 100.
 Todesjungfrau, Elisabeth 140.
 Tote fordert Gericht 145.
 Tote sieht seinem Begräbnis zu
 190.
 Tränenkrüge 183.
 Traum 82, 83, 84, 132, 140,
 193.
 Tscheptine 170.
 Türkei 80.
 Türken 111.
 Türkische Galeere (Luftgesicht) 134.
 Turm, als Gefängnis 83.
 Turm zu Ebersdorf 187.
 Turm der Kreuzkirche 33.
 Turmabsturz von St. Elisabeth
 39 f.
 Turmwächter des Doms 26.
 Turmwächter von St. Elisabeth
 35, 142.
 Türme, „fünf Sinne“ genannt 58.

Türme der Maria-Magdalenen-
 kirche 40.
 Türme, Spitzige Häuser-, vier-
 edrige Gebäude 15, 17.
 Unterirdischer Gang 65, 174.
 Urban, Weißgerber (Inskrift) 58
 Verbrennen 75, 130.
 Vampir 128 – 130, 168.
 Venus (Bildwerk) 179.
 Vertreibung der Bernhardiner-
 mönche 52.
 Viktor, Dekan 20.
 Vincentius, der heilige 24.
 Vincenzkirche 146.
 Vincenzkloster 15, 102, 111, 132,
 133, 135.
 Vita decessit 58.
 Wratfaw 16.
 Waffen der Tataren 60.
 Wahlstatt, Schlachtfeld 60, 89.
 Wallfahrten in der Stadt 36, 74.
 Walter, Bischof 20.
 Wappen und Wappentiere 18.
 Waschteich, der große 132, 152.
 Wasserkunst am Keherberg
 61.
 Wechselbalg 167.
 Wegzehrung, heilige 50.
 Wehreinrichtungen 55 – 62.
 Weidenborn 76.
 Weidenstraße 76.
 Weinen um einen Toten 182 f.
 Weinstock, der alte 75.
 Weiße Frau 151.
 Weißen Berge, am (Schlacht)
 145.
 Weiße Rose im Dom 21.
 Weißgerber 52.
 Weistrit 192.
 Weiterleben nach dem Tode 190.

Wenzel, Herzog von Sagan 77.
 Wenzel, Ritter Heinrich 192 f.
 Werner von Bruned, Verwalter
 der kaiserlichen Burg 136.
 Wette um die Elisabethkirche 38.
 Wiegandsthal, Rudolf von,
 Domherr 24.
 Wiesenburger, der 84.
 Wilde, Michael (Mathes) 44.
 Wilde Jäger 151.
 Wilren 190.
 „Windmühle“ am Christophori-
 platz 75 f.
 Wintergarten 158.
 Wirrwitz 188.
 Wladislaw II.,
 Herzog von Schlesien 101.
 Wladislaw II.,
 König von Böhmen 170, 171.
 Woislaw mit der goldenen Hand
 102.
 Wratislaw I.,
 Herzog von Böhmen 16.
 Wratislavia 16, 80.
 Wurzel, seltsame 32.
 Wurzel, heilende 127, 132.
 Ysenburg, Ritter 85 f.
 Zeughaus, altes 60.
 Zeugmacher baut die Stadtwage
 67 f.
 Ziegeltor 48.
 Ziegengasse 74.
 Ziegen-Kathrine 74.
 Ziegenplatz 77.
 Zimmermann abgestürzt 32.
 Zindel, 183.
 Zobtengipfel 188.
 Zünfte, Aufstand 36.
 Zunge abschneiden 102.
 Zwölften, die 152.

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Vorwort des Herausgebers	7
I. Die Stadt und ihre Heiligtümer	13
1. Die Gründung Breslaus	15
2. Der Eichelberg und das Rathaus	17
3. Das alte Rathaus mit dem Mönch und der Nonne	18
4. Prophezeiung vom Untergange Breslaus	20
5. Die Agidikirche und das Martinikirchlein von Peter Wlast gegründet	20
6. Die weiße Rose im Dome zu Breslau	21
7. Die weiße Rose des jungen Priesters	23
8. Die Domglocke zu Breslau als Verkünderin des Todes	24
9. Der steinerne Kopf am südlichen Domturme	26
10. Der Bau der Kreuzkirche	30
11. Die Dohle an der Kreuzkirche	33
12. Der Ursprung der Sandkirche	34
13. Warum der Turmwächter von St. Elisabet kein Licht haben durfte	35
14. Das Olbergskirchlein an der Elisabetkirche	36
15. Gräber unter dem Kirchsteige von St. Elisabet	36
16. Wie die Elisabetkirche evangelisch wurde	38
17. Der Absturz der Turmspitze von St. Elisabet	39
18. Die Türme der Maria-Magdalenen-Kirche	40
19. Der Glockenguß zu Breslau	42
20. Das Marienbild und das Pestbild am ehemaligen Schweid- niger Pförtchen	44
21. Von der Gertrudiskapelle vor dem Schweidniger To	46
22. Das Feuerwunder des seligen Ezeslaus	47
23. Das Mantelwunder des seligen Ezeslaus	48
24. St. Nikolaus rettet eine arme Sünderin vom Tode des Ertrinkens	50
25. Templergründungen in Breslau	50
26. Der Kelch auf der Spitze der Bernhardinkirche	52
27. Das Wunder bei der Austreibung der Bernhardinermönche	52
28. Woher die Elftausendjungfrauenkirche ihren Namen hat	53

II. Die Wehreinrichtungen	55
29. Warum die Breslauer ihre Stadtmauer zu einem Teil niederreißen mußten	57
30. Namen und Zeichen am alten Obertore	57
31. Straßbanten	58
32. Das Burgfeld	60
33. Tatarenpfeile im alten Zeughause	60
34. Der Kehlerberg	60
35. Der Fuß des „Samson“ oder „Alten Sau“	60
III. Straßen und Gassen, Gebäude und Denkmäler . .	63
36. Der alte Galgen	65
37. Spruch an der Treppe zum Schweidnitzer Keller	65
38. Die Breslauer Stadtwage	66
39. Das Gasthaus „Zur blauen Marie“	70
40. Die Pferdeköpfe am „goldenen Engel“	71
41. Die „Schilbkörte“ in der alten Schuhbrücke	73
42. Der steinerne Tanz auf der Schuhbrücke	73
43. Die Altbüßerstraße	74
44. Die Ziegengasse	74
45. Der steinerne Hund mit dem Jungfernkopfe auf der Katharinenstraße	75
46. Der alte Weinstock auf der Ohlauer Straße	75
47. Die Windmühle am Christophoriplatz	75
48. Die Weidenstraße	76
49. Die Kröte-Mühle	76
50. Herzog Wenzel von Sagan und die Barbaragasse . . .	77
51. Die Neue Weltgasse	77
52. Die Hahnkrähe	77
53. Die sogenannte Dompnigssäule am Magdalenenpfarrhause	89
54. Der Siebtschür	91
55. Das Klößeltor am Dom	94
56. Die Fußtapfen des hl. Adalbert im Dom	95
IV. Personen	97
57. Misica und die Einführung des Christentums in Schlessen	99
58. Abstammung der schlesischen Herzöge von Julius Cäsar	101
59. Peter Wlasts Blendung	101
60. Woislaw mit der goldenen Hand	102
61. Capistrano und der Mann im Sarge	103
62. Angebliche Judenfrevel zu Capistranos Zeit	104
63. Entstehung der Sühneprozession nach Langewiese . . .	105
64. Des jungen Königs Ladislaus plötzlicher Tod	106
65. König Georg von Podiebrad in der Hölle	110
66. Vom Grabe Peter Wlasts	111
67. Weißgerber Hofier mit dem langen Bart	111

68. Heinz Kybisch in Prag	112
69. Der starke Hans	113
70. Wie der alte Friß zu Breslau sich huldigen ließ	116
71. Vom General Tauenhien	117
72. Die Mäuseprinzessin von der Taschenstraße	118

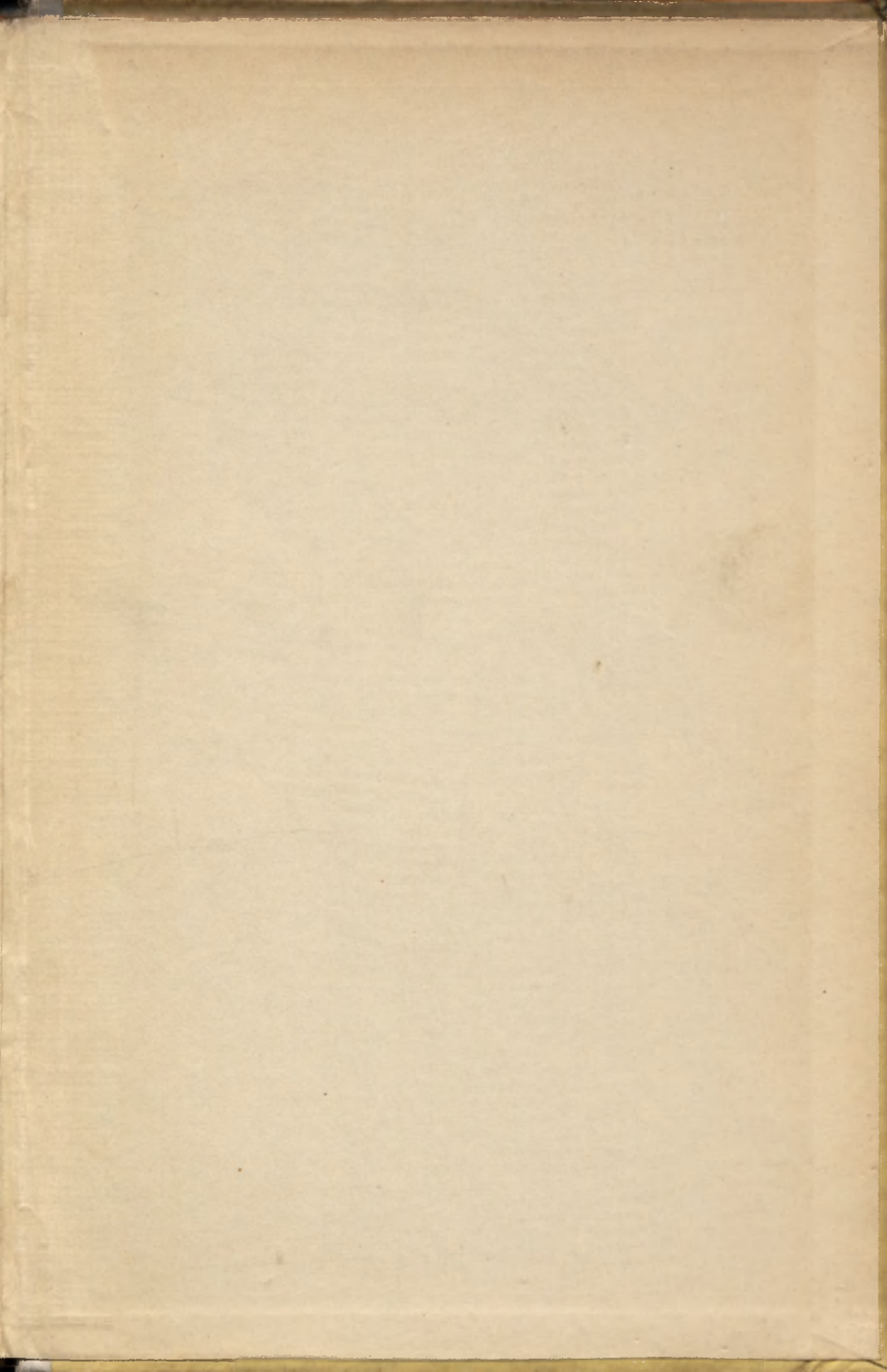
V. Spuk und Gespenster, Dämonen und wunderbare Ereignisse

bare Ereignisse	125
73. Der kohlenstüttende Engel über der Stadt Breslau . .	127
74. St. Anna heilt eine Gelähmte	127
75. Der Teufel pakt einen betrunkenen Glucker	128
76. Ein Breslauer Schuster als Vampir	128
77. Der Mäufeteich oder Blutteich	130
78. Der kommunizierende Judenknabe	131
79. Der große Waschteich	132
80. Bibernell als Pestmittel	132
81. Feuer- und Blutregen	134
82. Das Lustgesicht einer türkischen Galeere	134
83. Eines Kornwucherers wunderbare Strafe	134
84. Kornregen	135
85. Die eiserne Jungfrau in der Breslauer Kaiserburg . .	135
86. Die eiserne Jungfrau zu Breslau als Kinderschreck . .	141
87. Der Turmwächter von St. Elisabeth und das Kirchhofsgespenst	142
88. Die Tote fordert Gericht	145
89. Gespensterprozessionen	146
90. Das Todeszeichen	148
91. Ein Spukhaus auf der Ohlauer Straße	148
92. Das Gespensterhaus auf dem Ringe	148
93. Gespenstischer Gesang und Musik in den Kellern zweier Häuser zu Breslau	149
94. Gespenstische Erscheinungen in einem Ringhause . . .	150
95. Die weiße Frau auf der Schuhbrücke	151
96. Der wilde Jäger	151
97. Eine Breslauer Geschichte vom Feuermann	152
98. Der Doppelgänger	157
99. Das sich aufrollende Bild	159
100. Von den Freimaurem	160

VI. Die Umgegend der Stadt

101. Der Wechselbalg	167
102. Das Steinkreuz bei Gabitz	168
103. Der Schäfer von Groß-Mochbern	168
104. Die drei Kreuze bei Groß-Mochbern und das Elende Kreuz vor dem Nikolaitore	170

	Seite
105. Johann Cicero von Brandenburg bei Groß-Mochbern	171
106. Die Schwedenschanze bei Oswig	172
107. Das Marienbild auf dem Heiligen Berge bei Oswig . .	173
108. Das alte Räuberschloß bei Pöpelwitz	174
109. Die Schlacht bei Hundsfeld	176
110. Der Name Scheitnig	177
111. Der Schulze von Cawallen	179
112. Der Schlangenmann im Hohenloheschen Park	180
113. Der kleine Prinz Hohenlohe von Hunden zerrissen . . .	181
114. Die Säule bei der Schweizerei	182
115. Man soll nicht zuviel um einen Toten weinen. Die Tränenkrüge	182
116. Gespenstischer Leichenzug	183
117. Brand der Muttergottesleiche bei Ottwitz und Rettung des Muttergottesbildes	184
118. Die drei Jungfern und der Jungfernsee bei Kottwitz . .	186
119. Die Heiligenbilder im Turme zu Edersdorf bei Breslau	187
120. Der Schleuderstein des Teufels bei Wirrwitz	188
121. Das Bild des bösen Grafen im Schlosse zu Deutsch-Lissa	189
122. Die Mordtat des letzten Grafen Firnan zu Deutsch-Lissa	189
123. Vorgänge nach dem Tode des Grafen Firnan zu Deutsch- Lissa	190
124. Die Schlacht auf dem Kirchhofe zu Deutsch-Lissa	191
125. Die unheimliche Stelle in der Weistritz bei Deutsch-Lissa	192
126. Die Schakentdeckung des Junkers Heinrich Wenkel . .	192
Literarische Nachweise und Anmerkungen	195
Quellen und Rinnsale	215
Sachregister	219



Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000464895



I 210112

SL